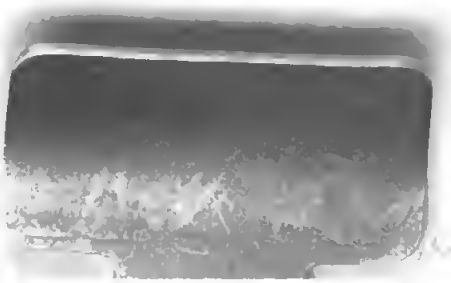


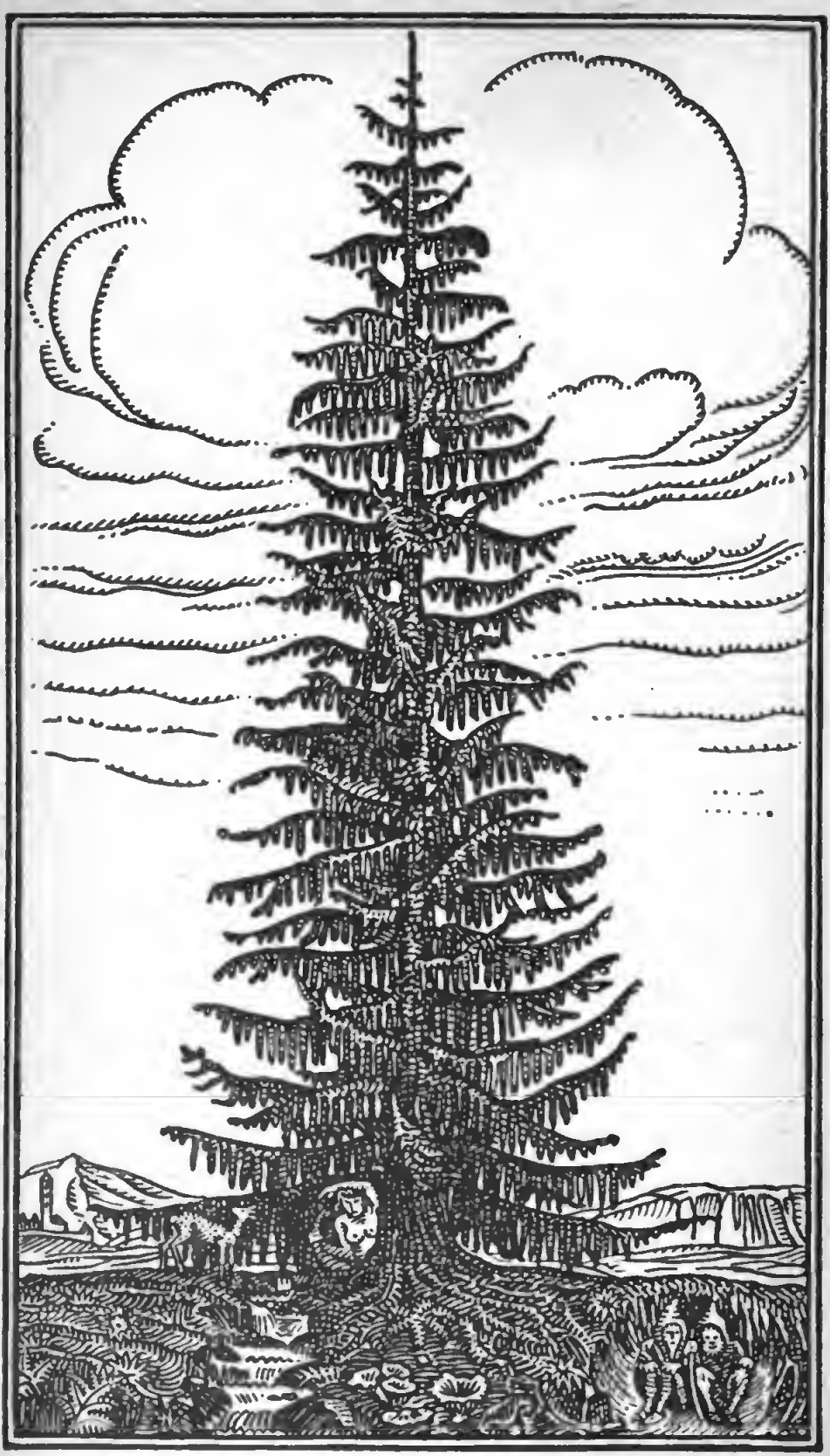
# Die Märchen der Weltliteratur

Herausgegeben von
Prof. DR. Friedrich von der Leyen=
München und DR. Paul Zaunert=
Marburg

Die Ausstattung besorgte
F. H. Ehmcke

178402

English 6-7-26



# Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch die Brüder Grimm

Jakob Ludwig Karl Grimm

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY
FKL
PT
921
.G7
G72
1922
v.2

Zweiter Band

Jubiläumsausgabe

Herausgegeben von
Friedrich von der Leyen
Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena 1922

Fünfzehntes bis zwanzigstes Tausend

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten. Copyright
1922 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

# 75. ..udeif un ſien Meeſter

A ſien Sohn en Handwerk lehren loeten, do gonk Jan in de Kerke un beddet to uſſen Herrgott wat üm wull ſelig (zuträglich) wöre: do ſteit de Köſter achter dat Altar und ſeg „dat Gaudeifen, dat Gaudeifen (gaudieben).“ Do geit Jan wier to ſien Sohn, he möſt dat Gaudeifen lehren, dat hedde em uſſe Hergott ſegt. Geit he met ſienen Sohn und ſögt ſik enen Mann, de dat Gaudeifen kann. Do goht ſe ene ganze Tied, kommt in ſo'n graut Wold, do ſteit ſo'n klein Hüsken mot ſo'ne olle Frau derin; ſeg Jan „wiet ji nich enen Mann, de dat Gaudeifen kann?“ / „Dat känn ji hier wull lehren,“ ſeg de Frau, „mien Sohn is en Meeſter dervon.“ Do kührt (ſpricht) he met den Sohn, of he dat Gaudeifen auk recht könne? De Gaudeifsmeeſter ſeg ick willt juen Sohn wull lehren, dann kummt övern Johr wier, wann ji dann juen Sohn noch kennt, dann will ick gar kien Lehrgeld hebben, un kenne ji em nig, dann müge ji mi twe hunnert Dahler giewen.“

De Vader geit wier noh Hues, und den Sohn lehret gut hexen und gaudeifen. Aſſe dat Johr um is, geit de Vader alle un grient wu he dat anfangen will, dat he ſienen Sohn kennt. Aſſe he der ſo geit un grient, do kümmt em ſo'n klein Männken in die Möte (entgegen), dat ſeg „Mann, wat grien ji? ji ſind je ſo bedröft.“ / „O,“ ſeg Jan, „ick hebbe mienen Sohn vör en Johr bi en Gaudeifsmeeſter vermet, do ſede de mig, ick ſöll övert Johr wier kummen, un wann ick dann mienen Sohn nich kennde, dann ſöll ick em twe hunnert Dahler giewen, und wann ick em kennde, dann höf ick nix to giewen; nu ſin ick ſo bange dat ick em nig kenne, un ick weet nig, wo ick dat Geld her kriegen ſall.“ Do ſeg dat Männken, he ſöll en Körſken Braut met niemen, un gohen unner den Kamin ſtohen: „do up den Hahlbaum ſteit den Körſken, do kiekt en Vügelken uht, dat is jue Sohn.“

Do geit Jan hen un ſchmit en Körfken Schwatbraut vör den Korf, do kümmt dat Vügelken daruht un blickt der up. „Holla, mien Sohn, biſt du hier?" ſeg de Vader. Da freute ſick de Sohn dat he ſinen Vader ſog; awerſt de Lehrmeeſter ſeg „dat het ju de Dûvel in giewen, wo könn ji ſus juen Sohn kennen?" / „Vader, loet us gohn" ſede de Junge.

Do will de Vader met ſienen Sohn nach Hues hengohn, unnerweges kümmt der ne Kutſke anföhren, do ſegd de Sohn to ſienen Vader „ick will mie in enen grauten Windhund maken, dann künn ji viel Geld met mie verdienen." Da röpt de Heer uht de Kutſke „Mann, will ji den Hund verkaupen?" / „Jau," ſede de Vader. „Wu viel Geld will ji den vör hebben?" / „Dertig Dahler." / „Je, Mann, dat is je viel, men wegen dat et ſo'n eislicke rohren Ruen (gewaltig ſchöner Rüde) is, ſo will ick en beſhollen." De Heer nimmt en in ſiene Kutſke, aſſe de en lück (wenig) wegföhrt is, do ſprinkt de Hund uht den Wagen de Glaſe, un do was he kien Windhund mehr un was wier bi ſienen Vader.

Do goht ſie toſamen noh Hues. Den annern Dag is in dat neigſte Dorb Markt, do ſeg de Junge to ſienen Vader „ick will mie nu in en ſchön Perd maken, dann verkaupet mie; averſt wann ji mi verkaupet, do möt ji mi den Taum uttrecken, süs kann ick kien Menſk wier weren." Do treckt de Vader met dat Perd noh't Markt, do kümmt de Gaudeifsmeeſter und köft dat Perd för hunnert Dahler, un de Vader verget und treckt em den Taum nig uht. Do treckt de Mann mit das Perd noh Hues, und doet et in en Stall. Aſſe de Magd öwer de Dele geiht, do ſegt dat Perd „tüh mie den Taum uht, tüh mie den Taum uht." Do ſteiht de Magd un luſtert, „je, kannſt du kühren?" Geit hen un tüht em den Taum uht, do werd dat Perd en Lüning (Sperling), un flügt öwer de Döhre, un de Hexenmeeſter auk en Lüning un flügt em noh. Do kümmt ſe bie ene (zuſammen), un bietet ſick, awerſt de Meeſter verſpielt un mäk ſick in't Water, un is en Fiſk. Do werd de Junge auk en Fiſk, un ſe bietet ſick wier, dat de Meeſter verſpielen mot. Do mäk ſick de Meeſter in en Hohn, un de Junge werd en Voß un bitt den Meeſter den Kopp af; do is he ſtorwen und liegt daut bes up düſſen Dag.

# 76. Die kluge Bauerntochter

Es war einmal ein armer Bauer, der hatte kein Land, nur ein kleines Häuschen und eine alleinige Tochter, da sprach die Tochter „wir sollten den Herrn König um ein Stück Rottland bitten.“ Da der König ihre Armut hörte, schenkte er ihnen auch ein Eckchen Rasen, den hackte sie und ihr Vater um, und wollte ein wenig Korn und der Art Frucht darauf säen. Als sie den Acker beinahe herum hatten, so fanden sie in der Erde einen Mörsel von purem Gold. „Hör,“ sagte der Vater zu dem Mädchen, „weil unser Herr König so gnädig gewesen ist und hat uns diesen Acker geschenkt, so müssen wir ihm den Mörsel dafür geben.“ Die Tochter aber wollt es nicht bewilligen und sagte „Vater, wenn wir den Mörsel haben und haben den Stößer nicht, dann müssen wir auch den Stößer herbeischaffen, darum schweigt lieber still.“ Er wollte ihr aber nicht gehorchen, nahm den Mörsel, trug ihn zum Herrn König und sagte den hätte er gefunden in der Heide, ob er ihn als eine Verehrung annehmen wollte. Der König nahm den Mörsel und fragte ob er nichts mehr gefunden hätte? „Nein,“ antwortete der Bauer. Da sagte der König er sollte nun auch den Stößer herbeischaffen. Der Bauer sprach den hätten sie nicht gefunden; aber das half ihm so viel, als hätt er's in den Wind gesagt, er ward ins Gefängnis gesetzt, und sollte so lange da sitzen, bis er den Stößer herbeigeschafft hätte. Die Bedienten mußten ihm täglich Wasser und Brot bringen, was man so in dem Gefängnis kriegt, da hörten sie, wie der Mann als fort schrie „ach, hätt ich meiner Tochter gehört! ach, ach, hätt ich meiner Tochter gehört!“ Da gingen die Bedienten zum König und sprachen das, wie der Gefangene als fort schrie „ach, hätt ich doch meiner Tochter gehört!“ und wollte nicht essen und nicht trinken. Da befahl er den Bedienten sie sollten den Gefangenen vor ihn bringen, und da fragte ihn der Herr König warum er also fort schrie „ach, hätt ich meiner Toch-

ter gehört!"/„Was hat Eure Tochter denn gesagt?"/„Ja sie hat gesprochen ich sollte den Mörsel nicht bringen, sonst müßt ich auch den Stößer schaffen."/„Habt Ihr so eine kluge Tochter, so laßt sie einmal herkommen." Also mußte sie vor den König kommen, der fragte sie ob sie denn so klug wäre, und sagte er wollte ihr ein Rätsel aufgeben, wenn sie das treffen könnte, dann wollte er sie heiraten. Da sprach sie gleich ja, sie wollt's erraten. Da sagte der König „komm zu mir, nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wenn du das kannst, will ich dich heiraten." Da ging sie hin, und zog sich aus splinternackend, da war sie nicht gekleidet, und nahm ein großes Fischgarn, und setzte sich hinein und wickelte es ganz um sich herum, da war sie nicht nackend: und borgte einen Esel fürs Geld und band dem Esel das Fischgarn an den Schwanz, darin er sie fortschleppen mußte, und war das nicht geritten und nicht gefahren: der Esel mußte sie aber in der Fahrgleise schleppen, so daß sie nur mit der großen Zehe auf die Erde kam, und war das nicht in dem Wege und nicht außer dem Wege. Und wie sie so daher kam, sagte der König sie hätte das Rätsel getroffen, und es wäre alles erfüllt. Da ließ er ihren Vater los aus dem Gefängnis, und nahm sie bei sich als seine Gemahlin und befahl ihr das ganze königliche Gut an.

Nun waren etliche Jahre herum, als der Herr König einmal auf die Parade zog, da trug es sich zu, daß Bauern mit ihren Wagen vor dem Schloß hielten, die hatten Holz verkauft; etliche hatten Ochsen vorgespannt, und etliche Pferde. Da war ein Bauer, der hatte drei Pferde, davon kriegte eins ein junges Füllchen, das lief weg und legte sich mitten zwischen zwei Ochsen, die vor dem Wagen waren. Als nun die Bauern zusammenkamen, fingen sie an sich zu zanken, zu schmeißen und zu lärmen, und der Ochsenbauer wollte das Füllchen behalten und sagte die Ochsen hätten's gehabt: und der andere sagte nein, seine Pferde hätten's gehabt, und es wäre sein. Der Zank kam vor den König, und er tat den Ausspruch wo das Füllen gelegen hätte, da sollte es bleiben; und also bekam's der Ochsenbauer, dem's doch nicht gehörte. Da ging der andere weg, weinte und

lamentierte über sein Füllchen. Nun hatte er gehört wie daß die Frau Königin so gnädig wäre, weil sie auch von armen Bauersleuten gekommen wäre: ging er zu ihr und bat sie ob sie ihm nicht helfen könnte, daß er sein Füllchen wieder bekäme. Sagte sie „ja, wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr mich nicht verraten wollt, so will ich's Euch sagen. Morgen früh, wenn der König auf der Wachtparade ist, so stellt Euch hin mitten in die Straße, wo er vorbei kommen muß, nehmt ein großes Fischgarn und tut als fischtet Ihr, und fischt also fort und schüttet das Garn aus, als wenn Ihr's voll hättet," und sagte ihm auch, was er antworten sollte, wenn er vom König gefragt würde. Also stand der Bauer am andern Tag da und fischte auf einem trockenen Platz. Wie der König vorbei kam und das sah, schickte er seinen Laufer hin, der sollte fragen was der närrische Mann vorhätte. Da gab er zur Antwort „ich fische." Fragte der Laufer wie er fischen könnte, es wäre ja kein Wasser da. Sagte der Bauer „so gut als zwei Ochsen können ein Füllen kriegen, so gut kann ich auch auf dem trockenen Platz fischen." Der Laufer ging hin und brachte dem König die Antwort, da ließ er den Bauer vor sich kommen und sagte ihm das hätte er nicht von sich, von wem er das hätte: und sollt's gleich bekennen. Der Bauer aber wollt's nicht tun und sagte immer Gott bewahr! er hätt es von sich. Sie legten ihn aber auf ein Gebund Stroh und schlugen und drangsalten ihn so lange, bis er's bekannte, daß er's von der Frau Königin hätte. Als der König nach Haus kam, sagte er zu seiner Frau „warum bist du so falsch mit mir, ich will dich nicht mehr zur Gemahlin: deine Zeit ist um, geh wieder hin, woher du gekommen bist, in dein Bauernhäuschen." Doch erlaubte er ihr eins, sie sollte sich das Liebste und Beste mitnehmen was sie wüßte, und das sollte ihr Abschied sein. Sie sagte „ja, lieber Mann, wenn du's so befiehlst, will ich es auch tun," und fiel über ihn her und küßte ihn und sprach sie wollte Abschied von ihm nehmen. Dann ließ sie einen starken Schlaftrunk kommen, Abschied mit ihm zu trinken: der König tat einen großen Zug, sie aber trank nur ein wenig. Da geriet er bald in einen tiefen Schlaf und als sie das sah, rief sie einen Bedienten und nahm

ein schönes weißes Linnentuch und schlug ihn da hinein, und die Bedienten mußten ihn in einen Wagen vor die Türe tragen, und fuhr sie ihn heim in ihr Häuschen. Da legte sie ihn in ihr Bettchen, und er schlief Tag und Nacht in einem fort, und als er aufwachte, sah er sich um und sagte „ach Gott, wo bin ich denn?" rief seinen Bedienten, aber es war keiner da. Endlich kam seine Frau vors Bett und sagte „lieber Herr König, Ihr habt mir befohlen ich sollte das Liebste und Beste aus dem Schloß mitnehmen, nun hab ich nichts Besseres und Lieberes als dich, da hab ich dich mitgenommen." Dem König stiegen die Tränen in die Augen, und er sagte „liebe Frau, du sollst mein sein und ich dein," und nahm sie wieder mit ins königliche Schloß und ließ sich aufs neue mit ihr vermählen; und werden sie ja wohl noch auf den heutigen Tag leben.

## 77. Das Hirtenbüblein

Es war einmal ein Hirtenbüblein, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm „kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen." Sprach das Büblein „wie lauten die drei Fragen?" Der König sagte „die erste lautet wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?" Das Hirtenbüblein antwortete „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich Euch sagen, wie viel Tropfen im Meer sind." Sprach der König „die andere Frage lautet wie viel Sterne stehen am Himmel?" Das Hirtenbüblein sagte „gebt mir einen großen Bogen weiß Papier," und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren

und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf ſprach es „ſo viel Sterne ſtehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier, zählt ſie nur.“ Aber niemand war dazu imſtand. Sprach der König „die dritte Frage lautet wie viel Sekunden hat die Ewigkeit?“ Da ſagte das Hirtenbüblein „in Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vöglein und wetzt ſein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt iſt, dann iſt die erſte Sekunde von der Ewigkeit vorbei.“

Sprach der König „du haſt die drei Fragen aufgelöſt wie ein Weiſer und ſollſt fortan bei mir in meinem königlichen Schloſſe wohnen, und ich will dich anſehen wie mein eigenes Kind.“

## 78. Doktor Allwiſſend

Es war einmal ein armer Bauer namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochſen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Taler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, ſaß der Doktor gerade zu Tiſch: da ſah der Bauer wie er ſchön aß und trank, und das Herz ging ihm danach auf und er wäre auch gern ein Doktor geweſen. Alſo blieb er noch ein Weilchen ſtehen und fragte endlich ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja,“ ſagte der Doktor, „das iſt bald geſchehen.“/„Was muß ich tun?“ fragte der Bauer. „Erſtlich kauf dir ein Abcbuch, ſo iſt eins, wo vorn ein Göckelhahn drin iſt; zweitens mache deinen Wagen und deine zwei Ochſen zu Geld und ſchaff dir damit Kleider an, und was ſonſt zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten ‚ich bin der Doktor Allwiſſend‘, und laß das oben über deine Haustür nageln.“ Der Bauer tat alles, wie's ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld geſtohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwiſſend geſagt, der in dem und dem

Dorfe wohnte und auch wissen müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an ob er der Doktor Allwissend wäre? „Ja, der wär er.“/„So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wieder schaffen.“/„O ja, aber die Grete, seine Frau, müßte auch mit.“ Der Herr war das zufrieden und ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst mitessen. „Ja, aber seine Frau, die Grete, auch,“ sagte er und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte „Grete, das war der erste,“ und meinte es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte er hätte damit sagen wollen „das ist der erste Dieb,“ und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden „der Doktor weiß alles, wir kommen übel an: er hat gesagt ich wäre der erste.“ Der zweite wollte gar nicht herein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel hereinkam, stieß der Bauer seine Frau an, „Grete, das ist der zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte daß er hinaus kam. Dem dritten ging's nicht besser, der Bauer sagte wieder „Grete, das ist der dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor er sollte seine Kunst zeigen und raten was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht wie er sich helfen sollte und sprach „ach, ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er „da, er weiß es, nun weiß er auch wer das Geld hat.“

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal heraus kommen. Wie er nun hinaus kam, gestanden sie ihm alle viere sie hätten das Geld gestohlen: sie wollten's ja gerne herausgeben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verraten wollte: es ging ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein, setzte sich an den Tisch und sprach „Herr, nun will ich in

meinem Buch ſuchen wo das Geld ſteckt." Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören ob der Doktor noch mehr wüßte. Der ſaß aber und ſchlug ſein Abcbuch auf, blätterte hin und her und ſuchte den Göckelhahn. Weil er ihn nicht gleich finden konnte, ſprach er „du biſt doch darin und mußt auch heraus." Da glaubte der im Ofen er wäre gemeint, ſprang voller Schrecken heraus und rief „der Mann weiß alles." Nun zeigte der Doktor Allwiſſend dem Herrn wo das Geld lag, ſagte aber nicht wer's geſtohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung, und ward ein berühmter Mann.

## 79. Up Reiſen gohn

t was emol ne arme Frau, de hadde enen Suhn, de wull ſo gerne reiſen, do ſeg de Mohr „wu kannſt du reiſen? wi hebt je gar kien Geld, dat du mitniemen kannſt." Do ſeg de Suhn „ick will mi gut behelpen, ick will alltied ſeggen ‚nig viel, nig viel, nig viel.'"

Do genk he ene gude Tied un ſede alltied „nig viel, nig viel, nig viel." Kam do bi en Trop Fiſker un ſeg „Gott helpe ju! nig viel, nig viel, nig viel."/„Wat ſegſt du, Kerl, nig viel?" Un aſſe dat Gören (Garn) uttrocken, kregen ſe auck nig viel Fiſke. So met enen Stock up de Jungen, un „heſt nu mig nig dreſken (dreſchen) ſeihn?"/„Wat ſall ick denn ſeggen?" ſeg de Junge. „Du ſallſt ſeggen ‚fank vull, fank vull.'"

Do geit he wier ene ganze Tied un ſeg „fank vull, fank vull," bis he kümmt an enen Galgen, do hebt ſe en armen Sünder, den willt ſe richten. Do ſeg he „guden Morgen, fank vull, fank vull."/„Wat ſegſt du, Kerl, fank vull? ſöllt der noch mehr leige (leidige, böſe) Lüde in de Welt ſien? is dût noch nig genog?" He krig wier wat up den Puckel. „Wat ſall ick denn ſeggen?"/„Du ſallſt ſeggen ‚Gott tröſt de arm Seele.'"

De Junge geit wier ene ganze Tied und ſeg „Gott tröſt de arme Seele!" Da kümmet he an en Grawen, do ſteiten Filler

(Schinder), de tüt en Perd af. De Junge seg „guden Morgen, Gott tröst de arme Seele!“/„Wat segst du, leige Kerl?“ un schleit en met sinen Filhacken üm de Ohren, dat he ut den Augen nig seihen kann. „Wu sall ick denn seggen?“/„Du sallst seggen ‚do ligge du Aas in en Grawen.‘“

Do geit he un seg alltied „do ligge du Aas in en Grawen! do ligge du Aas in en Grawen!“ Nu kümmt he bi enen Wagen vull Lüde, do seg he „guden Morgen, do ligge du Aas in en Grawen!“ Do föllt de Wagen üm in en Grawen, de Knecht kreg de Pietske un knapt den Jungen, dat he wier to sine Mohr krupen moste. Un he is sien Lewen nig wier up Reisen gohn.

## 80. Die vier kunstreichen Brüder

Es war ein armer Mann, der hatte vier Söhne, wie die herangewachsen waren, sprach er zu ihnen „liebe Kinder, ihr müßt jetzt hinaus in die Welt, ich habe nichts, das ich euch geben könnte; macht euch auf und geht in die Fremde, lernt ein Handwerk und seht wie ihr euch durchschlagt.“ Da ergriffen die vier Brüder den Wanderstab, nahmen Abschied von ihrem Vater und zogen zusammen zum Tor hinaus. Als sie eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie an einen Kreuzweg, der nach vier verschiedenen Gegenden führte. Da sprach der älteste „hier müssen wir uns trennen, aber heut über vier Jahre wollen wir an dieser Stelle wieder zusammentreffen und in der Zeit unser Glück versuchen.

Nun ging jeder seinen Weg, und dem ältesten begegnete ein Mann, der fragte ihn wo er hinaus wollte und was er vorhätte. „Ich will ein Handwerk lernen,“ antwortete er. Da sprach der Mann „geh mit mir, und werde ein Dieb.“/„Nein,“ antwortete er, „das gilt für kein ehrliches Handwerk mehr, und das Ende vom Lied ist, daß einer als Schwengel in der Feldglocke gebraucht wird.“/„O,“ sprach der Mann, „vor dem Galgen brauchst du dich nicht zu fürchten: ich will dich bloß lehren wie du holst was

ſonſt kein Menſch kriegen kann, und wo dir niemand auf die Spur kommt.“ Da ließ er ſich überreden, ward bei dem Manne ein gelernter Dieb und ward ſo geſchickt, daß vor ihm nichts ſicher war, was er einmal haben wollte. Der zweite Bruder begegnete einem Mann, der dieſelbe Frage an ihn tat, was er in der Welt lernen wollte. „Ich weiß es noch nicht,“ antwortete er. „So geh mit mir und werde ein Sterngucker: nichts beſſer als das, es bleibt einem nichts verborgen.“ Er ließ ſich das gefallen und ward ein ſo geſchickter Sterngucker, daß ſein Meiſter, als er ausgelernt hatte und weiter ziehen wollte, ihm ein Fernrohr gab und zu ihm ſprach „damit kannſt du ſehen was auf Erden und am Himmel vorgeht, und kann dir nichts verborgen bleiben.“ Den dritten Bruder nahm ein Jäger in die Lehre und gab ihm in allem, was zur Jägerei gehört, ſo guten Unterricht, daß er ein ausgelernter Jäger ward. Der Meiſter ſchenkte ihm beim Abſchied eine Büchſe und ſprach „die fehlt nicht, was du damit aufs Korn nimmſt, das triffſt du ſicher.“ Der jüngſte Bruder begegnete gleichfalls einem Manne, der ihn anredete und nach ſeinem Vorhaben fragte. „Haſt du nicht Luſt ein Schneider zu werden?“/„Daß ich nicht wüßte,“ ſprach der Junge, „das Krummſitzen von morgens bis abends, das Hin- und Herfegen mit der Nadel und das Bügeleiſen will mir nicht in den Sinn.“/„Ei was,“ antwortete der Mann, „du ſprichſt wie du's verſtehſt: bei mir lernſt du eine ganz andere Schneiderkunſt, die iſt anſtändig und ziemlich, zum Teil ſehr ehrenvoll.“ Da ließ er ſich überreden, ging mit und lernte die Kunſt des Mannes aus dem Fundament. Beim Abſchied gab ihm dieſer eine Nadel und ſprach „damit kannſt du zuſammennähen was dir vorkommt, es ſei ſo weich wie ein Ei oder ſo hart als Stahl; und es wird ganz zu einem Stück, daß keine Naht mehr zu ſehen iſt.“

Als die beſtimmten vier Jahre herum waren, kamen die vier Brüder zu gleicher Zeit an dem Kreuzwege zuſammen, herzten und küßten ſich und kehrten heim zu ihrem Vater. „Nun,“ ſprach dieſer ganz vergnügt, „hat euch der Wind wieder zu mir geweht?“ Sie erzählten wie es ihnen ergangen war und daß jeder das Seinige gelernt hätte. Nun ſaßen ſie gerade vor dem

Haus unter einem großen Baum, da ſprach der Vater „jetzt will ich euch auf die Probe ſtellen und ſehen was ihr könnt.“ Danach ſchaute er auf und ſagte zu dem zweiten Sohne „oben im Gipfel dieſes Baumes ſitzt zwiſchen zwei Äſten ein Buchfinkenneſt, ſag mir wie viel Eier liegen darin?“ Der Sterngucker nahm ſein Glas, ſchaute hinauf und ſagte „fünfe ſind's.“ Sprach der Vater zum älteſten „hol du die Eier herunter, ohne daß der Vogel, der darauf ſitzt und brütet, geſtört wird.“ Der kunſtreiche Dieb ſtieg hinauf und nahm dem Vöglein, das gar nichts davon merkte und ruhig ſitzen blieb, die fünf Eier unter dem Leib weg und brachte ſie dem Vater herab. Der Vater nahm ſie, legte an jede Ecke des Tiſches eins und das fünfte in die Mitte, und ſprach zum Jäger „du ſchießeſt mir mit einem Schuß die fünf Eier in der Mitte entzwei.“ Der Jäger legte ſeine Büchſe an und ſchoß die Eier, wie es der Vater verlangt hatte, alle fünfe, und zwar in einem Schuß. Der hatte gewiß von dem Pulver, das um die Ecke ſchießt. „Nun kommt die Reihe an dich,“ ſprach der Vater zu dem vierten Sohn, „du nähſt die Eier wieder zuſammen und auch die jungen Vöglein, die darin ſind, und zwar ſo, daß ihnen der Schuß nichts ſchadet.“ Der Schneider holte ſeine Nadel und nähte wie's der Vater verlangt hatte. Als er fertig war, mußte der Dieb die Eier wieder auf den Baum ins Neſt tragen und dem Vogel, ohne daß er etwas merkte, wieder unterlegen. Das Tierchen brütete ſie vollends aus, und nach ein paar Tagen krochen die Jungen hervor und hatten da, wo ſie vom Schneider zuſammengenäht waren, ein rotes Streifchen um den Hals.

„Ja,“ ſprach der Alte zu ſeinen Söhnen, „ich muß euch über den grünen Klee loben, ihr habt eure Zeit wohl benutzt und was Rechtſchaffnes gelernt: ich kann nicht ſagen wem von euch der Vorzug gebührt. Wenn ihr nun bald Gelegenheit habt eure Kunſt anzuwenden, da wird ſich's ausweiſen. Nicht lange danach kam großer Lärm ins Land, die Königstochter wäre von einem Drachen entführt worden. Der König war Tag und Nacht darüber in Sorgen und ließ bekannt machen wer ſie zurückbrächte, ſollte ſie zur Gemahlin haben. Die vier Brüder ſprachen untereinander „das wäre eine Gelegenheit, wo wir uns könnten ſehen

lassen," wollten zusammen ausziehen und die Königstochter befreien. „Wo sie ist, will ich bald wissen," sprach der Sterngucker, schaute durch sein Fernrohr und sprach „ich sehe sie schon, sie sitzt weit von hier auf einem Felsen im Meer und neben ihr der Drache, der sie bewacht." Da ging er zu dem König und bat um ein Schiff für sich und seine Brüder und fuhr mit ihnen über das Meer bis sie zu dem Felsen hinkamen. Die Königstochter saß da, aber der Drache lag in ihrem Schoß und schlief. Der Jäger sprach „ich darf nicht schießen, ich würde die schöne Jungfrau zugleich töten." „So will ich mein Heil versuchen," sagte der Dieb, schlich sich heran und stahl sie unter dem Drachen weg, aber so leis und behend, daß das Untier nichts merkte, sondern fortschnarchte. Sie eilten voll Freude mit ihr aufs Schiff und steuerten in die offene See: aber der Drache, der bei seinem Erwachen die Königstochter nicht mehr gefunden hatte, flog hinter ihnen her und schnaubte wütend durch die Luft. Als er gerade über dem Schiff schwebte und sich herablassen wollte, legte der Jäger seine Büchse an und schoß ihm mitten ins Herz. Das Untier fiel tot herab, war aber so groß und gewaltig, daß es im Herabfallen das ganze Schiff zertrümmerte. Sie erhaschten glücklich noch ein paar Bretter und schwammen auf dem weiten Meer umher. Da war wieder große Not, aber der Schneider, nicht faul, nahm seine wunderbare Nadel, nähte die Bretter mit ein paar großen Stichen zusammen, setzte sich darauf, und sammelte alle Stücke des Schiffs. Dann nähte er auch diese so geschickt zusammen, daß in kurzer Zeit das Schiff wieder segelfertig war und sie glücklich heimfahren konnten.

Als der König seine Tochter wieder erblickte, war große Freude. Er sprach zu den vier Brüdern „einer von euch soll sie zur Gemahlin haben, aber welcher das ist, macht unter euch aus." Da entstand ein heftiger Streit unter ihnen, denn jeder machte Ansprüche. Der Sterngucker sprach „hätt ich nicht die Königstochter gesehen, so wären alle eure Künste umsonst gewesen: darum ist sie mein." Der Dieb sprach „was hätte das Sehen geholfen, wenn ich sie nicht unter dem Drachen weggeholt hätte: darum ist sie mein." Der Jäger sprach „ihr wärt doch samt der Königs-

tochter von dem Untier zerrissen worden, hätte es meine Kugel nicht getroffen: darum ist sie mein." Der Schneider sprach „und hätte ich euch mit meiner Kunst nicht das Schiff wieder zusammengeflickt, ihr wärt alle jämmerlich ertrunken: darum ist sie mein." Da tat der König den Ausspruch „jeder von euch hat ein gleiches Recht, und weil ein jeder die Jungfrau nicht haben kann, so soll sie keiner von euch haben, aber ich will jedem zur Belohnung ein halbes Königreich geben." Den Brüdern gefiel diese Entscheidung, und sie sprachen „es ist besser so, als daß wir uneins werden." Da erhielt jeder ein halbes Königreich, und sie lebten mit ihrem Vater in aller Glückseligkeit, solange es Gott gefiel.

## 81. Sechse kommen durch die ganze Welt

Es war einmal ein Mann, der verstand allerlei Künste: er diente im Krieg, und hielt sich brav und tapfer, aber als der Krieg zu Ende war, bekam er den Abschied und drei Heller Zehrgeld auf den Weg. „Wart," sprach er, „das laß ich mir nicht gefallen, finde ich die rechten Leute, so soll mir der König noch die Schätze des ganzen Landes herausgeben." Da ging er voll Zorn in den Wald, und sah einen darin stehen, der hatte sechs Bäume ausgerupft, als wären's Kornhalme. Sprach er zu ihm „willst du mein Diener sein und mit mir ziehen?" / „Ja," antwortete er, „aber erst will ich meiner Mutter das Wellchen Holz heimbringen," und nahm einen von den Bäumen, und wickelte ihn um die fünf andern, hob die Welle auf die Schulter und trug sie fort. Dann kam er wieder und ging mit seinem Herrn, der sprach „wir zwei sollten wohl durch die ganze Welt kommen." Und als sie ein Weilchen gegangen waren, fanden sie einen Jäger, der lag auf den Knien, hatte die Büchse angelegt und zielte. Sprach der Herr zu ihm „Jäger, was willst du schießen?" Er antwortete „zwei Meilen von hier sitzt eine Fliege auf dem Ast eines Eichbaums, der will

ich das linke Auge herausſchießen." / „O, geh mit mir," ſprach der Mann, „wenn wir drei zuſammen ſind, ſollen wir wohl durch die ganze Welt kommen." Der Jäger war bereit nnd ging mit ihm, und ſie kamen zu ſieben Windmühlen, deren Flügel trieben ganz haſtig herum, und ging doch links und rechts kein Wind, und bewegte ſich kein Blättchen. Da ſprach der Mann „ich weiß nicht, was die Windmühlen treibt, es regt ſich ja kein Lüftchen," nnd ging mit ſeinen Dienern weiter, nnd als ſie zwei Meilen fortgegangen waren, ſahen ſie einen auf einem Baum ſitzen, der hielt das eine Naſenloch zn nnd blies aus dem andern. „Mein, was treibſt dn da oben?" fragte der Mann. Er antwortete „zwei Meilen von hier ſtehen ſieben Windmühlen, ſeht, die blaſe ich an, daß ſie laufen." / „O, geh mit mir," ſprach der Mann, „wenn wir vier zuſammen ſind, ſollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da ſtieg der Bläſer herab und ging mit, und über eine Zeit ſahen ſie einen, der ſtand da auf einem Bein, nnd hatte das andere abgeſchnallt nnd neben ſich gelegt. Da ſprach der Herr „dn haſt dir's ja bequem gemacht znm Ausruhen." / „Ich bin ein Laufer," antwortete er, „und damit ich nicht gar zu ſchnell ſpringe, habe ich mir das eine Bein abgeſchnallt; wenn ich mit zwei Beinen laufe, ſo geht's geſchwinder als ein Vogel fliegt." / „O, geh mit mir, wenn wir fünf zuſammen ſind, ſollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da ging er mit, und gar nicht lang, ſo begegneten ſie einem, der hatte ein Hütchen auf, hatte es aber ganz auf dem einen Ohre ſitzen. Da ſprach der Herr zu ihm „manierlich! manierlich! häng deinen Hnt doch nicht auf ein Ohr, du ſiehſt ja aus wie ein Hans Narr."/„Ich darf's nicht tnn," ſprach der andere, „denn ſetz ich meinen Hnt gerad, ſo kommt ein gewaltger Froſt und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen tot zur Erde." / „O, geh mit mir," ſprach der Herr, „wenn wir ſechs zuſammen ſind, ſollten wir wohl dnrch die ganze Welt kommen."

Nun gingen die ſechſe in eine Stadt, wo der König hatte bekannt machen laſſen wer mit ſeiner Tochter in die Wette laufen wollte, nnd den Sieg davon trüge, der ſollte ihr Gemahl werden; wer aber verlöre, müßte anch ſeinen Kopf hergeben. Da

meldete ſich der Mann und ſprach „ich will aber meinen Diener für mich laufen laſſen.“ Der König antwortete „dann mußt du auch noch deſſen Leben zum Pfand ſetzen, alſo daß ſein und dein Kopf für den Sieg haften.“ Als das verabredet und feſt gemacht war, ſchnallte der Mann dem Laufer das andere Bein an und ſprach zu ihm „nun ſei hurtig und hilf daß wir ſiegen.“ Es war aber beſtimmt, daß wer am erſten Waſſer aus einem weit abgelegenen Brunnen brächte, der ſollte Sieger ſein. Nun bekam der Laufer einen Krug, und die Königstochter auch einen, und ſie fingen zu gleicher Zeit zu laufen an: aber in einem Augenblick, als die Königstochter erſt eine kleine Strecke fort war, konnte den Laufer ſchon kein Zuſchauer mehr ſehen, und es war nicht anders, als wäre der Wind vorbeigeſauſt. In kurzer Zeit langte er bei dem Brunnen an, ſchöpfte den Krug voll Waſſer und kehrte wieder um. Mitten aber auf dem Heimweg überkam ihn eine Müdigkeit, da ſetzte er den Krug hin, legte ſich nieder, und ſchlief ein. Er hatte aber einen Pferdeſchädel, der da auf der Erde lag, zum Kopfkiſſen gemacht, damit er hart läge und bald wieder erwachte. Indeſſen war die Königstochter, die auch gut laufen konnte, ſo gut es ein gewöhnlicher Menſch vermag, bei dem Brunnen angelangt, und eilte mit ihrem Krug voll Waſſer zurück; und als ſie den Laufer da liegen und ſchlafen ſah, war ſie froh und ſprach „der Feind iſt in meine Hände gegeben,“ leerte ſeinen Krug aus und ſprang weiter. Nun wäre alles verloren geweſen, wenn nicht zu gutem Glück der Jäger mit ſeinen ſcharfen Augen oben auf dem Schloß geſtanden und alles mit angeſehen hätte. Da ſprach er „die Königstochter ſoll doch gegen uns nicht aufkommen,“ lud ſeine Büchſe und ſchoß ſo geſchickt, daß er dem Laufer den Pferdeſchädel unter dem Kopf wegſchoß ohne ihm weh zu tun. Da erwachte der Laufer, ſprang in die Höhe und ſah, daß ſein Krug leer und die Königstochter ſchon weit voraus war. Aber er verlor den Mut nicht, lief mit dem Krug wieder zum Brunnen zurück, ſchöpfte aufs neue Waſſer und war noch zehn Minuten eher als die Königstochter daheim. „Seht ihr,“ ſprach er, „jetzt hab ich erſt die Beine aufgehoben, vorher war's gar kein Laufen zu nennen.“

Den König aber kränkte es, und seine Tochter noch mehr, daß sie so ein gemeiner abgedankter Soldat davon tragen sollte; sie ratschlagten miteinander wie sie ihn samt seinen Gesellen los würden. Da sprach der König zu ihr „ich habe ein Mittel gefunden, laß dir nicht bang sein, sie sollen nicht wieder heimkommen." Und sprach zu ihnen „ihr sollt euch nun zusammen lustig machen, essen und trinken" und führte sie zu einer Stube, die hatte einen Boden von Eisen, und die Türen waren auch von Eisen, und die Fenster waren mit eisernen Stäben verwahrt. In der Stube war eine Tafel mit köstlichen Speisen besetzt, da sprach der König zu ihnen „geht hinein, und laßt's euch wohl sein." Und wie sie darinnen waren, ließ er die Türe verschließen und verriegeln. Dann ließ er den Koch kommen, und befahl ihm ein Feuer so lang unter die Stube zu machen, bis das Eisen glühend würde. Das tat der Koch, und es fing an und ward den sechsen in der Stube, während sie an der Tafel saßen, ganz warm, und sie meinten das käme vom Essen; als aber die Hitze immer größer ward und sie hinaus wollten, Türe und Fenster aber verschlossen fanden, da merkten sie, daß der König Böses im Sinne gehabt hatte und sie ersticken wollte. „Es soll ihm aber nicht gelingen," sprach der mit dem Hütchen, „ich will einen Frost kommen lassen, vor dem sich das Feuer schämen und verkriechen soll." Da setzte er sein Hütchen gerade, und alsbald fiel ein Frost, daß alle Hitze verschwand und die Speisen auf den Schüsseln anfingen zu frieren. Als nun ein paar Stunden herum waren, und der König glaubte sie wären in der Hitze verschmachtet, ließ er die Türe öffnen und wollte selbst nach ihnen sehen. Aber wie die Tür aufging, standen sie alle sechse da, frisch und gesund, und sagten es wäre ihnen lieb, daß sie heraus könnten, sich zu wärmen, denn bei der großen Kälte in der Stube frören die Speisen an den Schüsseln fest. Da ging der König voll Zorn hinab zu dem Koch, schalt ihn und fragte warum er nicht getan hätte was ihm wäre befohlen worden. Der Koch aber antwortete „es ist Glut genug da, seht nur selbst." Da sah der König, daß ein gewaltiges Feuer unter der Eisenstube brannte, und merkte, daß er den sechsen auf diese Weise nichts anhaben könnte.

Nun ſann der König aufs neue wie er der böſen Gäſte los würde, ließ den Meiſter kommen und ſprach „willſt du Gold nehmen, und dein Recht auf meine Tochter aufgeben, ſo ſollſt du haben ſo viel du willſt.“ / „O ja, Herr König,“ antwortete er, „gebt mir ſo viel als mein Diener tragen kann, ſo verlange ich Eure Tochter nicht.“ Das war der König zufrieden, und jener ſprach weiter „ſo will ich in vierzehn Tagen kommen und es holen.“ Darauf rief er alle Schneider aus dem ganzen Reich herbei, die mußten vierzehn Tage lang ſitzen und einen Sack nähen. Und als er fertig war, mußte der Starke, welcher Bäume ausrupfen konnte, den Sack auf die Schulter nehmen und mit ihm zu dem König gehen. Da ſprach der König „was iſt das für ein gewaltiger Kerl, der den hausgroßen Ballen Leinwand auf der Schulter trägt?“ erſchrak und dachte „was wird der für Gold wegſchleppen!“ Da hieß er eine Tonne Gold herbringen, die mußten ſechzehn der ſtärkſten Männer tragen, aber der Starke packte ſie mit einer Hand, ſteckte ſie in den Sack und ſprach „warum bringt ihr nicht gleich mehr, das deckt ja kaum den Boden.“ Da ließ der König nach und nach ſeinen ganzen Schatz herbeitragen, den ſchob der Starke in den Sack hinein, und der Sack ward davon noch nicht zur Hälfte voll. „Schafft mehr herbei,“ rief er, „die paar Brocken füllen nicht.“ Da mußten noch ſiebentauſend Wagen mit Gold in dem ganzen Reich zuſammengefahren werden: die ſchob der Starke ſamt den vorgeſpannten Ochſen in ſeinen Sack. „Ich will's nicht lange beſehen,“ ſprach er, „und nehmen was kommt, damit der Sack nur voll wird.“ Wie alles darin ſtak, ging doch noch viel hinein, da ſprach er „ich will dem Ding nur ein Ende machen, man bindet wohl einmal einen Sack zu, wenn er auch noch nicht voll iſt.“ Dann huckte er ihn auf den Rücken und ging mit ſeinen Geſellen fort.

Als der König nun ſah wie der einzige Mann des ganzen Landes Reichtum forttrug, ward er zornig und ließ ſeine Reiterei aufſitzen, die ſollten den ſechſen nachjagen, und hatten Befehl dem Starken den Sack wieder abzunehmen. Zwei Regimenter holten ſie bald ein, und riefen ihnen zu „ihr ſeid Gefangene, legt den Sack mit dem Gold nieder, oder ihr werdet zuſammen-

gehauen." / „Was ſagt ihr?" ſprach der Bläſer, „wir wären Gefangene? eher ſollt ihr ſämtlich in der Luft herumtanzen," hielt das eine Naſenloch zu und blies mit dem andern die beiden Regimenter an, da fuhren ſie auseinander und in die blaue Luft über alle Berge weg, der eine hierhin, der andere dorthin. Ein Feldwebel rief um Gnade, er hätte neun Wunden und wäre ein braver Kerl, der den Schimpf nicht verdiente. Da ließ der Bläſer ein wenig nach, ſo daß er ohne Schaden wieder herab kam, dann ſprach er zu ihm „nun geh heim zum König und ſag, er ſollte nur noch mehr Reiterei ſchicken, ich wollte ſie alle in die Luft blaſen." Der König, als er den Beſcheid vernahm, ſprach „laßt die Kerle gehen, die haben etwas an ſich." Da brachten die ſechs den Reichtum heim, teilten ihn unter ſich und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

## 82. Die ſechs Diener

Vor Zeiten lebte eine alte Königin, die war eine Zauberin, und ihre Tochter war das ſchönſte Mädchen unter der Sonne. Die Alte dachte aber auf nichts als wie ſie Menſchen ins Verderben locken könnte, und wenn ein Freier kam, ſo ſprach ſie wer ihre Tochter haben wollte, müßte zuvor einen Bund (eine Aufgabe) löſen, oder er müßte ſterben. Viele waren von der Schönheit der Jungfrau verblendet und wagten es wohl, aber ſie konnten nicht vollbringen was die Alte ihnen auferlegte, und dann war keine Gnade, ſie mußten niederknien, und das Haupt ward ihnen abgeſchlagen. Ein Königsſohn der hatte auch von der Schönheit der Jungfrau gehört und ſprach zu ſeinem Vater „laßt mich hinziehen, ich will um ſie werben." / „Nimmermehr," antwortete der König, „gehſt du fort, ſo gehſt du in deinen Tod." Da legte der Sohn ſich nieder und ward ſterbenskrank, und lag ſieben Jahre lang und kein Arzt konnte ihm helfen. Als der Vater ſah, daß keine Hoffnung mehr war, ſprach er voll Herzenstraurigkeit zu ihm „zieh hin und verſuche dein

Glück, ich weiß dir ſonſt nicht zu helfen.“ Wie der Sohn das hörte, ſtand er auf von ſeinem Lager, ward geſund, und machte ſich fröhlich auf den Weg.

Es trug ſich zu, als er über eine Heide zu reiten kam, daß er von weitem auf der Erde etwas liegen ſah wie einen großen Heuhaufen, und wie er ſich näherte, konnte er unterſcheiden, daß es der Bauch eines Menſchen war, der ſich dahingeſtreckt hatte; der Bauch aber ſah aus wie ein kleiner Berg. Der Dicke, wie er den Reiſenden erblickte, richtete ſich in die Höhe und ſprach „wenn Ihr jemand braucht, ſo nehmt mich in eure Dienſte.“ Der Königsſohn antwortete „was ſoll ich mit einem ſo ungefügen Mann anfangen?“/„O,“ ſprach der Dicke, „das will nichts ſagen, wenn ich mich recht auseinander tue, bin ich noch dreitauſendmal ſo dick.“/„Wenn das iſt,“ ſagte der Königsſohn, „ſo kann ich dich brauchen, komm mit mir.“ Da ging der Dicke hinter dem Königsſohn her, und über eine Weile fanden ſie einen andern, der lag da auf der Erde und hatte das Ohr auf den Raſen gelegt. Fragte der Königsſohn „was machſt du da?“/„Ich horche,“ antwortete der Mann. „Wonach horcheſt du ſo aufmerkſam?“/„Ich horch nach dem was eben in der Welt ſich zuträgt, denn meinen Ohren entgeht nichts, das Gras ſogar hör ich wachſen.“ Fragte der Königsſohn „ſage mir, was hörſt du am Hofe der alten Königin, welche die ſchöne Tochter hat?“ Da antwortete er „ich höre das Schwert ſauſen, das einem Freier den Kopf abſchlägt.“ Der Königsſohn ſprach „ich kann dich brauchen, komm mit mir.“ Da zogen ſie weiter und ſahen einmal ein paar Füße daliegen und auch etwas von den Beinen, aber das Ende konnten ſie nicht ſehen. Als ſie ein gute Strecke fortgegangen waren, kamen ſie zu dem Leib und endlich auch zu dem Kopf. „Ei,“ ſprach der Königsſohn, „was biſt du für ein langer Strick!“ „O,“ antwortete der Lange, „das iſt noch gar nichts, wenn ich meine Gliedmaßen erſt recht ausſtrecke, bin ich noch dreitauſendmal ſo lang, und bin größer als der höchſte Berg auf Erden. Ich will Euch gerne dienen, wenn Ihr mich annehmen wollt.“ „Komm mit,“ ſprach der Königsſohn, „ich kann dich brauchen.“ Sie zogen weiter und fanden einen am Weg

ſitzen, der hatte die Augen zugebunden. Sprach der Königsſohn zu ihm „haſt du blöde Augen, daß du nicht in das Licht ſehen kannſt?“/„Nein,“ antwortete der Mann, „ich darf die Binde nicht abnehmen, denn was ich mit meinen Augen anſehe, das ſpringt auseinander, ſo gewaltig iſt mein Blick. Kann Euch das nützen, ſo will ich Euch gern dienen.“/„Komm mit,“ antwortete der Königsſohn, „ich kann dich brauchen.“ Sie zogen weiter und fanden einen Mann, der lag mitten im heißen Sonnenſchein und zitterte und fror am ganzen Leibe, ſo daß ihm kein Glied ſtill ſtand. „Wie kannſt du frieren?“ ſprach der Königsſohn, „und die Sonne ſcheint ſo warm.“/„Ach,“ antwortete der Mann, „meine Natur iſt ganz anderer Art, je heißer es iſt, deſto mehr frier ich, und der Froſt dringt mir durch alle Knochen: und je kälter es iſt, deſto heißer wird mir: mitten im Eis kann ich's vor Hitze, und mitten im Feuer vor Kälte nicht aushalten.“/„Du biſt ein wunderlicher Kerl,“ ſprach der Königsſohn, „aber wenn du mir dienen willſt, ſo komm mit.“ Nun zogen ſie weiter und ſahen einen Mann ſtehen, der machte einen langen Hals, ſchaute ſich um und ſchaute über alle Berge hinaus. Sprach der Königsſohn „wonach ſiehſt du ſo eifrig?“ Der Mann antwortete „ich habe ſo helle Augen, daß ich über alle Wälder und Felder, Täler und Berge hinaus und durch die ganze Welt ſehen kann.“ Der Königsſohn ſprach „willſt du, ſo komm mit mir, denn ſo einer fehlte mir noch.“

Nun zog der Königsſohn mit ſeinen ſechs Dienern in die Stadt ein, wo die alte Königin lebte. Er ſagte nicht wer er wäre aber er ſprach „wollt Ihr mir Eure ſchöne Tochter geben, ſo will ich vollbringen, was Ihr mir auferlegt.“ Die Zauberin freute ſich, daß ein ſo ſchöner Jüngling wieder in ihre Netze fiel und ſprach „dreimal will ich dir einen Bund aufgeben, löſeſt du ihn jedesmal, ſo ſollſt du der Herr und Gemahl meiner Tochter werden.“/„Was ſoll das erſte ſein?“ fragte er. „Daß du mir einen Ring herbei bringſt, den ich ins rote Meer habe fallen laſſen.“ Da ging der Königsſohn heim zu ſeinen Dienern und ſprach „der erſte Bund iſt nicht leicht, ein Ring ſoll aus dem roten Meer geholt werden, nun ſchafft Rat.“ Da ſprach der mit

hellen Augen „ich will ſehen wo er liegt," ſchaute in das Meer hinab und ſagte „dort hängt er an einem ſpitzen Stein." Der Lange trug ſie hin und ſprach „ich wollte ihn wohl herausholen, wenn ich ihn nur ſehen könnte."/„Wenn's weiter nichts iſt," rief der Dicke, legte ſich nieder und hielt ſeinen Mund ans Waſſer: da fielen die Wellen hinein wie in einen Abgrund, und er trank das ganze Meer aus, daß es trocken ward wie eine Wieſe. Der Lange bückte ſich ein wenig und holte den Ring mit der Hand heraus. Da ward der Königsſohn froh als er den Ring hatte, und brachte ihn der Alten. Sie erſtaunte und ſprach „ja, es iſt der rechte Ring: den erſten Bund haſt du glücklich gelöſt, aber nun kommt der zweite. Siehſt du dort auf der Wieſe vor meinem Schloſſe, da weiden dreihundert fette Ochſen, die mußt du mit Haut und Haar, Knochen und Hörnern verzehren: und unten im Keller liegen dreihundert Fäſſer Wein, die mußt du dazu austrinken; und bleibt von den Ochſen ein Haar und von dem Wein ein Tröpfchen übrig, ſo iſt mir dein Leben verfallen." Sprach der Königsſohn „darf ich mir keine Gäſte dazu laden? ohne Geſellſchaft ſchmeckt keine Mahlzeit." Die Alte lachte boshaft und antwortete „einen darfſt du dir dazu laden, damit du Geſellſchaft haſt, aber weiter keinen."

Da ging der Königsſohn zu ſeinen Dienern und ſprach zu dem Dicken „du ſollſt heute mein Gaſt ſein und dich einmal ſatt eſſen." Da tat ſich der Dicke voneinander und aß die dreihundert Ochſen, daß kein Haar übrig blieb, und fragte ob weiter nichts als das Frühſtück da wäre: den Wein aber trank er gleich aus den Fäſſern, ohne daß er ein Glas nötig hatte, und trank den letzten Tropfen vom Nagel herunter. Als die Mahlzeit zu Ende war, ging der Königsſohn zur Alten und ſagte ihr der zweite Bund wäre gelöſt. Sie verwunderte ſich und ſprach „ſo weit hat's noch keiner gebracht, aber es iſt noch ein Bund übrig," und dachte „du ſollſt mir nicht entgehen und wirſt deinen Kopf nicht oben behalten."/„Heut Abend," ſprach ſie, „bring ich meine Tochter zu dir in deine Kammer und du ſollſt ſie mit deinem Arm umſchlingen: und wenn ihr da beiſammen ſitzt, ſo hüte dich daß du nicht einſchläfſt: ich komme Schlag zwölf Uhr, und

ist sie dann nicht mehr in deinen Armen, so hast du verloren." Der Königssohn dachte, „der Bund ist leicht, ich will wohl meine Augen offen behalten," doch rief er seine Diener, erzählte ihnen, wie die Alte gesagt hatte und sprach „wer weiß, was für eine List dahinter steckt, Vorsicht ist gut, haltet Wache und sorgt, daß die Jungfrau nicht wieder aus meiner Kammer kommt." Als die Nacht einbrach, kam die Alte mit ihrer Tochter und führte sie in die Arme des Königssohns, und dann schlug sich der Lange um sie beide in einen Kreis, und der Dicke stellte sich vor die Türe, also daß keine lebendige Seele herein konnte. Da saßen sie beide, und die Jungfrau sprach kein Wort, aber der Mond schien durchs Fenster auf ihr Angesicht, daß er ihre wunderbare Schönheit sehen konnte. Er tat nichts als sie anschauen, war voll Freude und Liebe, und es kam keine Müdigkeit in seine Augen. Das dauerte bis elf Uhr, da warf die Alte einen Zauber über alle, daß sie einschliefen, und in dem Augenblick war auch die Jungfrau entrückt.

Nun schliefen sie hart bis ein Viertel vor zwölf, da war der Zauber kraftlos, und sie erwachten alle wieder. „O Jammer und Unglück," rief der Königssohn, „nun bin ich verloren!" Die treuen Diener fingen auch an zu klagen, aber der Horcher sprach „seid still, ich will horchen," da horchte er einen Augenblick und dann sprach er „sie sitzt in einem Felsen dreihundert Stunden von hier und bejammert ihr Schicksal. Du allein kannst helfen, Langer, wenn du dich aufrichtest, so bist du mit ein paar Schritten dort."/„Ja," antwortete der Lange, „aber der mit den scharfen Augen muß mitgehen, damit wir den Felsen wegschaffen." Da huckte der Lange den mit den verbundenen Augen auf, und im Augenblick, wie man eine Hand umwendet, waren sie vor dem verwünschten Felsen. Alsbald nahm der Lange dem andern die Binde von den Augen, der sich nur umschaute, so zersprang der Felsen in tausend Stücke. Da nahm der Lange die Jungfrau auf den Arm, trug sie in einem Nu zurück, holte ebenso schnell auch noch seinen Kameraden, und eh es zwölfe schlug, saßen sie alle wieder wie vorher und waren munter und guter Dinge. Als es zwölf schlug, kam die alte Zauberin herbeigeschlichen,

machte ein höhnisches Gesicht, als wollte sie sagen „nun ist er mein," und glaubte ihre Tochter säße dreihundert Stunden weit im Felsen. Als sie aber ihre Tochter in den Armen des Königssohns erblickte, erschrak sie und sprach „da ist einer, der kann mehr als ich." Aber sie durfte nichts einwenden und mußte ihm die Jungfrau zusagen. Da sprach sie ihr ins Ohr „Schande für dich, daß du gemeinem Volk gehorchen sollst und dir einen Gemahl nicht nach deinem Gefallen wählen darfst."

Da ward das stolze Herz der Jungfrau mit Zorn erfüllt und sann auf Rache. Sie ließ am andern Morgen dreihundert Malter Holz zusammenfahren und sprach zu dem Königssohn, die drei Bünde wären gelöst, sie würde nicht eher seine Gemahlin werden, bis einer bereit wäre, sich mitten in das Holz zu setzen und das Feuer auszuhalten. Sie dachte keiner seiner Diener würde sich für ihn verbrennen, und aus Liebe zu ihr würde er sich selber hineinsetzen, und dann wäre sie frei. Die Diener aber sprachen „wir haben alle etwas getan, nur der Frostige nicht, der muß auch daran," setzten ihn mitten auf den Holzstoß und steckten ihn an. Da begann das Feuer zu brennen und brannte drei Tage, bis alles Holz verzehrt war, und als die Flammen sich legten, stand der Frostige mitten in der Asche, zitterte wie ein Espenlaub und sprach „einen solchen Frost hab ich mein Lebtag nicht ausgehalten, und wenn er länger gedauert hätte, so wäre ich erstarrt."

Nun war keine Aussicht mehr zu finden, die schöne Jungfrau mußte den unbekannten Jüngling zum Gemahl nehmen. Als sie aber nach der Kirche fuhren, sprach die Alte „ich kann die Schande nicht ertragen" und schickte ihr Kriegsvolk nach, das sollte alles niedermachen, was ihm vorkäme, und ihr die Tochter zurückbringen. Der Horcher aber hatte die Ohren gespitzt und die heimlichen Reden der Alten vernommen. „Was fangen wir an?" sprach er zu dem Dicken, aber der wußte Rat, spie einmal oder zweimal hinter dem Wagen einen Teil von dem Meerwasser aus, das er getrunken hatte, da entstand ein großer See, worin die Kriegsvölker stecken blieben und ertranken. Als die Zauberin das vernahm, schickte sie ihre geharnischten

Reiter, aber der Horcher hörte das Raſſeln ihrer Rüſtung und band dem einen die Augen auf, der guckte die Feinde ein bißchen ſcharf an, da ſprangen ſie auseinander wie Glas. Nun fuhren ſie ungeſtört weiter, und als die beiden in der Kirche eingeſegnet waren, nahmen die ſechs Diener ihren Abſchied, und ſprachen zu ihrem Herrn „Eure Wünſche ſind erfüllt, Ihr habt uns nicht mehr nötig, wir wollen weiter ziehen und unſer Glück verſuchen.“

Eine halbe Stunde vor dem Schloß war ein Dorf, vor dem hütete ein Schweinehirt ſeine Herde: wie ſie dahin kamen, ſprach er zu ſeiner Frau „weißt du auch recht wer ich bin? ich bin kein Königsſohn, ſondern ein Schweinehirt, und der mit der Herde dort, das iſt mein Vater: wir zwei müſſen auch daran und ihm helfen hüten.“ Dann ſtieg er mit ihr in dem Wirtshaus ab, und ſagte heimlich zu den Wirtsleuten in der Nacht ſollten ſie ihr die königlichen Kleider wegnehmen. Wie ſie nun am Morgen aufwachte, hatte ſie nichts anzutun, und die Wirtin gab ihr einen alten Rock nnd ein paar wollene Strümpfe, dabei tat ſie noch als wär's ein großes Geſchenk und ſprach „wenn nicht Euer Mann wäre, hätt ich's Euch gar nicht gegeben.“ Da glaubte ſie er wäre wirklich ein Schweinehirt nnd hütete mit ihm die Herde und dachte „ich habe es verdient mit meinem Übermut und Stolz.“ Das dauerte acht Tage, da konnte ſie es nicht mehr aushalten, denn die Füße waren ihr wund geworden. Da kamen ein paar Leute nnd fragten ob ſie wüßte wer ihr Mann wäre. „Ja,“ antwortete ſie, „er iſt ein Schweinehirt, und iſt eben ausgegangen mit Bändern und Schnüren einen kleinen Handel zu treiben.“ Sie ſprachen aber „kommt einmal mit, wir wollen Euch zu ihm hinführen,“ und brachten ſie ins Schloß hinauf; und wie ſie in den Saal kam, ſtand da ihr Mann in königlichen Kleidern. Sie erkannte ihn aber nicht, bis er ihr um den Hals fiel, ſie küßte und ſprach „ich habe ſo viel für dich gelitten, da haſt du auch für mich leiden ſollen.“ Nun ward erſt die Hochzeit gefeiert, und der's erzählt hat, wollte er wäre auch dabei geweſen.

# 83. Der Teufel mit den drei goldenen Haaren

Es war einmal eine arme Frau, die gebar ein Söhnlein, und weil es eine Glückshaut um hatte, als es zur Welt kam, ſo ward ihm geweisſagt, es werde im vierzehnten Jahr die Tochter des Königs zur Frau haben. Es trug ſich zu, daß der König bald darauf ins Dorf kam, und niemand wußte, daß es der König war, und als er die Leute fragte, was es Neues gäbe, ſo antworteten ſie: „es iſt in dieſen Tagen ein Kind mit einer Glückshaut geboren: was ſo einer unternimmt, das ſchlägt ihm zum Glück aus. Es iſt ihm auch vorausgeſagt, in ſeinem vierzehnten Jahre ſolle er die Tochter des Königs zur Frau haben.“ Der König, der ein böſes Herz hatte und über die Weisſagung ſich ärgerte, ging zu den Eltern, tat ganz freundlich und ſagte: „ihr armen Leute, überlaßt mir euer Kind, ich will es verſorgen.“ Anfangs weigerten ſie ſich, da aber der fremde Mann ſchweres Geld dafür bot, und ſie dachten: „es iſt ein Glückskind, es muß doch zu ſeinem Beſten ausſchlagen,“ ſo willigten ſie endlich ein und gaben ihm das Kind.

Der König legte es in eine Schachtel und ritt damit weiter, bis er zu einem tiefen Waſſer kam: da warf er die Schachtel hinein und dachte: „von dem unerwarteten Freier habe ich meine Tochter geholfen.“ Die Schachtel aber ging nicht unter, ſondern ſchwamm wie ein Schiffchen, und es drang auch kein Tröpfchen Waſſer hinein. So ſchwamm ſie bis zwei Meilen von des Königs Hauptſtadt, wo eine Mühle war, an deſſen Wehr ſie hängen blieb. Ein Mahlburſche, der glücklicherweiſe da ſtand und ſie bemerkte, zog ſie mit einem Haken heran und meinte, große Schätze zu finden, als er ſie aber aufmachte, lag ein ſchöner Knabe darin, der ganz friſch und munter war. Er brachte ihn zu den Müllersleuten, und weil dieſe keine Kinder hatten, freuten ſie ſich und ſprachen: „Gott hat es uns beſchert.“ Sie pflegten den Findling wohl, und er wuchs in allen Tugenden heran.

Es trug ſich zu, daß der König einmal bei einem Gewitter in die Mühle trat und die Müllersleute fragte, ob der große Junge ihr Sohn wäre. „Nein," antworteten ſie, „es iſt ein Findling, er iſt vor vierzehn Jahren in einer Schachtel ans Wehr geſchwommen, und der Mahlburſche hat ihn aus dem Waſſer gezogen." Da merkte der König, daß es niemand anders als das Glückskind war, das er ins Waſſer geworfen hatte, und ſprach: „ihr guten Leute, könnte der Junge nicht einen Brief an die Frau Königin bringen, ich will ihm zwei Goldſtücke zum Lohn geben?" / „Wie der Herr König gebietet," antworteten die Leute und hießen den Jungen, ſich bereit halten. Da ſchrieb der König einen Brief an die Königin, worin ſtand: „ſobald der Knabe mit dieſem Schreiben angelangt iſt, ſoll er getötet und begraben werden, und das alles ſoll geſchehen, ehe ich zurückkomme."

Der Knabe machte ſich mit dieſem Briefe auf den Weg, verirrte ſich aber und kam abends in einen großen Wald. In der Dunkelheit ſah er ein kleines Licht, ging darauf zu und gelangte zu einem Häuschen. Als er hineintrat, ſaß eine alte Frau beim Feuer ganz allein. Sie erſchrak, als ſie den Knaben erblickte und ſprach: „wo kommſt du her und wo willſt du hin?" / „Ich komme von der Mühle," antwortete er, „und will zur Frau Königin, der ich einen Brief bringen ſoll: weil ich mich aber in dem Walde verirrt habe, ſo wollte ich hier gerne übernachten." / „Du armer Junge," ſprach die Frau, „du biſt in ein Räuberhaus geraten, und wenn ſie heimkommen, ſo bringen ſie dich um." / „Mag kommen, wer will," ſagte der Junge, „ich fürchte mich nicht: ich bin aber ſo müde, daß ich nicht weiter kann," ſtreckte ſich auf eine Bank, und ſchlief ein. Bald hernach kamen die Räuber und fragten zornig, was da für ein fremder Knabe läge. „Ach," ſagte die Alte, „es iſt ein unſchuldiges Kind, es hat ſich im Walde verirrt, und ich habe ihn aus Barmherzigkeit aufgenommen: er ſoll einen Brief an die Frau Königin bringen." Die Räuber erbrachen den Brief und laſen ihn, und es ſtand darin, daß der Knabe ſogleich, wie er ankäme, ſollte ums Leben gebracht werden. Da empfanden die hartherzigen Räuber Mitleid, und der Anführer zerriß den Brief und ſchrieb einen andern, und es

ſtand darin, ſo wie der Knabe ankäme, ſollte er ſogleich mit der Königstochter vermählt werden. Sie ließen ihn dann ruhig bis zum andern Morgen auf der Bank liegen, und als er aufgewacht war, gaben ſie ihm den Brief und zeigten ihm den rechten Weg. Die Königin aber, als ſie den Brief empfangen und geleſen hatte, tat, wie darin ſtand, hieß ein prächtiges Hochzeitsfeſt anſtellen, und die Königstochter ward mit dem Glückskind vermählt; und da der Jüngling ſchön und freundlich war, ſo lebte ſie vergnügt und zufrieden mit ihm.

Nach einiger Zeit kam der König wieder in ſein Schloß und ſah, daß die Weisſagung erfüllt und das Glückskind mit ſeiner Tochter vermählt war. „Wie iſt das zugegangen?“ ſprach er, „ich habe in meinem Briefe einen ganz anderen Befehl erteilt.“ Da reichte ihm die Königin den Brief und ſagte, er möchte ſelbſt ſehen, was darin ſtände. Der König las den Brief und merkte wohl, daß er mit einem andern war vertauſcht worden. Er fragte den Jüngling, wie es mit dem anvertrauten Briefe zugegangen wäre, warum er einen andern dafür gebracht hätte. „Ich weiß von nichts,“ antwortete er, „er muß mir in der Nacht vertauſcht ſein, als ich im Walde geſchlafen habe.“ Voll Zorn ſprach der König: „ſo leicht ſoll es dir nicht werden, wer meine Tochter haben will, der muß mir aus der Hölle drei goldene Haare von dem Haupte des Teufels holen; bringſt du mir, was ich verlange, ſo ſollſt du meine Tochter behalten.“ Damit hoffte der König, ihn auf immer los zu werden. Das Glückskind aber antwortete: „die goldenen Haare will ich wohl holen, ich fürchte mich vor dem Teufel nicht.“ Darauf nahm er Abſchied und begann ſeine Wanderſchaft.

Der Weg führte ihn zu einer großen Stadt, wo ihn der Wächter an dem Tore ausfragte, was für ein Gewerbe er verſtände und was er wüßte. „Ich weiß alles,“ antwortete das Glückskind. „So kannſt du uns einen Gefallen tun,“ ſagte der Wächter, „wenn du uns ſagſt, warum unſer Marktbrunnen, aus dem ſonſt Wein quoll, trocken geworden iſt, und nicht einmal mehr Waſſer gibt.“ / „Das ſollt ihr erfahren,“ antwortete er, „wartet nur, bis ich wiederkomme.“ Da ging er weiter und kam vor

eine andere Stadt, da fragte der Torwächter wiederum, was für ein Gewerbe er verstände und was er wüßte. „Ich weiß alles," antwortete er. „So kannst du uns einen Gefallen tun, und uns sagen, warum ein Baum in unserer Stadt, der sonst goldene Äpfel trug, jetzt nicht einmal Blätter hervortreibt." / „Das sollt ihr erfahren," antwortete er, „wartet nur, bis ich wiederkomme." Da ging er weiter, und kam an ein großes Wasser, über das er hinüber mußte. Der Fährmann fragte ihn, was er für ein Gewerbe verstände und was er wüßte. „Ich weiß alles," antwortete er. „So kannst du mir einen Gefallen tun," sprach der Fährmann, „und mir sagen, warum ich immer hin und her fahren muß und niemals abgelöst werde?" / „Das sollst du erfahren," antwortete er, „warte nur, bis ich wiederkomme."

Als er über das Wasser hinüber war, so fand er den Eingang zur Hölle. Es war schwarz und rußig darin, und der Teufel war nicht zu Haus, aber seine Ellermutter saß da in einem breiten Sorgenstuhl. „Was willst du?" sprach sie zu ihm, sah aber gar nicht so böse aus. „Ich wollte gerne drei goldene Haare von des Teufels Kopf," antwortete er, „sonst kann ich meine Frau nicht behalten." / „Das ist viel verlangt," sagte sie, „wenn der Teufel heim kommt und findet dich, so geht dir's an den Kragen; aber du dauerst mich, ich will sehen, ob ich dir helfen kann." Sie verwandelte ihn in eine Ameise und sprach: „kriech in meine Rockfalten, da bist du sicher." / „Ja," antwortete er, „das ist schon gut, aber drei Dinge möchte ich gerne noch wissen, warum ein Brunnen, aus dem sonst Wein quoll, trocken geworden ist, jetzt nicht einmal mehr Wasser gibt, warum ein Baum, der sonst goldene Äpfel trug, nicht einmal mehr Laub treibt, und warum ein Fährmann immer herüber und hinüber fahren muß, und nicht abgelöst wird." / „Das sind schwere Fragen," antwortete sie, „aber halte dich nur still und ruhig, und hab acht, was der Teufel spricht, wenn ich ihm die drei goldenen Haare ausziehe."

Als der Abend einbrach, kam der Teufel nach Haus. Kaum war er eingetreten, so merkte er, daß die Luft nicht rein war. „Ich rieche Menschenfleisch," sagte er, „es ist hier nicht richtig."

Dann guckte er in alle Ecken und ſuchte, konnte aber nichts finden. Die Ellermutter ſchalt ihn aus, „eben iſt erſt gekehrt," ſprach ſie, „und alles in Ordnung gebracht, nun wirfſt du mir's wieder untereinander; immer haſt du Menſchenfleiſch in der Naſe! Setze dich nieder und iß dein Abendbrot." Als er gegeſſen und getrunken hatte, war er müde, legte der Ellermutter ſeinen Kopf in den Schoß und ſagte, ſie ſollte ihn ein wenig lauſen. Es dauerte nicht lange, ſo ſchlummerte er ein, blies und ſchnarchte. Da faßte die Alte ein goldenes Haar, riß es aus und legte es neben ſich. „Autſch!" ſchrie der Teufel, „was haſt du vor?" / „Ich habe einen ſchweren Traum gehabt," antwortete die Ellermutter, da habe ich dir in die Haare gefaßt." / „Was hat dir denn geträumt?" fragte der Teufel. „Mir hat geträumt, ein Marktbrunnen, aus dem ſonſt Wein quoll, ſei verſiegt, und es habe nicht einmal Waſſer daraus quellen wollen, was iſt wohl ſchuld daran?" / „He, wenn ſie's wüßten!" antwortete der Teufel, „es ſitzt eine Kröte unter einem Stein im Brunnen, wenn ſie die töten, ſo wird der Wein ſchon wieder fließen." Die Ellermutter lauſte ihn wieder, bis er einſchlief und ſchnarchte, daß die Fenſter zitterten. Da riß ſie ihm das zweite Haar aus. „Hu! was machſt du?" ſchrie der Teufel zornig. „Nimm's nicht übel," antwortete ſie, „ich habe es im Traume getan." / „Was hat dir wieder geträumt?" fragte er. „Mir hat geträumt, in einem Königreiche ſtänd ein Obſtbaum, der hätte ſonſt goldene Äpfel getragen und wollte jetzt nicht einmal Laub treiben. Was war wohl die Urſache davon?" / „He, wenn ſie's wüßten!" antwortete der Teufel, „an der Wurzel nagt eine Maus, wenn ſie die töten, ſo wird er ſchon wieder goldene Äpfel tragen, nagt ſie aber noch länger, ſo verdorrt der Baum gänzlich. Aber laß mich mit deinen Träumen in Ruhe, wenn du mich noch einmal im Schlafe ſtörſt, ſo kriegſt du eine Ohrfeige." Die Ellermutter ſprach ihm gut zu, und lauſte ihn wieder, bis er eingeſchlafen war und ſchnarchte. Da faßte ſie das dritte goldene Haar und riß es ihm aus. Der Teufel fuhr in die Höhe, ſchrie und wollte übel mit ihr wirtſchaften, aber ſie beſänftigte ihn nochmals und ſprach: „wer kann für böſe Träume!" / „Was hat dir

denn geträumt?" fragte er, und war doch neugierig. „Mir hat von einem Fährmann geträumt, der ſich beklagte, daß er immer hin und her fahren müßte, und nicht abgelöſt würde. Was iſt wohl ſchuld?" / „He, der Dummbart!" antwortete der Teufel, „wenn einer kommt und will überfahren, ſo muß er ihm die Stange in die Hand geben, dann muß der andere überfahren und er iſt frei." Da die Ellermutter ihm die drei goldenen Haare ausgeriſſen hatte und die drei Fragen beantwortet waren, ſo ließ ſie den alten Drachen in Ruhe, und er ſchlief, bis der Tag anbrach.

Als der Teufel wieder fortgezogen war, holte die Alte die Ameiſe aus der Rockfalte, und gab dem Glückskind die menſchliche Geſtalt zurück. „Da haſt du die drei goldenen Haare," ſprach ſie, „was der Teufel zu deinen drei Fragen geſagt hat, wirſt du wohl gehört haben." / „Ja," antwortete er, „ich habe es gehört, und will's wohl behalten." / „So iſt dir geholfen," ſagte ſie, „und nun kannſt du deiner Wege ziehen." Er bedankte ſich bei der Alten für die Hilfe in der Not, verließ die Hölle, und war vergnügt, daß ihm alles ſo wohl geglückt war. Als er zu dem Fährmann kam, ſollte er ihm die verſprochene Antwort geben. „Fahr mich erſt hinüber," ſprach das Glückskind, „ſo will ich dir ſagen, wie du erlöſt wirſt," und als er auf dem jenſeitigen Ufer angelangt war, gab er ihm des Teufels Rat, „wenn wieder einer kommt, und will übergefahren ſein, ſo gib ihm nur die Stange in die Hand." Er ging weiter und kam zu der Stadt, worin der unfruchtbare Baum ſtand, und wo der Wächter auch Antwort haben wollte. Da ſagte er ihm, wie er vom Teufel gehört hatte, „tötet die Maus, die an ſeiner Wurzel nagt, ſo wird er wieder goldene Äpfel tragen." Da dankte ihm der Wächter und gab ihm zur Belohnung zwei mit Gold beladene Eſel, die mußten ihm nachfolgen. Zuletzt kam er zu der Stadt, deren Brunnen verſiegt war. Da ſprach er zu dem Wächter, wie der Teufel geſprochen hatte, „es ſitzt eine Kröte im Brunnen unter einem Stein, die müßt Ihr aufſuchen und töten, ſo wird er wieder reichlich Wein geben." Der Wächter dankte, und gab ihm ebenfalls zwei mit Gold beladene Eſel.

Endlich langte das Glückskind daheim bei seiner Frau an, die sich herzlich freute, als sie ihn wiedersah und hörte wie wohl ihm alles gelungen war. Dem König brachte er, was er verlangt hatte, die drei goldenen Haare des Teufels, und als dieser die vier Esel mit dem Golde sah, ward er ganz vergnügt und sprach: „nun sind alle Bedingungen erfüllt und du kannst meine Tochter behalten. Aber, lieber Schwiegersohn, sage mir doch woher ist das viele Gold? das sind ja gewaltige Schätze!" / „Ich bin über einen Fluß gefahren," antwortete er, „und da habe ich es mitgenommen, es liegt dort statt des Sandes am Ufer." / „Kann ich mir auch davon holen?" sprach der König und war ganz begierig. „Soviel Ihr nur wollt," antwortete er, „es ist ein Fährmann auf dem Fluß, von dem laßt Euch überfahren, so könnt Ihr drüben Eure Säcke füllen." Der habsüchtige König machte sich in aller Eile auf den Weg, und als er zu dem Fluß kam, so winkte er dem Fährmann, der sollte ihn übersetzen. Der Fährmann kam und hieß ihn einsteigen, und als sie an das jenseitige Ufer kamen, gab er ihm die Ruderstange in die Hand, und sprang davon. Der König aber mußte von nun an fahren zur Strafe für seine Sünden.

„Fährt er wohl noch?" / „Was denn? es wird ihm niemand die Stange abgenommen haben."

## 84. Der Vogel Greif

' isch einisch e Chönig gsi, woner gregiert hat und wiener gheisse hat weiß i nümme. De het kei Sohn gha, nummene einzige Tochter, die isch immer chrank gsi, und kei Dokter het se chönne heile. Do isch em Chönig profizeit worde si Tochter werd se an Öpfle gsund esse. Do lot er dur sis ganz Land bchant mache wer siner Tochter Öpfel bringe, daß se se gsund dar chönn esse, de müesse zur Frau ha und Chönig wärde. Das het au ne Pur verno, de drei Söhn gha het. Do säit er zum elste „gang ufs Gade ufe, nimm

e Chratte (Handkorb) voll vo dene ſchöne Öpfle mit rote Bagge und träg ſe a Hof; villicht cha ſe d' Chönigstochter gſund dra eſſe und de darfſche hürote und wirſch Chönig." De Kärle hets e ſo gmacht und der Weg under d' Füeß gno. Woner e Zitlang gange gſi iſch, begegnet es chlis iſigs Manndle, das frogte ne was er do e dem Chratte häig, do ſeit der Üle, denn ſo het er gheiſſe, „Fröschebäi." Das Manndle ſäit druf „no es ſölle ſi und blibe" und iſch witer gange. Andle chunt der Üle fürs Schloß un lot ſe amelde, er hob Öpfel, die d' Tochter gſund mache, wenn ſo dervo äſſe thue. Das het der Chönig grüſele gfreut und lot der Üle vor ſe cho, aber, o häi! woner ufdeckt, ſo heter anſtatt Öpfel Fröschebäi e dem Chratte, die no zapled händ. Drob iſch der Chönig bös worde, und lot ne zum Hus us jage. Woner häi cho iſch, ſo verzelter dem Atte wies em gange iſch. Do ſchickt der Atte der noelſt Son, de Säme gheiſſe het; aber dem iſch es ganz glich gange wie im Üle. Es iſch em halt au es chlis iſigs Manndle begegnet und das het ne gfrogt was er do e dem Chratte häig, der Säme ſait „Seüborſt," und das iſigs Manndle ſäit „no es ſöll ſi und blibe." Woner do vor es Chönigsſchloß cho iſch, und ſäit er heb Öpfel, a dene ſe d' Chönigstochter gſund chönn eſſe, ſo händ ſe ne nid welle ine lo, und händ gſäit es ſig ſcho eine do gſi und heb ſe füre Nare gha. Der Säme het aber aghalte, er heb gwüß dere Öpfel, ſe ſolle ne nume ine lo. Andle händ ſem glaubt, un füre ne vor der Chönig. Aber woner er ſi Chratte ufdeckt, ſo het er halt Seüborſt. Das het der Chönig gar ſchröckele erzürnt, ſo daß er der Säme us em Hus het lo peütſche. Woner häi cho iſch, ſo het er gſäit wies em gange iſch. Do chunt der jüngſt Bueb, dem händſe nume der dumm Hans gſäit, und frogt der Atte ob er au mit Öpfel goh dörf. „Jo," ſäit do der Atte, „du wärſt der rächt Kerle derzue, wenn die gſchite nüt usrichte, was wetteſt denn du usrichte." Der Bueb het aber nit no glo: „e woll, Atte, i will au goh." / „Gang mer doch ewäg, du dumme Kerle, du mueſt warte bis gſchiter wirſch" ſäit druf der Atte und chert em der Rügge. Der Hans aber zupft ne hinde am Chittel, „e woll, Atte, i will au goh." / „No minetwäge, ſo gang, de wirſch woll wieder ome cho" gitt der Atte zur Antwort eme

nidige Ton. Der Bueb hat ſe aber grüſele gfreut und iſch uf-gumpet. „Jo, thue jetz no wiene Nar, du wirſch vo äim Tag zum andere no dümmer" ſäit der Atte wieder. Dat het aber im Hans nüt gmacht und het ſe e ſiner Freud nid lo ſtöre. Wils aber gli Nacht gſi iſch, ſo het er dänkt er well warte bis am Morge, er möcht hüt doch nümme na Hof gcho. Z' Nacht im Bett het er nid chönne ſchloffe, und wenn er au ne ihli igſchlummert iſch, ſo het's em traumt vo ſchöne Jumpfere, vo Schlößern, Gold und Silber und allerhand dere Sache meh. Am Morge früe macht er ſe up der Wäg, und gli druſe bchuntem es chlis mutzigs Manndle, eme iſige Chläidle, un frogt ne was er do e dem Chratte häig. Der Hans gitt em zur Antwort er heb Öpfel, a dene d' Chönigstochter ſe gſund äße ſött. „No," ſäit das Mannd-le, „es ſölle ſöttige (ſolche) ſi und blibe." Aber am Hof händ ſe der Hans partu nit welle ine lo, denn es ſige ſcho zwee do gſi und hebe gſäit ſe bringe Öpfel und do heb äine Fröschebäi und der ander Seüborſt gha. Der Hans het aber gar grüſele aghalte, er heb gwöß kene Fröschebäi, ſondern von de ſchönſte Öpfle, die im ganze Chönigreich wachſe. Woner de ſo ordele gredt het, ſo dänke d' Thorhöeter de chönn nid lüge und lönde ine, und ſe händ au rächt gha, denn wo der Hans ſi Chratte vor em Chönig abdeckt, ſo ſind goldgäle Öpfel füre cho. De Chönig het ſe gfreut und lot gli der Tochter dervo bringe, und wartet jetz e banger Erwartig bis menem der Bericht bringt, was ſe für Würkig tho hebe. Aber nid lange Zit vergot, ſo bringt em öpper Bricht: aber was meineder wer iſch das gſi? d' Tochter ſelber iſch es gſi. So bald ſe vo dene Öpfle ggäße gha het, iſch e gſund us em Bett gſprunge. Wie der Chönig e Freud gha het, chame nid beſchribe. Aber jetz het er d' Tochter dem Hans nid welle zur Frau ge un ſäit er müeß em zerſt none Wäidlig (Nachen) mache, de ufem drochne Land wäidliger geu as im Waſſer. Der Hans nimmt de Betingig a und got häi und verzelt's wie's eme gangen ſeig. Do ſchickt der Atte der Üle is Holz um ſe ſöttige Waidlig z' mache. Er hat flißig gewärret (gearbeitet) und derzue gpfiffe. Z' Mittag, wo d' Sunne am höchſte gſtande iſch, chunt es chlis iſigs Manndle und frogt was er do mach. Der Üle gitt em zur

Antwort „Chelle (hölzernes Gerät).“ Das iſig Manndle ſäit „no es ſölle ſi und blibe.“ Z' Obe meinte der Üle er heb jetz e Wäidlig gmacht, aber woner het welle iſitze, ſo ſind's alles Chelle gſi. Der anner Tag got der Säme e Wald, aber s' iſch em ganz gliche gange wie im Üle. Am dritte Tag got der dumm Hans. Er ſchafft rächt fliſſig, daß es im ganze Wald tönt vo ſine chräftige Schläge, derzue ſingt er und pfift er rächt luſtig. Da chunt wieder das chli Manndle z' Mittag, wos am heißeſte gſi iſch, und frogt was er da mach. „E Wäidlich, de uf em drochne Land wäidliger got as uf em Waſſer,“ und wenn er damit fertig ſeig, ſo chom er d' Chönigstochter zur Frau über. „No,“ ſäit das Manndle, „es ſöll e ſo äine ge und blibe.“ Z' Obe, wo d' Sunne aber z' Gold gange iſch, iſch der Hans au fertig gſi mit ſim Wäidlig und Schiff und Gſcher. Er ſitzt i und ruederet der Reſidenz zu. Der Wäidlig iſch aber ſo gſchwind gange wie der Wind. Der Chönig het's von witen gſeh, will aber im Hans ſi Tochter nonig ge und ſäit er müeß zerſt no hundert Haaſe hüete vom Morge früeh bis z' Obe ſpot, und wenn em äine furt chömm, ſo chömm er d' Tochter nit über. Der Hans iſch e des z'friede gſi, und gli am andre Tag got er mit ſiner Herd uf d' Wäid und paßt verwändt uf daß em keine dervo laufe. Nid mänge Stund iſch vergange, ſo chunt e Magd vom Schloß und ſait zum Hans er ſöll ere gſchwind e Haas ge, ſo hebe Wiſite über cho. Der Hans hett aber woll gmerkt wo das uſe will und ſäit er gäb e keine, der Chönig chön denn morn ſiner Wiſite mit Haaſepfäffer ufwarte. D' Magd het aber nid no glo und am Änd fot ſo no a reſniere. Do ſäit der Hans wenn d' Chönigstochter ſelber chömm, ſo woll er ene Haas ge. Dat het d' Magd im Schloß gſäit, und d' Tochter iſch ſelber gange. Underdeſſe iſch aber zum Hans das chli Manndle wieder cho und frogt der Hans was er do thüej. He, do müeß er hundert Haaſe hüete, daß em käine dervo lauf, und denn dörf er d' Chönigstochter hürothe und wäre Chönig.“ „Guet,“ ſäit das Manndle, „do heſch es Pfifle, und wenn der äine furtlauft, ſo pfif nume, denn chunt er wieder ume.“ Wo do d' Tochter cho iſch, ſo gitt ere der Hans e Haas is Fürtüchle. Aber wo ſe öppe hundert Schritt wit gſi iſch, ſo pfift der Hans,

und der Haas ſpringt ere us em Schäubele uſe und, was giſch was heſch, wieder zu der Herd. Wo's Obe gſi iſch, ſo pfift de Haaſehirt no emol und luegt ob alle do ſige und treibt ſe do zum Schloß. Der Chönig het ſe verwunderet wie au der Hans imſtand gſi ſeig hundert Haaſe z' hüete, daß em käine dervo glofe iſch; er will em aber d' Tochter äine weg nonig ge, und ſäit er müß em no ne Fädere us d' Vogelgrife Stehl bringe. Der Hans macht ſe grad uf der Wäg und marſchiert rächt handle vorwärts. Z' Obe chunt er zu neme Schloß, do frogt er umenes Nachtlager, denn ſälbesmol het me no käine Wirtshüſer gha, das ſäit em der Herr vom Schloß mit vele Freude zue und frogt ne woner he well. Der Hans git druf zur Antwort „zum Vogelgrif."/„So, zum Vogelgrif, me ſäit ame er wuß alles, und i hane Schlöſſel zue nere iſige Gäldchiſte verlore: ehr chöntet doch ſo guet ſie und ne froge woner ſeig."/„Jo frile," ſäit der Hans, „das wili ſcho thue." Am Morgen früe iſch er do witer gange, und chunt unterwägs zue mene andere Schloß, i dem er wieder übernacht blibt. Wo d' Lüt drus verno händ daß er zum Vogelgrif well, ſo ſäge ſe es ſig im Hus ne Tochter chrank, und ſe hebe ſcho alle Mittel brucht, aber es well kais aſchlo, er ſöll doch ſo guet ſi und der Vogelgrif froge was die Tochter wieder chön gſund mache. Der Hans ſäit das weller gärn thue und got witer. Do chunt er zue emne Waſſer, und anſtatt eme Feer iſch e große Ma do gſi, de all Lüt het müeſſe übere träge. De Ma het der Hans gfrogt wo ſie Räis an geu. „Zum Vogelgrif" ſäit der Hans. „No, wenn er zue ume chömt," ſäit do de Ma, „ſo froget ne an worum i all Lüt müeß über das Waſſer träge." Do ſäit der Hans „jo, min Gott jo, das wili ſcho thue." De Ma het ne do uf d' Achſle gno und übere träit. Andle chunt do der Hans zum Hus vom Vogelgrif, aber do iſch nume d' Frau dehäime gſi und der Vogelgrif ſälber nid. Do frogt ne d' Frau was er well. Do het ere der Hans alles verzelt, daß ere Fädere ſölt ha us s' Vogelgrife Stehl, und denn hebe ſe emene Schloß der Schlüſſel zue nere Gäldchiſte verlore, und er ſött der Vogelgrif froge wo der Schlüſſel ſeig; denn ſeig eme andere Schloß e Tochter chrank, und er ſöt wüße was die Tochter chönt gſund mache; denn ſeig nig wid

vo do es Waſſer und e Ma derbi, de d' Lüt müeß übere träge, und er möcht au gern wüſſe worum de Ma all Lüt müeß übere träge. Do ſäit die Frau „ja lueget, mi guete Fründ, s' cha käi Chriſt mit em Vogelgrif rede, er frißt ſe all; wenn er aber wänd, ſo chönneder under ſis Bett undere ligge, und z' Nacht, wenn er rächt feſt ſchloft, ſo chönneder denn uſe länge und em e Fädere uſem Stehl rißе; und wäge dene Sache, die er ner wüße ſöttet, will i ne ſälber froge. Der Hans iſch e das alles z' friede gſi und lit unders Bett undere. Z' Obe chunt der Vogelgrif häi, und wiener i d' Stube chunt, ſo ſäit er „Frau, i ſchmöke ne Chriſt."/ „Jo," ſäit do d' Frau, „s' iſch hüt äine do gſi, aber er iſch wieder furt;" und mit dem het der Vogelgrif nüt me gſäit. Z' mitzt e der Nacht, wo der Vogelgrif rächt geſchnarchlet het, ſo längt der Hans ufe und rißt em e Fädere uſem Stehl. Do iſch der Vogelgrif plötzle ufgjuckt und ſäit „Frau, i ſchmöke ne Chriſt, und s' iſch mer s' heb me öpper am Stehl zehrt." De ſäit d' Frau „de heſch gwüß traumet, und i ho der jo hüt ſcho gſäit, s' iſch e Chriſt do gſi, aber iſch wieder furt. Do het mer allerhand Sache verzellt. Si hebe ime Schloß der Schlüſſel zue nere Gäldchiſte verlore und chönnene numme finde."/„O di Nare", ſäit der Vogelgrif, „de Schlüſſel lit im Holzhus hinder der Thör undere Holzbig."/„Und denn het er au gſäit imene Schloß ſeig e Tochter chrank und ſe wüße kais Mittel für ſe gſund z' mache."/ „O di Nare," ſäit der Vogelgrif, „under der Chällerſtäge het e Chrot es Näſcht gmacht von ere Hoore, und wenn ſe die Hoor wieder het, ſo wers ſe gſund."/„Und denn het er au no gſäit s' ſig amene Ort es Waſſer un e Ma derbi, der müeß all Lüt drüber träge."/„O de Nar," ſäit der Vogelgrif, „täter nome emol äine z' mitzt dri ſtelle, er müeßt denn käine me übere träge." Am Morge frue iſch der Vogelgrif uf gſtande und iſch furt gange. Do chunt der Hans underem Bett füre und het e ſchöne Fädere gha; au het er ghört was der Vogelgrif gſäit het wäge dem Schlüſſel und der Tochter und dem Ma. D' Frau vom Vogelgrif het em do alles no nemol verzellt, daß er nüt vergäße, und dem iſch er wieder häi zue gange. Zerſt chunt er zum Ma bim Waſſer, de frogt ne gli was der Vogelgrif gſäit heb, do ſäit der

Hans er ſöll ne zerſt übere träge, es well em's denn däne ſäge. Do träit ne der Ma übere. Woner däne gſi iſch, ſo ſait em der Hans er ſöllt nume äiniſch äine z' mitzt dri ſtelle, er müeß denn käine me übere träge. Do het ſe de Ma grüſele gfreut und ſäit zum Hans er well ne zum Dank none mol ume und äne trage. Do ſäit der Hans näi, er well em die Müeh erſpare, er ſeig ſuſt mit em z'friede, und iſch witer gange. Do chunt er zue dem Schloß, wo die Tochter chrank gſi iſch, die nimmt er do uf d' Achſle, denn ſe het nit chönne laufe, und träit ſe d' Chellerſtäge ab und nimmt das Chrotenäſt under dem underſte Tritt füre und gits der Tochter i d' Händ, und die ſpringt em ab der Achſle abe und vor im d' Stäge uf, und iſch ganz gſund gſi. Jetz händ der Vater und d' Mueter e grüſliche Freud gha und händ dem Hans Gſchänke gmacht vo Gold und Silber: und was er nume het welle, das händ ſem gge. Wo do der Hans is an der Schloß cho iſch, iſch er gli is Holzhus gange, und het hinter der Thör under der Holzbige de Schlüſſel richtig gfunde, und het ne do dem Herr brocht. De het ſe au nid wenig gfreut und het dem Hans zur Belohnig vill vo dem Gold gge, das e der Chiſte gſi iſch, und ſuſt no aller derhand für Sache, ſo Chüe und Schoof und Gäißе. Wo der Hans zum Chönig cho iſch mit dem Sache alle, mit dem Gäld und dem Gold und Silber und dene Chüene, Schoofe und Gäißе, ſo frogt ne der Chönig, woner au das alles übercho heb. Do ſäit der Hans der Vogelgrif gäb äin ſo vill me woll. Do dänkt der Chönig er chönt das au bruche und macht ſe au uf der Weg zum Vogelgrif, aber woner zue dem Waſſer cho iſch, ſo iſch er halt der erſt gſi, der ſid em Hans cho iſch, und de Ma ſtellt e z' mitzt ab und goht furt, und der Chönig iſch ertrunke. Der Hans het do d' Tochter ghürotet und iſch Chönig worde.

# 85. Die drei Schlangenblätter

Es war einmal ein armer Mann, der konnte seinen einzigen Sohn nicht mehr ernähren. Da sprach der Sohn: „lieber Vater, es geht Euch so kümmerlich, ich falle Euch zur Last, lieber will ich selbst fortgehen und sehen, wie ich mein Brot verdiene." Da gab ihm der Vater seinen Segen und nahm mit großer Trauer von ihm Abschied. Zu dieser Zeit führte der König eines mächtigen Reiches Krieg, der Jüngling nahm Dienste bei ihm und zog mit ins Feld. Und als er vor den Feind kam, so ward eine Schlacht geliefert, und es war große Gefahr und regnete blaue Bohnen, daß seine Kameraden von allen Seiten niederfielen. Und als auch der Anführer blieb, so wollten die übrigen die Flucht ergreifen, aber der Jüngling trat heraus, sprach ihnen Mut zu und rief: „wir wollen unser Vaterland nicht zugrunde gehen lassen." Da folgten ihm die andern, und er drang ein und schlug den Feind. Der König, als er hörte, daß er ihm allein den Sieg zu danken habe, erhob ihn über alle andern, gab ihm große Schätze und machte ihn zum Ersten in seinem Reich.

Der König hatte eine Tochter, die war sehr schön, aber sie war auch sehr wunderlich. Sie hatte das Gelübde getan, keinen zum Herrn und Gemahl zu nehmen, der nicht verspräche, wenn sie zuerst stürbe, sich lebendig mit ihr begraben zu lassen. „Hat er mich von Herzen lieb," sagte sie, „wozu dient ihm dann noch das Leben?" Dagegen wollte sie ein Gleiches tun, und wenn er zuerst stürbe, mit ihm in das Grab steigen. Dieses seltsame Gelübde hatte bis jetzt alle Freier abgeschreckt, aber der Jüngling wurde von ihrer Schönheit so eingenommen, daß er auf nichts achtete, sondern bei ihrem Vater um sie anhielt. „Weißt du auch," sprach der König, „was du versprechen mußt?" / „Ich muß mit ihr in das Grab gehen," antwortete er, „wenn ich sie überlebe, aber meine Liebe ist so groß, daß ich der Gefahr

nicht achte." Da willigte der König ein, und die Hochzeit ward mit großer Pracht gefeiert.

Nun lebten sie eine Zeitlang glücklich und vergnügt miteinander, da geschah es, daß die junge Königin in eine schwere Krankheit fiel, und kein Arzt ihr helfen konnte. Und als sie tot da lag, da erinnerte sich der junge König, was er hatte versprechen müssen, und es grauste ihm davor, sich lebendig in das Grab zu legen, aber es war kein Ausweg: der König hatte alle Tore mit Wachen besetzen lassen, und es war nicht möglich, dem Schicksal zu entgehen. Als der Tag kam, wo die Leiche in das königliche Gewölbe beigesetzt wurde, da ward er mit hinabgeführt, und dann das Tor verriegelt und verschlossen.

Neben dem Sarg stand ein Tisch, darauf vier Lichter, vier Laibe Brot und vier Flaschen Wein. Sobald dieser Vorrat zu Ende ging, mußte er verschmachten. Nun saß er da voll Schmerz und Trauer, aß jeden Tag nur ein Bißlein Brot, trank nur einen Schluck Wein, und sah doch, wie der Tod immer näher rückte. Indem er so vor sich hinstarrte, sah er aus der Ecke des Gewölbes eine Schlange hervorkriechen, die sich der Leiche näherte. Und weil er dachte, sie käme um daran zu nagen, zog er sein Schwert und sprach: „solange ich lebe, sollst du sie nicht anrühren," und hieb sie in drei Stücke. Über ein Weilchen kroch eine zweite Schlange aus der Ecke hervor, als sie aber die andere tot und zerstückt liegen sah, ging sie zurück, kam bald wieder und hatte drei grüne Blätter im Munde. Dann nahm sie die drei Stücke von der Schlange, legte sie, wie sie zusammen gehörten, und tat auf jede Wunde eins von den Blättern. Alsbald fügte sich das Getrennte aneinander, die Schlange regte sich und ward wieder lebendig, und beide eilten miteinander fort. Die Blätter blieben auf der Erde liegen, und dem Unglücklichen, der alles mit angesehen hatte, kam es in die Gedanken, ob nicht die wunderbare Kraft der Blätter, welche die Schlange wieder lebendig gemacht hatte, auch einem Menschen helfen könnte. Er hob also die Blätter auf und legte eins davon auf den Mund der Toten, die beiden andern auf ihre Augen. Und kaum war es geschehen, so bewegte sich das Blut in den Adern, stieg in das

bleiche Angeſicht und rötete es wieder. Da zog ſie Atem, ſchlug die Augen auf und ſprach: „ach, Gott, wo bin ich?“ / „Du biſt bei mir, liebe Frau,“ antwortete er, und erzählte ihr, wie alles gekommen war und er ſie wieder ins Leben erweckt hatte. Dann reichte er ihr etwas Wein und Brot, und als ſie wieder zu Kräften gekommen war, erhob ſie ſich, und ſie gingen zu der Türe, und klopften und riefen ſo laut, daß es die Wachen hörten und dem König meldeten. Der König kam ſelbſt herab und öffnete die Türe, da fand er beide friſch und geſund, und freute ſich mit ihnen, daß nun alle Not überſtanden war. Die drei Schlangenblätter aber nahm der junge König mit, gab ſie einem Diener und ſprach: „verwahr ſie mir ſorgfältig, und trag ſie zu jeder Zeit bei dir, wer weiß, in welcher Not ſie uns noch helfen können.“

Es war aber in der Frau, nachdem ſie wieder ins Leben war erweckt worden, eine Veränderung vorgegangen: es war als ob alle Liebe zu ihrem Manne aus ihrem Herzen gewichen wäre. Als er nach einiger Zeit eine Fahrt zu ſeinem alten Vater über das Meer machen wollte, und ſie auf ein Schiff geſtiegen waren, ſo vergaß ſie die große Liebe und Treue, die er ihr bewieſen, und womit er ſie vom Tode gerettet hatte, und faßte eine böſe Neigung zu dem Schiffer. Und als der junge König einmal da lag und ſchlief, rief ſie den Schiffer herbei, und faßte den Schlafenden am Kopfe, und der Schiffer mußte ihn an den Füßen faſſen, und ſo warfen ſie ihn hinab ins Meer. Als die Schandtat vollbracht war, ſprach ſie zu ihm: „nun laß uns heimkehren und ſagen, er ſei unterwegs geſtorben. Ich will dich ſchon bei meinem Vater ſo herausſtreichen und rühmen, daß er mich mit dir vermählt und dich zum Erben ſeiner Krone einſetzt.“ Aber der treue Diener, der alles mit angeſehen hatte, machte unbemerkt ein kleines Schifflein von dem großen los, ſetzte ſich hinein, ſchiffte ſeinem Herrn nach, und ließ die Verräter fortfahren. Er fiſchte den Toten wieder auf, und mit Hilfe der drei Schlangenblätter, die er bei ſich trug, und auf die Augen und den Mund legte, brachte er ihn glücklich wieder ins Leben.

Sie ruderten beide aus allen Kräften Tag und Nacht, und ihr kleines Schiff flog ſo ſchnell dahin, daß ſie früher als das

andere bei dem alten Könige anlangten. Er verwunderte ſich, als er ſie allein kommen ſah und fragte, was ihnen begegnet wäre. Als er die Bosheit ſeiner Tochter vernahm, ſprach er: „ich kann's nicht glauben, daß ſie ſo ſchlecht gehandelt hat, aber die Wahrheit wird bald an den Tag kommen," und hieß beide in eine verborgene Kammer gehen und ſich vor jedermann heimlich halten. Bald hernach kam das große Schiff herangefahren, und die gottloſe Frau erſchien vor ihrem Vater mit einer betrübten Miene. Er ſprach: „warum kehrſt du allein zurück? wo iſt dein Mann?" / „Ach, lieber Vater," antwortete ſie, „ich komme in großer Trauer wieder heim, mein Mann iſt während der Fahrt plötzlich erkrankt und geſtorben, und wenn der gute Schiffer mir nicht Beiſtand geleiſtet hätte, ſo wäre es mir ſchlimm ergangen; er iſt bei ſeinem Tode zugegen geweſen und kann Euch alles erzählen." Der König ſprach: „ich will den Toten wieder lebendig machen," und öffnete die Kammer, und hieß ſie beide herausgehen. Die Frau, als ſie ihren Mann erblickte, war wie vom Donner gerührt, ſank auf die Knie und bat um Gnade. Der König ſprach: „da iſt keine Gnade, er war bereit mit dir zu ſterben und hat dir dein Leben wiedergegeben, du aber haſt ihn im Schlaf umgebracht, und ſollſt deinen verdienten Lohn empfangen." Da ward ſie mit ihrem Helfershelfer in ein durchlöchertes Schiff geſetzt und hinaus ins Meer getrieben, wo ſie bald in den Wellen verſanken.

## 86. Der König vom goldenen Berg

Ein Kaufmann, der hatte zwei Kinder, einen Buben und ein Mädchen, die waren beide noch klein und konnten noch nicht laufen. Es gingen aber zwei reichbeladene Schiffe von ihm auf dem Meer und ſein ganzes Vermögen war darin, und wie er meinte dadurch viel Geld zu gewinnen, kam die Nachricht, ſie wären verſunken. Da war er nun ſtatt eines reichen Mannes ein armer Mann und hatte nichts mehr übrig

als einen Acker vor der Stadt. Um ſich ſein Unglück ein wenig aus den Gedanken zu ſchlagen, ging er hinaus auf den Acker, und wie er da ſo auf- und abging, ſtand auf einmal ein kleines ſchwarzes Männchen neben ihm und fragte warum er ſo traurig wäre, und was er ſich ſo ſehr zu Herzen nähme. Da ſprach der Kaufmann „wenn du mir helfen könnteſt, wollt ich es dir wohl ſagen.“ „Wer weiß,“ antwortete das ſchwarze Männchen, „vielleicht helf ich dir.“ Da erzählte der Kaufmann, daß ihm ſein ganzer Reichtum auf dem Meer zugrunde gegangen wäre, und hätte er nichts mehr übrig als dieſen Acker. „Bekümmere dich nicht,“ ſagte das Männchen, „wenn du mir verſprichſt das, was dir zu Haus am erſten widers Bein ſtößt, in zwölf Jahren hierher auf den Platz zu bringen, ſollſt du Geld haben ſoviel du willſt.“ Der Kaufmann dachte „was kann das anders ſein als mein Hund?“ aber an ſeinen kleinen Jungen dachte er nicht und ſagte ja, gab dem ſchwarzen Mann Handſchrift und Siegel darüber und ging nach Haus.

Als er nach Haus kam, da freute ſich ſein kleiner Junge ſo ſehr darüber, daß er ſich an den Bänken hielt, zu ihm herbei wackelte und ihn an den Beinen feſt packte. Da erſchrak der Vater, denn es fiel ihm ſein Verſprechen ein und er wußte nun, was er verſchrieben hatte: weil er aber immer noch kein Geld in ſeinen Kiſten und Kaſten fand, dachte er es wäre nur ein Spaß von dem Männchen geweſen. Einen Monat nachher ging er auf den Boden und wollte altes Zinn zuſammenſuchen und verkaufen, da ſah er einen großen Haufen Geld liegen. Nun war er wieder guter Dinge, kaufte ein, ward ein größerer Kaufmann als vorher und ließ Gott einen guten Mann ſein. Unterdeſſen ward der Junge groß und dabei klug und geſcheit. Je näher aber die zwölf Jahre herbeikamen, je ſorgenvoller ward der Kaufmann, ſo daß man ihm die Angſt im Geſicht ſehen konnte. Da fragte ihn der Sohn einmal was ihm fehlte: der Vater wollte es nicht ſagen, aber jener hielt ſo lange an, bis er ihm endlich ſagte er hätte ihn, ohne zu wiſſen was er verſpräche, einem ſchwarzen Männchen zugeſagt und vieles Geld dafür bekommen. Er hätte ſeine Handſchrift und Siegel dar-

über gegeben, und nun müßte er ihn, wenn zwölf Jahre herum wären, ausliefern. Da sprach der Sohn „o Vater, laßt Euch nicht bang sein, das soll schon gut werden, der Schwarze hat keine Macht über mich."

Der Sohn ließ sich von dem Geistlichen segnen, und als die Stunde kam, gingen sie zusammen hinaus auf den Acker. und der Sohn machte einen Kreis und stellte sich mit seinem Vater hinein. Da kam das schwarze Männchen und sprach zu dem Alten „hast du mitgebracht, was du mir versprochen hast?" Er schwieg still, aber der Sohn fragte „was willst du hier?" Da sagte das schwarze Männchen „ich habe mit deinem Vater zu sprechen und nicht mit dir." Der Sohn antwortete „du hast meinen Vater betrogen und verführt, gib die Handschrift heraus."/„Nein," sagte das schwarze Männchen, „mein Recht geb ich nicht auf." Da redeten sie noch lange miteinander, endlich wurden sie einig, der Sohn, weil er nicht dem Erbfeind und nicht mehr seinem Vater zugehörte, sollte sich in ein Schiffchen setzen, das auf einem hinabwärts fließenden Wasser stände, und der Vater sollte es mit seinem eigenen Fuß fortstoßen, und dann sollte der Sohn dem Wasser überlassen bleiben. Da nahm er Abschied von seinem Vater, setzte sich in ein Schiffchen, und der Vater mußte es mit seinem eigenen Fuß fortstoßen. Das Schiffchen schlug um, so daß der unterste Teil oben war, die Decke aber im Wasser; und der Vater glaubte, sein Sohn wäre verloren, ging heim und trauerte um ihn.

Das Schiffchen aber versank nicht, sondern floß ruhig fort, und der Jüngling saß sicher darin, und so floß es lange, bis es endlich an einem unbekannten Ufer festsitzen blieb. Da stieg er ans Land, sah ein schönes Schloß vor sich liegen und ging darauf los. Wie er aber hineintrat, war es verwünscht: er ging durch alle Zimmer, aber sie waren leer, bis er in die letzte Kammer kam, da lag eine Schlange darin und ringelte sich. Die Schlange aber war eine verwünschte Jungfrau, die freute sich, wie sie ihn sah, und sprach zu ihm „kommst du, mein Erlöser? auf dich habe ich schon zwölf Jahre gewartet; dies Reich ist verwünscht und du mußt es erlösen."/„Wie kann ich das?" fragte

er. „Heute Nacht kommen zwölf ſchwarze Männer, die mit Ketten behangen ſind, die werden dich fragen was du hier machſt, da ſchweig aber ſtill und gib ihnen keine Antwort, und laß ſie mit dir machen was ſie wollen: ſie werden dich quälen, ſchlagen und ſtechen, laß alles geſchehen, nur rede nicht; um zwölf Uhr müſſen ſie wieder fort. Und in der zweiten Nacht werden wieder zwölf andere kommen, in der dritten vierundzwanzig, die werden dir den Kopf abhauen: aber um zwölf Uhr iſt ihre Macht vorbei, und wenn du dann ausgehalten und kein Wörtchen geſprochen haſt, ſo bin ich erlöſt. Ich komme zu dir, und ich habe in einer Flaſche das Waſſer des Lebens, damit beſtreiche ich dich, und dann biſt du wieder lebendig und geſund wie zuvor." Da ſprach er „gerne will ich dich erlöſen." Es geſchah nun alles ſo, wie ſie geſagt hatte: die ſchwarzen Männer konnten ihm kein Wort abzwingen, und in der dritten Nacht ward die Schlange zu einer ſchönen Königstochter, die kam mit dem Waſſer des Lebens und machte ihn wieder lebendig. Und dann fiel ſie ihm um den Hals und küßte ihn, und war Jubel und Freude im ganzen Schloß. Da wurde ihre Hochzeit gehalten, und er war König vom goldenen Berge.

Alſo lebten ſie vergnügt zuſammen, und die Königin gebar einen ſchönen Knaben. Acht Jahre waren ſchon herum, da fiel ihm ſein Vater ein und ſein Herz ward bewegt, und er wünſchte ihn einmal heimzuſuchen. Die Königin wollte ihn aber nicht fortlaſſen und ſagte „ich weiß ſchon, daß es mein Unglück iſt," er ließ ihr aber keine Ruhe bis ſie einwilligte. Beim Abſchied gab ſie ihm noch einen Wunſchring und ſprach „nimm dieſen Ring und ſteck ihn an deinen Finger, ſo wirſt du alsbald dahin verſetzt, wo du dich hinwünſcheſt, nur mußt du mir verſprechen, daß du ihn nicht gebrauchſt, mich von hier weg zu deinem Vater zu wünſchen." Er verſprach ihr das, ſteckte den Ring an ſeinen Finger und wünſchte ſich heim vor die Stadt, wo ſein Vater lebte. Im Augenblick befand er ſich auch dort und wollte in die Stadt: wie er aber vors Tor kam, wollten ihn die Schildwachen nicht einlaſſen, weil er ſeltſame und doch ſo reiche und prächtige Kleider an hatte. Da ging er auf einen Berg, wo ein

Schäfer hütete, tauschte mit diesem die Kleider und zog den alten Schäferrock an und ging also ungestört in die Stadt ein. Als er zu seinem Vater kam, gab er sich zu erkennen, der aber glaubte nimmermehr, daß es sein Sohn wäre und sagte er hätte zwar einen Sohn gehabt, der wäre aber längst tot: doch weil er sähe, daß er ein armer dürftiger Schäfer wäre, so wollte er ihm einen Teller voll zu essen geben. Da sprach der Schäfer zu seinen Eltern „ich bin wahrhaftig Euer Sohn, wißt Ihr kein Mal an meinem Leibe, woran Ihr mich erkennen könnt?"/„Ja," sagte die Mutter, „unser Sohn hatte eine Himbeere unter dem rechten Arm." Er streifte das Hemd zurück, da sahen sie die Himbeere unter seinem rechten Arm und zweifelten nicht mehr, daß es ihr Sohn wäre. Darauf erzählte er ihnen er wäre König vom goldenen Berge und eine Königstochter wäre seine Gemahlin, und sie hätten einen schönen Sohn von sieben Jahren. Da sprach der Vater „nun und nimmermehr ist das wahr: das ist mir ein schöner König, der in einem zerlumpten Schäferrock hergeht." Da ward der Sohn zornig und drehte, ohne an sein Versprechen zu denken, den Ring herum und wünschte beide, seine Gemahlin und sein Kind, zu sich. In dem Augenblick waren sie auch da, aber die Königin, die klagte und weinte, und sagte er hätte sein Wort gebrochen und hätte sie unglücklich gemacht. Er sagte „ich habe es unachtsam getan und nicht mit bösem Willen" und redete ihr zu; sie stellte sich auch als gäbe sie nach, aber sie hatte Böses im Sinn.

Da führte er sie hinaus vor die Stadt auf den Acker und zeigte ihr das Wasser, wo das Schiffchen war abgestoßen worden, und sprach dann „ich bin müde, setze dich nieder, ich will ein wenig auf deinem Schoß schlafen." Da legte er seinen Kopf auf ihren Schoß und sie lauste ihn ein wenig, bis er einschlief. Als er eingeschlafen war, zog sie erst den Ring von seinem Finger, dann zog sie den Fuß unter ihm weg und ließ nur den Toffel zurück: hierauf nahm sie ihr Kind in den Arm und wünschte sich wieder in ihr Königreich. Als er aufwachte, lag er da ganz verlassen, und seine Gemahlin und das Kind waren fort und der Ring vom Finger auch, nur der Toffel stand noch da zum Wahr-

zeichen. „Nach Haus zu deinen Eltern kannſt du nicht wieder gehen," dachte er, „die würden ſagen, du wärſt ein Hexenmeiſter, du willſt aufpacken und gehen bis du in dein Königreich kommſt." Alſo ging er fort und kam endlich zu einem Berg, vor dem drei Rieſen ſtanden und miteinander ſtritten, weil ſie nicht wußten wie ſie ihres Vaters Erbe teilen ſollten. Als ſie ihn vorbeigehen ſahen, riefen ſie ihn an und ſagten kleine Menſchen hätten klugen Sinn, er ſollte ihnen die Erbſchaft verteilen. Die Erbſchaft aber beſtand aus einem Degen, wenn einer den in die Hand nahm und ſprach „Köpf alle runter, nur meiner nicht," ſo lagen alle Köpfe auf der Erde: zweitens aus einem Mantel, wer den anzog, war unſichtbar; drittens aus ein paar Stiefeln, wenn man die angezogen hatte und ſich wohin wünſchte, ſo war man im Augenblick da. Er ſagte „gebt mir die drei Stücke, damit ich probieren könnte ob ſie noch in gutem Stande ſind." Da gaben ſie ihm den Mantel, und als er ihn umgehängt hatte, war er unſichtbar und war in eine Fliege verwandelt. Dann nahm er wieder ſeine Geſtalt an und ſprach „der Mantel iſt gut, nun gebt mir das Schwert." Sie ſagten „nein, das geben wir nicht! wenn du ſprächſt ‚Köpf alle runter, nur meiner nicht!' ſo wären unſere Köpfe alle herab und du allein hätteſt den deinigen noch." Doch gaben ſie es ihm unter der Bedingung, daß er's an einem Baum probieren ſollte. Das tat er und das Schwert zerſchnitt den Stamm eines Baumes wie einen Strohhalm. Nun wollt er noch die Stiefeln haben, ſie ſprachen aber „nein, die geben wir nicht weg, wenn du ſie angezogen hätteſt und wünſchteſt dich oben auf den Berg, ſo ſtünden wir da unten und hätten nichts." / „Nein," ſprach er, „das will ich nicht tun." Da gaben ſie ihm auch die Stiefeln. Wie er nun alle drei Stücke hatte, ſo dachte er an nichts als an ſeine Frau und ſein Kind und ſprach ſo vor ſich hin „ach wäre ich auf dem goldenen Berg," und alsbald verſchwand er vor den Augen der Rieſen, und war alſo ihr Erbe geteilt. Als er nah beim Schloß war, hörte er Freudengeſchrei, Geigen und Flöten, und die Leute ſagten ihm ſeine Gemahlin feierte ihre Hochzeit mit einem andern. Da ward er zornig und ſprach „die

Falſche, ſie hat mich betrogen und mich verlaſſen, als ich eingeſchlafen war." Da hing er ſeinen Mantel um und ging unſichtbar ins Schloß hinein. Als er in den Saal eintrat, war da eine große Tafel mit köſtlichen Speiſen beſetzt, und die Gäſte aßen und tranken, lachten und ſcherzten. Sie aber ſaß in der Mitte in prächtigen Kleidern auf einem königlichen Seſſel und hatte die Krone auf dem Haupt. Er ſtellte ſich hinter ſie und niemand ſah ihn. Wenn ſie ihr ein Stück Fleiſch auf den Teller legten, nahm er ihn weg und aß es; und wenn ſie ihr ein Glas Wein einſchenkten, nahm er's weg und trank's aus; ſie gaben ihr immer, und ſie hatte doch immer nichts, denn Teller und Glas verſchwanden augenblicklich. Da ward ſie beſtürzt und ſchämte ſich, ſie ſtand auf und ging in ihre Kammer und weinte, er aber ging hinter ihr her. Da ſprach ſie „iſt denn der Teufel über mir, oder kam mein Erlöſer nie?" Da ſchlug er ihr ins Angeſicht und ſagte „kam dein Erlöſer nie? er iſt über dir, du Betrügerin. Habe ich das an dir verdient?" Da machte er ſich ſichtbar, ging in den Saal und rief „die Hochzeit iſt aus, der wahre König iſt gekommen!" Die Könige, Fürſten und Räte, die da verſammelt waren, höhnten und verlachten ihn; er aber gab kurze Worte und ſprach „wollt ihr hinaus oder nicht?" Da wollten ſie ihn fangen und drangen auf ihn ein, aber er zog ſein Schwert und ſprach „Köpf alle runter, nur meiner nicht." Da rollten alle Köpfe zur Erde, und er war allein der Herr und war wieder König vom goldenen Berge.

## 87. Die Rabe

Es war einmal eine Königin, die hatte ein Töchterchen, das war noch klein und mußte noch auf dem Arm getragen werden. Zu einer Zeit war das Kind unartig, und die Mutter mochte ſagen was ſie wollte, es hielt nicht Ruhe. Da ward ſie ungeduldig, und weil die Raben ſo um das Schloß herumflogen, öffnete ſie das Fenſter und ſagte „ich wollte du

wärſt eine Rabe und flögſt fort, ſo hätt ich Ruhe." Kaum hatte ſie das Wort geſagt, ſo war das Kind in eine Rabe verwandelt und flog von ihrem Arm zum Fenſter hinaus. Sie flog aber in einen dunkeln Wald und blieb lange Zeit darin und die Eltern hörten nichts von ihr. Danach führte einmal einen Mann ſein Weg in dieſen Wald, der hörte die Rabe rufen und ging der Stimme nach; und als er näher kam, ſprach die Rabe „ich bin eine Königstochter von Geburt und bin verwünſcht worden, du aber kannſt mich erlöſen."/„Was ſoll ich tun?" fragte er. Sie ſagte „geh weiter in den Wald und du wirſt ein Haus finden, darin ſitzt eine alte Frau, die wird dir Eſſen und Trinken reichen, aber du darfſt nichts nehmen; wenn du etwas iſſeſt oder trinkſt, ſo verfällſt du in einen Schlaf und kannſt du mich nicht erlöſen. Im Garten hinter dem Haus iſt eine große Lohhucke, darauf ſollſt du ſtehen und mich erwarten. Drei Tage lang komm ich jeden Mittag um zwei zu dir in einem Wagen, der iſt erſt mit vier weißen Hengſten beſpannt, dann mit vier roten und zuletzt mit vier ſchwarzen, wenn du aber nicht wach biſt, ſondern ſchläfſt, ſo werde ich nicht erlöſt." Der Mann verſprach alles zu tun, was ſie verlangt hatte. Die Rabe aber ſagte „ach, ich weiß es ſchon, du wirſt mich nicht erlöſen, du nimmſt etwas von der Frau." Da verſprach der Mann noch einmal er wollte gewiß nichts anrühren weder von dem Eſſen noch von dem Trinken. Wie er aber in das Haus kam, trat die alte Frau zu ihm und ſagte „armer Mann, was ſeid Ihr abgemattet, kommt und erquickt Euch, eſſet und trinkt."/„Nein," ſagte der Mann, „ich will nicht eſſen und nicht trinken." Sie ließ ihm aber keine Ruhe und ſprach „wenn Ihr dann nicht eſſen wollt, ſo tut einen Zug aus dem Glas, einmal iſt keinmal." Da ließ er ſich überreden und trank. Nachmittags gegen zwei Uhr ging er hinaus in den Garten auf die Lohhucke und wollte auf die Rabe warten. Wie er da ſtand, ward er auf einmal ſo müde, und konnte es nicht überwinden und legte ſich ein wenig nieder; doch wollte er nicht einſchlafen. Aber kaum hatte er ſich hingeſtreckt, ſo fielen ihm die Augen von ſelber zu, und er ſchlief ein und ſchlief ſo feſt, daß ihn nichts auf der Welt hätte erwecken können. Um zwei Uhr kam

die Rabe mit vier weißen Hengſten gefahren, aber ſie war ſchon in voller Trauer und ſprach „ich weiß, daß er ſchläft.“ Und als ſie in den Garten kam, lag er auch da auf der Lohhucke und ſchlief. Sie ſtieg aus dem Wagen, ging zu ihm und ſchüttelte ihn und rief ihn an, aber er erwachte nicht. Am andern Tag zur Mittagszeit kam die alte Frau wieder und brachte ihm Eſſen und Trinken, aber er wollte es nicht annehmen. Doch ſie ließ ihm keine Ruhe und redete ihm ſo lange zu, bis er wieder einen Zug aus dem Glaſe tat. Gegen zwei Uhr ging er in den Garten auf die Lohhucke und wollte auf die Rabe warten, da empfand er auf einmal ſo große Müdigkeit, daß ſeine Glieder ihn nicht mehr hielten: er konnte ſich nicht helfen, mußte ſich legen und fiel in tiefen Schlaf. Als die Rabe daher fuhr mit vier braunen Hengſten, war ſie ſchon in voller Trauer und ſagte „ich weiß, daß er ſchläft.“ Sie ging zu ihm hin, aber er lag da im Schlaf und war nicht zu erwecken. Am andern Tag ſagte die alte Frau was das wäre? er äße und tränke nichts, ob er ſterben wollte? Er antwortete „ich will und darf nicht eſſen und nicht trinken.“ Sie ſtellte aber die Schüſſel mit Eſſen und das Glas mit Wein vor ihm hin, und als der Geruch davon zu ihm aufſtieg, ſo konnte er nicht widerſtehen und tat einen ſtarken Zug. Als die Zeit kam, ging er hinaus in den Garten auf die Lohhucke und wartete auf die Königstochter; da ward er noch müder, als die Tage vorher, legte ſich nieder und ſchlief ſo feſt als wäre er ein Stein. Um zwei Uhr kam die Rabe und hatte vier ſchwarze Hengſte, und die Kutſche und alles war ſchwarz. Sie war aber ſchon in voller Trauer und ſprach „ich weiß, daß er ſchläft und mich nicht erlöſen kann.“ Als ſie zu ihm kam, lag er da und ſchlief feſt. Sie rüttelte ihn, aber ſie konnte ihn nicht aufwecken. Da legte ſie ein Brot neben ihn hin, dann ein Stück Fleiſch, zum dritten eine Flaſche Wein, und er konnte von allem ſo viel nehmen, als er wollte, es ward nicht weniger. Danach nahm ſie einen goldenen Ring von ihrem Finger, und ſteckte ihn an ſeinen Finger, und war ihr Name eingegraben. Zuletzt legte ſie einen Brief hin, darin ſtand was ſie ihm gegeben hatte und daß es nie all würde, und es ſtand auch darin „ich ſehe wohl, daß du mich hier nicht

erlöſen kannſt, willſt du mich aber noch erlöſen, ſo komm nach dem goldenen Schloß von Stromberg, es ſteht in deiner Macht, das weiß ich gewiß." Und wie ſie ihm das alles gegeben hatte, ſetzte ſie ſich in ihren Wagen und fuhr in das goldene Schloß von Stromberg.

Als der Mann aufwachte und ſah, daß er geſchlafen hatte, ward er von Herzen traurig und ſprach „gewiß nun iſt ſie vorbeigefahren und ich habe ſie nicht erlöſt." Da fielen ihm die Dinge in die Augen, die neben ihm lagen, und er las den Brief darin geſchrieben ſtand wie es zugegangen war. Alſo machte er ſich auf und ging fort, und wollte nach dem goldenen Schloß von Stromberg, aber er wußte nicht wo es lag. Nun war er ſchon lange in der Welt herumgegangen, da kam er in einen dunkeln Wald und ging vierzehn Tage darin fort und konnte ſich nicht herausfinden. Da ward es wieder Abend, und er war ſo müde, daß er ſich an einen Buſch legte und einſchlief. Am andern Tage ging er weiter, und abends als er ſich wieder an einen Buſch legen wollte, hörte er ein Heulen und Jammern, daß er nicht einſchlafen konnte. Und wie die Zeit kam, wo die Leute Lichter anſtecken, ſah er eins ſchimmern, machte ſich auf und ging ihm nach; da kam er vor ein Haus, das ſchien ſo klein, denn es ſtand ein großer Rieſe davor. Da dachte er bei ſich „gehſt du hinein und der Rieſe erblickt dich, ſo iſt es leicht um dein Leben geſchehen." Endlich wagte er es und trat heran. Als der Rieſe ihn ſah, ſprach er „es iſt gut, daß du kommſt, ich habe lange nichts gegeſſen: ich will dich gleich zum Abendbrot verſchlucken."/„Laß das lieber ſein," ſprach der Mann, „ich laſſe mich nicht gerne verſchlucken; verlangſt du zu eſſen, ſo habe ich genug, um dich ſatt zu machen."/„Wenn das wahr iſt," ſagte der Rieſe, „ſo kannſt du ruhig bleiben; ich wollte dich nur verzehren, weil ich nichts anderes habe." Da gingen ſie und ſetzten ſich an den Tiſch, und der Mann holte Brot, Wein und Fleiſch, das nicht all ward. „Das gefällt mir wohl," ſprach der Rieſe und aß nach Herzensluſt. Danach ſprach der Mann zu ihm „kannſt du mir nicht ſagen, wo das goldene Schloß von Stromberg iſt?" Der Rieſe ſagte „ich will auf meiner Landkarte nachſehen, darauf ſind alle

Städte, Dörfer und Häuſer zu finden." Er holte die Landkarte, die er in der Stube hatte, und ſuchte das Schloß, aber es ſtand nicht darauf. „Es tut nichts," ſprach er, „ich habe oben im Schranke noch größere Landkarten; darauf wollen wir ſuchen;" aber es war auch vergeblich. Der Mann wollte nun weitergehen, aber der Rieſe bat ihn noch ein paar Tage zu warten bis ſein Bruder heimkäme, der wäre ausgegangen Lebensmittel zu holen. Als der Bruder heimkam, fragten ſie nach dem goldenen Schloß von Stromberg, er antwortete „wenn ich gegeſſen habe und ſatt bin, dann will ich auf der Karte ſuchen." Er ſtieg dann mit ihnen auf ſeine Kammer und ſie ſuchten auf ſeiner Landkarte, konnten es aber nicht finden; da holte er noch andere alte Karten, und ſie ließen nicht ab, bis ſie endlich das goldene Schloß von Stromberg fanden, aber es war viele tauſend Meilen weit weg. „Wie werde ich nun dahin kommen?" fragte der Mann. Der Rieſe ſprach „zwei Stunden hab ich Zeit, da will ich dich bis in die Nähe tragen, dann aber muß ich wieder nach Haus und das Kind ſäugen, das wir haben." Da trug der Rieſe den Mann bis etwa hundert Stunden vom Schloß und ſagte „den übrigen Weg kannſt du wohl allein gehen." Dann kehrte er um, der Mann aber ging vorwärts Tag und Nacht, bis er endlich zu dem goldenen Schloß von Stromberg kam. Es ſtand aber auf einem gläſernen Berge, und die verwünſchte Jungfrau fuhr in ihrem Wagen um das Schloß herum und ging dann hinein. Er freute ſich als er ſie erblickte und wollte zu ihr hinaufſteigen, aber wie er es auch anfing, er rutſchte an dem Glas immer wieder herunter. Und als er ſah, daß er ſie nicht erreichen konnte, ward er ganz betrübt und ſprach zu ſich ſelbſt „ich will hier unten bleiben und auf ſie warten." Alſo baute er ſich eine Hütte und ſaß darin ein ganzes Jahr und ſah die Königstochter alle Tage oben fahren, konnte aber nicht zu ihr hinaufkommen.

Da ſah er einmal aus ſeiner Hütte wie drei Räuber ſich ſchlugen und rief ihnen zu „Gott ſei mit euch!" Sie hielten bei dem Ruf inne, als ſie aber niemand ſahen, fingen ſie wieder an ſich zu ſchlagen, und das zwar ganz gefährlich. Da rief er abermals „Gott ſei mit euch!" Sie hörten wieder auf, guckten ſich um,

weil ſie aber niemand ſahen, fuhren ſie auch wieder fort ſich zu ſchlagen. Da rief er zum dritten Male „Gott ſei mit euch!“ und dachte „du mußt ſehen was die drei vorhaben“ ging hin und fragte warum ſie aufeinander losſchlügen. Da ſagte der eine er hätte einen Stock gefunden, wenn er damit wider eine Tür ſchlüge, ſo ſpränge ſie auf; der andere ſagte er hätte einen Mantel gefunden, wenn er den umhinge, ſo wär er unſichtbar; der dritte aber ſprach er hätte ein Pferd gefangen, damit könnte man überall hinreiten, auf den gläſernen Berg hinauf. Nun wüßten ſie nicht ob ſie das in Gemeinſchaft behalten oder ob ſie ſich trennen ſollten. Da ſprach der Mann „die drei Sachen will ich euch eintauſchen: Geld habe ich zwar nicht, aber andere Dinge, die mehr wert ſind! doch muß ich vorher eine Probe machen, damit ich ſehe ob ihr auch die Wahrheit geſagt habt.“ Da ließen ſie ihn aufs Pferd ſitzen, hingen ihm den Mantel um und gaben ihm den Stock in die Hand, und wie er das alles hatte, konnten ſie ihn nicht mehr ſehen. Da gab er ihnen tüchtige Schläge und rief „nun, ihr Bärenhäuter, da habt ihr was euch gebührt: ſeid ihr zufrieden?“ Dann ritt er den Glasberg hinauf und als er oben vor das Schloß kam, war es verſchloſſen; da ſchlug er mit dem Stock an das Tor und alsbald ſprang es auf. Er trat ein und ging die Treppe hinauf bis oben in den Saal, da ſaß die Jungfrau und hatte einen goldenen Kelch mit Wein vor ſich. Sie konnte ihn aber nicht ſehen, weil er den Mantel um hatte. Und als er vor ſie kam, zog er den Ring, den ſie ihm gegeben hatte, vom Finger und warf ihn in den Kelch daß es klang. Da rief ſie, „das iſt mein Ring, ſo muß auch der Mann da ſein, der mich erlöſen wird.“ Sie ſuchten im ganzen Schloß und fanden ihn nicht, er war aber hinausgegangen, hatte ſich aufs Pferd geſetzt und den Mantel abgeworfen. Wie ſie nun vor das Tor kamen, ſahen ſie ihn und ſchrien vor Freude. Da ſtieg er ab und nahm die Königstochter in den Arm; ſie aber küßte ihn und ſagte „jetzt haſt du mich erlöſt, und morgen wollen wir unſere Hochzeit feiern.“

# 88. Der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein

Es waren einmal drei Brüder, die waren immer tiefer in Armut geraten, und endlich war die Not so groß, daß sie Hunger leiden mußten und nichts mehr zu beißen und zu brechen hatten. Da sprachen sie „es kann nicht so bleiben: es ist besser wir gehen in die Welt und suchen unser Glück." Sie machten sich also auf, und waren schon weite Wege und über viele Grashälmerchen gegangen, aber das Glück war ihnen noch nicht begegnet. Da gelangten sie eines Tages in einen großen Wald, und mitten darin war ein Berg, und als sie näher kamen, so sahen sie daß der Berg ganz von Silber war. Da sprach der älteste „nun habe ich das gewünschte Glück gefunden und verlange kein größeres." Er nahm von dem Silber so viel er tragen konnte, kehrte dann um und ging wieder nach Haus. Die beiden andern aber sprachen „wir verlangen vom Glück noch etwas mehr als bloßes Silber," rührten es nicht an und gingen weiter. Nachdem sie abermals ein paar Tage gegangen waren, so kamen sie zu einem Berg, der ganz von Gold war. Der zweite Bruder stand, besann sich und war ungewiß. „Was soll ich tun?" sprach er, „soll ich mir von dem Golde so viel nehmen, daß ich mein Lebtag genug habe, oder soll ich weitergehen?" Endlich faßte er einen Entschluß, füllte in seine Taschen was hinein wollte, sagte seinem Bruder Lebewohl und ging heim. Der dritte aber sprach „Silber und Gold das rührt mich nicht: ich will meinem Glück nicht absagen, vielleicht ist mir etwas besseres beschert." Er zog weiter, und als er drei Tage gegangen war, so kam er in einen Wald, der noch größer war als die vorigen und gar kein Ende nehmen wollte; und da er nichts zu essen und zu trinken fand, so war er nahe daran zu verschmachten. Da stieg er auf einen hohen Baum, ob er da oben des Waldes Ende sehen möchte, aber soweit sein Auge reichte sah er nichts als die Gipfel der Bäume. Da begab er sich von

dem Baume wieder herunterzusteigen, aber der Hunger quälte ihn, und er dachte „wenn ich nur noch einmal meinen Leib ersättigen könnte." Als er herabkam, sah er mit Erstaunen unter dem Baum einen Tisch, der mit Speisen reichlich besetzt war, die ihm entgegendampften. „Diesmal," sprach er, „ist mein Wunsch zu rechter Zeit erfüllt worden," und ohne zu fragen wer das Essen gebracht und wer es gekocht hätte, nahte er sich dem Tisch und aß mit Lust bis er seinen Hunger gestillt hatte. Als er fertig war, dachte er „es wäre doch schade wenn das feine Tischtüchlein hier in dem Walde verderben sollte," legte es säuberlich zusammen und steckte es ein. Darauf ging er weiter, und abends, als der Hunger sich wieder regte, wollte er sein Tüchlein auf die Probe stellen, breitete es aus und sagte „so wünsche ich, daß du abermals mit guten Speisen besetzt wärest," und kaum war der Wunsch über seine Lippen gekommen, so standen so viel Schüsseln mit dem schönsten Essen darauf, als nur Platz hatten. „Jetzt merke ich," sagte er, „in welcher Küche für mich gekocht wird; du sollst mir lieber sein als der Berg von Silber und Gold," denn er sah wohl, daß es ein Tüchleindeckdich war. Das Tüchlein war ihm aber doch nicht genug, um sich daheim zur Ruhe zu setzen, sondern er wollte lieber noch in der Welt herumwandern und weiter sein Glück versuchen. Eines Abends traf er in einem einsamen Walde einen schwarz bestaubten Köhler, der brannte da Kohlen und hatte Kartoffeln am Feuer stehen, damit wollte er seine Mahlzeit halten. „Guten Abend, du Schwarzamsel," sagte er, „wie geht dir's in deiner Einsamkeit?" / „Einen Tag wie den andern," erwiderte der Köhler, „und jeden Abend Kartoffeln; hast du Lust dazu und willst mein Gast sein?" / „Schönen Dank," antwortete der Reisende, „ich will dir die Mahlzeit nicht wegnehmen, du hast auf einen Gast nicht gerechnet, aber wenn du mit mir vorlieb nehmen willst, so sollst du eingeladen sein." / „Wer soll dir anrichten?" sprach der Köhler, „ich sehe, daß du nichts bei dir hast, und ein paar Stunden im Umkreis ist niemand, der dir etwas geben könnte." / „Und doch soll's ein Essen sein," antwortete er, „so gut, wie du noch keins gekostet hast." Darauf holte er sein Tüchlein aus dem

Ranzen, breitete es auf die Erde, und sprach „Tüchlein, deck dich," und alsbald stand da Gesottenes und Gebratenes, und war so warm als wenn es eben aus der Küche käme. Der Köhler machte große Augen, ließ sich aber nicht lange bitten, sondern langte zu und schob immer größere Bissen in sein schwarzes Maul hinein. Als sie abgegessen hatten, schmunzelte der Köhler und sagte „hör, dein Tüchlein hat meinen Beifall, das wäre so etwas für mich in dem Walde, wo mir niemand etwas Gutes kocht. Ich will dir einen Tausch vorschlagen, da in der Ecke hängt ein Soldatenranzen, der zwar alt und unscheinbar ist, in dem aber wunderbare Kräfte stecken; da ich ihn doch nicht mehr brauche, so will ich ihn für das Tüchlein geben." / „Erst muß ich wissen was das für wunderbare Kräfte sind," erwiderte er. „Das will ich dir sagen," antwortete der Köhler, „wenn du mit der Hand darauf klopfst, so kommt jedesmal ein Gefreiter mit sechs Mann, die haben Ober- und Untergewehr, und was du befiehlst, das vollbringen sie." / „Meinetwegen," sagte er, „wenn's nicht anders sein kann, so wollen wir tauschen," gab dem Köhler das Tüchlein, hob den Ranzen von dem Haken, hing ihn um und nahm Abschied. Als er ein Stück Wegs gegangen war, wollte er die Wunderkräfte seines Ranzens versuchen und klopfte darauf. Alsbald traten die sieben Kriegshelden vor ihn, und der Gefreite sprach „was verlangt mein Herr und Gebieter?" / „Marschiert im Eilschritt zu dem Köhler und fordert mein Wünschtüchlein zurück." Sie machten links um, und gar nicht lange, so brachten sie das Verlangte, und hatten es dem Köhler, ohne viel zu fragen, abgenommen. Er hieß sie wieder abziehen, ging weiter und hoffte das Glück würde ihm noch heller scheinen. Bei Sonnenuntergang kam er zu einem andern Köhler, der bei dem Feuer seine Abendmahlzeit bereitete. „Willst du mit mir essen," sagte der rußige Geselle, „Kartoffeln mit Salz aber ohne Schmalz, so setz dich zu mir nieder." / „Nein," antwortete er, „für diesmal sollst du mein Gast sein," deckte sein Tüchlein auf, das gleich mit den schönsten Gerichten besetzt war. Sie aßen und tranken zusammen und waren guter Dinge. Nach dem Essen sprach der Kohlenbrenner „da oben auf

der Kammbank liegt ein altes abgegriffenes Hütlein, das hat seltsame Eigenschaften: wenn das einer aufsetzt und dreht es auf dem Kopf herum, so gehen die Feldschlangen, als wären zwölfe nebeneinander aufgeführt, und schießen alles darnieder, daß niemand dagegen bestehen kann. Mir nützt das Hütlein nichts und für dein Tischtuch will ich's wohl hingeben." / „Das läßt sich hören," antwortete er, nahm das Hütlein, setzte es auf und ließ sein Tüchlein zurück. Kaum aber war er ein Stück Wegs gegangen, so klopfte er auf seinen Ranzen, und seine Soldaten mußten ihm das Tüchlein wieder holen. „Es kommt eins zum andern," dachte er, „und es ist mir, als wäre mein Glück noch nicht zu Ende." Seine Gedanken hatten ihn auch nicht betrogen. Nachdem er abermals einen Tag gegangen war, kam er zu einem dritten Köhler, der ihn nicht anders als die vorigen zu ungeschmälzten Kartoffeln einlud. Er ließ ihn aber von seinem Wunschtüchlein mitessen, und das schmeckte dem Köhler so gut, daß er ihm zuletzt ein Hörnlein dafür bot, das noch ganz andere Eigenschaften hatte als das Hütlein. Wenn man darauf blies, so fielen alle Mauern und Festungswerke, endlich alle Städte und Dörfer übern Haufen. Er gab dem Köhler zwar das Tüchlein dafür, ließ sich's aber hernach von seiner Mannschaft wieder abfordern, so daß er endlich Ranzen, Hütlein und Hörnlein beisammen hatte. „Jetzt," sprach er, „bin ich ein gemachter Mann, und es ist Zeit, daß ich heimkehre und sehe wie es meinen Brüdern ergeht."

Als er daheim anlangte, hatten sich seine Brüder von ihrem Silber und Gold ein schönes Haus gebaut und lebten in Saus und Braus. Er trat bei ihnen ein, weil er aber in einem halb zerrissenen Rock kam, das schäbige Hütlein auf dem Kopf und den alten Ranzen auf dem Rücken, so wollten sie ihn nicht für ihren Bruder anerkennen. Sie spotteten und sagten „du gibst dich für unsern Bruder aus, der Silber und Gold verschmähte, und für sich ein besseres Glück verlangte: der kommt gewiß in voller Pracht als ein mächtiger König angefahren, nicht als ein Bettelmann," und jagten ihn zur Tür hinaus. Da geriet er in Zorn, klopfte auf seinen Ranzen so lange bis hundert und

fünfzig Mann in Reih und Glied vor ihm ſtanden. Er befahl ihnen das Haus ſeiner Brüder zu umzingeln, und zwei ſollten Haſelgerten mitnehmen und den beiden Übermütigen die Haut auf dem Leibe ſo lange weich gerben, bis ſie wüßten wer er wäre. Es entſtand ein gewaltiger Lärm, die Leute liefen zuſammen und wollten den beiden in der Not Beiſtand leiſten, aber ſie konnten gegen die Soldaten nichts ausrichten. Es geſchah endlich dem Könige Meldung davon, der ward unwillig und ließ einen Hauptmann mit ſeiner Schar ausrücken, der ſollte den Ruheſtörer aus der Stadt jagen: aber der Mann mit dem Ranzen hatte bald eine größere Mannſchaft zuſammen, die ſchlug den Hauptmann mit ſeinen Leuten zurück, daß ſie mit blutigen Naſen abziehen mußten. Der König ſprach „der hergelaufene Kerl iſt noch zu bändigen," und ſchickte am andern Tage eine größere Schar gegen ihn aus, aber ſie konnte noch weniger ausrichten. Er ſtellte noch mehr Volk entgegen, und um noch ſchneller fertig zu werden, drehte er ein paarmal ſein Hütlein auf dem Kopf herum: da fing das ſchwere Geſchütz an zu ſpielen, und des Königs Leute wurden geſchlagen und in die Flucht gejagt. „Jetzt mache ich nicht eher Frieden," ſprach er, „als bis mir der König ſeine Tochter zur Frau gibt, und ich in ſeinem Namen das ganze Reich beherrſche." Das ließ er dem König verkündigen, und dieſer ſprach zu ſeiner Tochter „Muß iſt eine harte Nuß: was bleibt mir anders übrig, als daß ich tue was er verlangt? will ich Frieden haben und die Krone auf meinem Haupte behalten, ſo muß ich dich hingeben."

Die Hochzeit ward alſo gefeiert, aber die Königstochter war verdrießlich, daß ihr Gemahl ein gemeiner Mann war, der einen ſchäbigen Hut trug und einen alten Ranzen umhängen hatte. Sie wäre ihn gern wieder los geweſen und ſann Tag und Nacht wie ſie das bewerkſtelligen könnte. Da dachte ſie „ſollten ſeine Wunderkräfte wohl in dem Ranzen ſtecken?" verſtellte ſich und liebkoſte ihn, und als ſein Herz weich geworden war, ſprach ſie „wenn du nur den ſchlechten Ranzen ablegen wollteſt, er verunziert dich ſo ſehr, daß ich mich deiner ſchämen muß." / „Liebes Kind," antwortete er, „dieſer Ranzen iſt mein größter Schatz,

ſolange ich den habe, fürchte ich keine Macht der Welt;" und verriet ihr mit welchen Wunderkräften er begabt war. Da fiel ſie ihm um den Hals, als wenn ſie ihn küſſen wollte, nahm ihm aber mit Behendigkeit den Ranzen von der Schulter und lief damit fort. Sobald ſie allein war, klopfte ſie darauf und befahl den Kriegsleuten ſie ſollten ihren vorigen Herrn feſtnehmen und aus dem königlichen Palaſt fortführen. Sie gehorchten, und die falſche Frau ließ noch mehr Leute hinter ihm herziehen, die ihn ganz zum Lande hinausjagen ſollten. Da wäre er verloren geweſen, wenn er nicht das Hütlein gehabt hätte. Kaum aber waren ſeine Hände frei, ſo ſchwenkte er es ein paarmal: alsbald fing das Geſchütz an zu donnern und ſchlug alles nieder, und die Königstochter mußte ſelbſt kommen und um Gnade bitten. Weil ſie ſo beweglich tat und ſich zu beſſern verſprach, ſo ließ er ſich überreden und bewilligte ihr Frieden. Sie tat freundlich mit ihm, ſtellte ſich an als hätte ſie ihn ſehr lieb und wußte ihn nach einiger Zeit ſo zu betören, daß er ihr vertraute, wenn auch einer den Ranzen in ſeine Gewalt bekäme, ſo könnte er doch nichts gegen ihn ausrichten ſolange das alte Hütlein noch ſein wäre. Als ſie das Geheimnis wußte, wartete ſie bis er eingeſchlafen war, dann nahm ſie ihm das Hütlein weg, und ließ ihn hinaus auf die Straße werfen. Aber noch war ihm das Horn übrig, und in großem Zorne blies er aus allen Kräften hinein. Alsbald fiel alles zuſammen, Mauern, Feſtungswerk, Städte und Dörfer, und ſchlugen den König und die Königstochter tot. Und wenn er das Hörnlein nicht abgeſetzt und nur noch ein wenig länger geblaſen hätte, ſo wäre alles über den Haufen geſtürzt und kein Stein auf dem andern geblieben. Da widerſtand ihm niemand mehr, und er ſetzte ſich zum König über das ganze Reich.

# 89. Tischchen deck dich, Goldesel, und Knüppel aus dem Sack

Vor Zeiten war ein Schneider, der drei Söhne hatte und nur eine einzige Ziege. Aber die Ziege, weil sie alle zusammen mit ihrer Milch ernährte, mußte ihr gutes Futter haben und täglich hinaus auf die Weide geführt werden. Die Söhne taten das auch nach der Reihe. Einmal brachte sie der älteste auf den Kirchhof, wo die schönsten Kräuter standen, ließ sie da fressen und herumspringen. Abends, als es Zeit war heimzugehen, fragte er „Ziege, bist du satt?" Die Ziege antwortete

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt: meh! meh!"

„So komm nach Haus" sprach der Junge, faßte sie am Strickchen, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun," sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?" / „O," antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der Vater aber wollte sich selbst überzeugen, ging hinab in den Stall, streichelte das liebe Tier und fragte „Ziege, bist du auch satt?" Die Ziege antwortete

„Wovon sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

„Was muß ich hören!" rief der Schneider, lief hinauf und sprach zu dem Jungen „ei, du Lügner, sagst die Ziege wäre satt, und hast sie hungern lassen?" und in seinem Zorne nahm er die Elle von der Wand und jagte ihn mit Schlägen hinaus.

Am andern Tag war die Reihe am zweiten Sohn, der suchte an der Gartenhecke einen Platz aus, wo lauter gute Kräuter standen, und die Ziege fraß sie rein ab. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du satt?" Die Ziege antwortete

„Ich bin ſo ſatt,
Ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus,“ ſprach der Junge, zog ſie heim und band ſie im Stall feſt. „Nun,“ ſagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ / „O,“ antwortete der Sohn, „die iſt ſo ſatt, ſie mag kein Blatt.“ Der Schneider wollte ſich darauf nicht verlaſſen, ging hinab in den Stall und fragte „Ziege, biſt du auch ſatt?“ Die Ziege antwortete

„Wovon ſollt ich ſatt ſein?
Ich ſprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!“

„Der gottloſe Böſewicht!“ ſchrie der Schneider, „ſo ein frommes Tier hungern zu laſſen!“ lief hinauf und ſchlug mit der Elle den Jungen zur Haustüre hinaus.

Die Reihe kam jetzt an den dritten Sohn, der wollte ſeine Sache gut machen, ſuchte Buſchwerk mit dem ſchönſten Laube aus, und ließ die Ziege daran freſſen. Abends, als er heim wollte, fragte er „Ziege, biſt du auch ſatt?“ Die Ziege antwortete

„Ich bin ſo ſatt,
Ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus,“ ſagte der Junge, führt ſie in den Stall und band ſie feſt. „Nun,“ ſagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ / „O,“ antwortete der Sohn, „die iſt ſo ſatt, ſie mag kein Blatt.“ Der Schneider traute nicht, ging hinab und fragte „Ziege, biſt du auch ſatt?“ Das boshafte Tier antwortete

„Wovon ſollt ich ſatt ſein?
Ich ſprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!“

„O die Lügenbrut!“ rief der Schneider, „einer ſo gottlos und pflichtvergeſſen wie der andere! ihr ſollt mich nicht länger zum Narren haben!“ und vor Zorn ganz außer ſich ſprang er hinauf und gerbte dem armen Jungen mit der Elle den Rücken ſo gewaltig, daß er zum Haus hinausſprang.

Der alte Schneider war nun mit ſeiner Ziege allein. Am andern Morgen ging er hinab in den Stall, liebkoſte die Ziege

und ſprach „komm, mein liebes Tierlein, ich will dich ſelbſt zur Weide führen.“ Er nahm ſie am Strick und brachte ſie zu grünen Hecken und unter Schafrippe und was ſonſt die Ziegen gerne freſſen. „Da kannſt du dich einmal nach Herzensluſt ſättigen“ ſprach er zu ihr, und ließ ſie weiden bis zum Abend. Da fragte er „Ziege, biſt du ſatt?“ Sie antwortete

„Ich bin ſo ſatt,
Ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus“ ſagte der Schneider, führte ſie in den Stall und band ſie feſt. Als er wegging, kehrte er ſich noch einmal um und ſagte „nun biſt du doch einmal ſatt!“ Aber die Ziege machte es ihm nicht beſſer und rief

„Wie ſollt ich ſatt ſein?
Ich ſprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!“

Als der Schneider das hörte, ſtutzte er und ſah wohl, daß er ſeine drei Söhne ohne Urſache verſtoßen hatte. „Wart,“ rief er, „du undankbares Geſchöpf, dich fortzujagen iſt noch zu wenig, ich will dich zeichnen, daß du dich unter ehrbaren Schneidern nicht mehr darfſt ſehen laſſen.“ In einer Haſt ſprang er hinauf, holte ſein Bartmeſſer, ſeifte der Ziege den Kopf ein, und ſchor ſie ſo glatt wie ſeine flache Hand. Und weil die Elle zu ehrenvoll geweſen wäre, holte er die Peitſche und verſetzte ihr ſolche Hiebe, daß ſie in gewaltigen Sprüngen davonlief.

Der Schneider, als er ſo ganz einſam in ſeinem Hauſe ſaß, verfiel in große Traurigkeit und hätte ſeine Söhne gerne wieder gehabt, aber niemand wußte wo ſie hingeraten waren. Der älteſte war zu einem Schreiner in die Lehre gegangen, da lernte er fleißig und unverdroſſen, und als ſeine Zeit herum war, daß er wandern ſollte, ſchenkte ihm der Meiſter ein Tiſchchen, das gar kein beſonderes Anſehen hatte und von gewöhnlichem Holz war: aber es hatte eine gute Eigenſchaft. Wenn man es hinſtellte, und ſprach „Tiſchchen, deck dich,“ ſo war das gute Tiſchchen auf einmal mit einem ſaubern Tüchlein bedeckt, und ſtand da ein Teller, und Meſſer und Gabel daneben, und Schüſſeln mit Geſottenem und Gebratenem, ſoviel Platz hatten, und ein

großes Glas mit rotem Wein leuchtete, daß einem das Herz lachte. Der junge Geſell dachte „damit haſt du genug für dein Lebtag," zog guter Dinge in der Welt umher und bekümmerte ſich gar nicht darum ob ein Wirtshaus gut oder ſchlecht und ob etwas darin zu finden war oder nicht. Wenn es ihm gefiel, ſo kehrte er gar nicht ein, ſondern im Felde, im Walde, auf einer Wieſe, wo er Luſt hatte, nahm ſein Tiſchchen vom Rücken, ſtellte es vor ſich und ſprach „deck dich," ſo war alles da, was ſein Herz begehrte. Endlich kam es ihm in den Sinn, er wollte zu ſeinem Vater zurückkehren, ſein Zorn würde ſich gelegt haben, und mit dem Tiſchchen deck dich würde er ihn gerne wieder aufnehmen. Es trug ſich zu, daß er auf dem Heimweg abends in ein Wirtshaus kam, das mit Gäſten angefüllt war: ſie hießen ihn willkommen und luden ihn ein, ſich zu ihnen zu ſetzen und mit ihnen zu eſſen, ſonſt würde er ſchwerlich noch etwas bekommen. „Nein," antwortete der Schreiner, „die paar Biſſen will ich euch nicht vor dem Munde nehmen, lieber ſollt ihr meine Gäſte ſein." Sie lachten und meinten er triebe ſeinen Spaß mit ihnen. Er aber ſtellte ſein hölzernes Tiſchchen mitten in die Stube und ſprach „Tiſchchen, deck dich!" Augenblicklich war es mit Speiſen beſetzt, ſo gut wie ſie der Wirt nicht hätte herbeiſchaffen können, und wovon der Geruch den Gäſten lieblich in die Naſe ſtieg. „Zugegriffen, liebe Freunde," ſprach der Schreiner, und die Gäſte, als ſie ſahen wie es gemeint war, ließen ſich nicht zweimal bitten, rückten heran, zogen ihre Meſſer und griffen tapfer zu. Und was ſie am meiſten verwunderte, wenn eine Schüſſel leer geworden war, ſo ſtellte ſich gleich von ſelbſt eine volle an ihren Platz. Der Wirt ſtand in einer Ecke und ſah dem Dinge zu: er wußte gar nicht, was er ſagen ſollte, dachte aber „einen ſolchen Koch könnteſt du in deiner Wirtſchaft wohl brauchen." Der Schreiner und ſeine Geſellſchaft waren luſtig bis in die ſpäte Nacht, endlich legten ſie ſich ſchlafen, und der junge Geſelle ging auch zu Bett und ſtellte ſein Wünſchtiſchchen an die Wand. Dem Wirte aber ließen ſeine Gedanken keine Ruhe, es fiel ihm ein, daß in ſeiner Rumpelkammer ein altes Tiſchchen ſtände, das gerade ſo ausſähe: das holte er ganz ſachte herbei und

vertauſchte es mit dem Wünſchtiſchchen. Am andern Morgen zahlte der Schreiner ſein Schlafgeld, packte ſein Tiſchchen auf, dachte gar nicht daran, daß er ein falſches hätte und ging ſeiner Wege. Zu Mittag kam er bei ſeinem Vater an, der ihn mit großer Freude empfing. „Nun, mein lieber Sohn, was haſt du gelernt?“ ſagte er zu ihm. „Vater, ich bin ein Schreiner geworden.“ / „Ein gutes Handwerk,“ erwiderte der Alte, „aber was haſt du von deiner Wanderſchaft mitgebracht?“ / „Vater, das beſte, was ich mitgebracht habe, iſt das Tiſchchen.“ Der Schneider betrachtete es von allen Seiten und ſagte „daran haſt du kein Meiſterſtück gemacht, das iſt ein altes und ſchlechtes Tiſchchen.“ / Aber es iſt ein Tiſchlein deck dich,“ antwortete der Sohn, „wenn ich es hinſtelle, und ſage ihm es ſolle ſich decken, ſo ſtehen gleich die ſchönſten Gerichte darauf und ein Wein dabei, der das Herz erfreut. Ladet nur alle Verwandte und Freunde ein, die ſollen ſich einmal laben und erquicken, denn das Tiſchchen macht ſie alle ſatt.“ Als die Geſellſchaft beiſammen war, ſtellte er ſein Tiſchchen mitten in die Stube und ſprach „Tiſchchen deck dich.“ Aber das Tiſchchen regte ſich nicht und blieb ſo leer wie ein anderer Tiſch, der die Sprache nicht verſteht. Da merkte der arme Geſelle, daß ihm das Tiſchchen vertauſcht war und ſchämte ſich, daß er wie ein Lügner daſtand. Die Verwandten aber lachten ihn aus und mußten ungetrunken und ungegeſſen wieder heimwandern. Der Vater holte ſeinen Lappen wieder herbei und ſchneiderte fort, der Sohn aber ging bei einem Meiſter in die Arbeit.

Der zweite Sohn war zu einem Müller gekommen und bei ihm in die Lehre gegangen. Als er ſeine Jahre herum hatte, ſprach der Meiſter, „weil du dich ſo wohl gehalten haſt, ſo ſchenke ich dir einen Eſel von einer beſonderen Art, er zieht nicht am Wagen und trägt auch keine Säcke.“ / „Wozu iſt er denn nütze?“ fragte der junge Geſelle. „Er ſpeit Gold,“ antwortete der Müller, wenn du ihn auf ein Tuch ſtellſt und ſprichſt ‚Bricklebrit‘, ſo ſpeit dir das gute Tier Goldſtücke aus, hinten und vorn.“ / „Das iſt eine ſchöne Sache,“ ſprach der Geſelle, dankte dem Meiſter und zog in die Welt. Wenn er Gold nötig hatte, brauchte

er nur zu seinem Esel „Bricklebrit“ zu sagen, so regnete es Goldstücke, und er hatte weiter keine Mühe als sie von der Erde aufzuheben. Wo er hinkam, war ihm das beste gut genug, und je teurer, je lieber, denn er hatte immer einen vollen Beutel. Als er sich eine Zeitlang in der Welt umgesehen hatte, dachte er „du mußt deinen Vater aufsuchen, wenn du mit dem Goldesel kommst, so wird er seinen Zorn vergessen und dich gut aufnehmen.“ Es trug sich zu, daß er in dasselbe Wirtshaus geriet, in welchem seinem Bruder das Tischchen vertauscht war. Er führte seinen Esel an der Hand, und der Wirt wollte ihm das Tier abnehmen und anbinden, der junge Geselle aber sprach „gebt Euch keine Mühe, meinen Grauschimmel führe ich selbst in den Stall und binde ihn auch selbst an, denn ich muß wissen wo er steht.“ Dem Wirt kam das wunderlich vor, und er meinte einer, der seinen Esel selbst besorgen müßte, hätte nicht viel zu verzehren; als aber der Fremde in die Tasche griff, zwei Goldstücke herausholte und sagte er sollte nur etwas Gutes für ihn einkaufen, so machte er große Augen, lief und suchte das Beste, das er auftreiben konnte. Nach der Mahlzeit fragte der Gast was er schuldig wäre, der Wirt wollte die doppelte Kreide nicht sparen und sagte noch ein paar Goldstücke müßte er zulegen. Der Geselle griff in die Tasche, aber sein Gold war eben zu Ende. „Wartet einen Augenblick, Herr Wirt,“ sprach er, „ich will nur gehen und Gold holen;“ nahm aber das Tischtuch mit. Der Wirt wußte nicht was das heißen sollte, war neugierig, schlich ihm nach, und da der Gast die Stalltüre zuriegelte, so guckte er durch ein Astloch. Der Fremde breitete unter dem Esel das Tuch aus, rief „Bricklebrit“, und augenblicklich fing das Tier an Gold zu speien von hinten und vorn, daß es ordentlich auf die Erde herabregnete. „Ei der tausend,“ sagte der Wirt, „da sind die Dukaten bald geprägt! so ein Geldbeutel ist nicht übel!“ Der Gast bezahlte seine Zeche und legte sich schlafen, der Wirt aber schlich in der Nacht herab in den Stall, führte den Münzmeister weg und band einen andern Esel an seine Stelle. Den folgenden Morgen in der Frühe zog der Geselle mit seinem Esel ab und meinte er hätte seinen Goldesel. Mittags kam er bei seinem

Vater an, der ſich freute als er ihn wiederſah und ihn gerne aufnahm. „Was iſt aus dir geworden, mein Sohn?“ fragte der Alte. „Ein Müller, lieber Vater,“ antwortete er. „Was haſt du von deiner Wanderſchaft mitgebracht?“ / „Weiter nichts als einen Eſel.“ / „Eſel gibt's hier genug,“ ſagte der Vater, „da wäre mir doch eine gute Ziege lieber geweſen.“ / „Ja,“ antwortete der Sohn, „aber es iſt kein gemeiner Eſel, ſondern ein Goldeſel: wenn ich ſage ‚Bricklebrit‘, ſo ſpeit Euch das gute Tier ein ganzes Tuch voll Goldſtücke. Laßt nur alle Verwandten herbeirufen, ich mache ſie alle zu reichen Leuten.“ / „Das laß ich mir gefallen,“ ſagte der Schneider, „dann brauch ich mich mit der Nadel nicht weiter zu quälen,“ ſprang ſelbſt fort, und rief die Verwandten herbei. Sobald ſie beiſammen waren, hieß ſie der Müller Platz machen, breitete ſein Tuch aus, und brachte den Eſel in die Stube. „Jetzt gebt acht,“ ſagte er und rief „Briklebrit“, aber es waren keine Goldſtücke was herabfiel, und es zeigte ſich, daß das Tier nichts von der Kunſt verſtand, denn es bringt's nicht jeder Eſel ſo weit. Da machte der arme Müller ein langes Geſicht, ſah daß er betrogen war und bat die Verwandten um Verzeihung, die ſo arm heimgingen als ſie gekommen waren. Es blieb nichts übrig, der Alte mußte wieder nach der Nadel greifen, und der Junge ſich bei einem Müller verdingen.

Der dritte Bruder war zu einem Drechsler in die Lehre gegangen, und weil es ein kunſtreiches Handwerk iſt, mußte er am längſten lernen. Seine Brüder aber meldeten ihm in einem Briefe wie ſchlimm es ihnen ergangen wäre, und wie ſie der Wirt noch am letzten Abend um ihre ſchönen Wünſchdinge gebracht hätte. Als der Drechsler nun ausgelernt hatte, ſo ſchenkte ihm ſein Meiſter, weil er ſich ſo wohlgehalten, einen Sack, und ſagte „es liegt ein Knüppel darin.“ / „Den Sack kann ich umhängen, und er kann mir gute Dienſte leiſten, aber was ſoll der Knüppel darin? der macht ihn nur ſchwer.“ / „Das will ich dir ſagen,“ antwortete der Meiſter, „hat dir jemand etwas zu leid getan, ſo ſprich nur „Knüppel, aus dem Sack,“ ſo ſpringt dir der Knüppel heraus unter die Leute und tanzt ihnen ſo luſtig auf dem Rücken herum, daß ſie ſich acht Tage lang nicht regen und

bewegen können; und eher läßt er nicht ab als bis du sagst „Knüppel, in den Sack." Der Gesell dankte ihm, hing den Sack um, und wenn ihm jemand zu nahe kam und auf den Leib wollte, so sprach er „Knüppel, aus dem Sack," alsbald sprang der Knüppel heraus und klopfte einem nach dem andern den Rock oder Wams gleich auf dem Rücken aus, und wartete nicht erst bis er ihn ausgezogen hatte; und das ging so geschwind, daß, ehe sich's einer versah, die Reihe schon an ihm war. Der junge Drechsler langte zur Abendzeit in dem Wirtshaus an, wo seine Brüder waren betrogen worden. Er legte seinen Ranzen vor sich auf den Tisch und fing an zu erzählen was er alles Merkwürdige in der Welt gesehen habe. „Ja," sagte er, „man findet wohl ein Tischlein deck dich, einen Goldesel und dergleichen: lauter gute Dinge, die ich nicht verachte, aber das ist alles nichts gegen den Schatz, den ich mir erworben habe und mit mir da in meinem Sack führe." Der Wirt spitzte die Ohren: „was in aller Welt mag das sein?" dachte er „der Sack ist wohl mit lauter Edelsteinen angefüllt; den sollte ich billig auch noch haben, denn aller guten Dinge sind drei." Als Schlafenszeit war, streckte sich der Gast auf die Bank und legte seinen Sack als Kopfkissen unter. Der Wirt, als er meinte der Gast läge in tiefem Schlaf, ging herbei, rückte und zog ganz sachte und vorsichtig an dem Sack, ob er ihn vielleicht wegziehen und einen andern unterlegen könnte. Der Drechsler aber hatte schon lange darauf gewartet, wie nun der Wirt eben einen herzhaften Ruck tun wollte, rief er „Knüppel, aus dem Sack." Alsbald fuhr das Knüppelchen heraus, dem Wirt auf den Leib, und rieb ihm die Nähte, daß es eine Art hatte. Der Wirt schrie zum Erbarmen, aber je lauter er schrie, desto kräftiger schlug der Knüppel ihm den Takt dazu auf dem Rücken, bis er endlich erschöpft zur Erde fiel. Da sprach der Drechsler „wo du das Tischchen deck dich und den Goldesel nicht wieder herausgibst, so soll der Tanz von neuem angehen." / „Ach nein," rief der Wirt ganz kleinlaut, „ich gebe alles gerne wieder heraus, laßt nur den verwünschten Kobold wieder in den Sack kriechen." Da sprach der Geselle „ich will Gnade für Recht ergehen lassen, aber hüte dich vor Scha-

den!" dann rief er „Knüppel, in den Sack!" und ließ ihn ruhen.

Der Drechsler zog am andern Morgen mit dem Tischchen deck dich und dem Goldesel heim zu seinem Vater. Der Schneider freute sich als er ihn wiedersah, und fragte auch ihn was er in der Fremde gelernt hätte. „Lieber Vater," antwortete er, „ich bin ein Drechsler geworden." / „Ein kunstreiches Handwerk," sagte der Vater, „was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?" / „Ein kostbares Stück, lieber Vater," antwortete der Sohn, „einen Knüppel in dem Sack." / „Was!" rief der Vater, „einen Knüppel! das ist der Mühe wert! den kannst du dir von jedem Baume abhauen." / „Aber einen solchen nicht, lieber Vater: sage ich ‚Knüppel aus dem Sack', so springt der Knüppel heraus und macht mit dem, der es nicht gut mit mir meint, einen schlimmen Tanz, und läßt nicht eher nach als bis er auf der Erde liegt und um gut Wetter bittet. Seht ihr, mit diesem Knüppel habe ich das Tischchen deck dich und den Goldesel wieder herbeigeschafft, die der diebische Wirt meinen Brüdern abgenommen hatte. Jetzt laßt sie beide rufen und ladet alle Verwandten ein, ich will sie speisen und tränken und will ihnen die Taschen noch mit Gold füllen." Der alte Schneider wollte nicht recht trauen, brachte aber doch die Verwandten zusammen. Da deckte der Drechsler ein Tuch in die Stube, führte den Goldesel herein und sagte zu seinem Bruder, „nun, lieber Bruder, sprich mit ihm." Der Müller sagte „Bricklebrit", und augenblicklich sprangen die Goldstücke auf das Tuch herab, als käme ein Platzregen, und der Esel hörte nicht eher auf als bis sie alle so viel hatten, daß sie nicht mehr tragen konnten. (Ich sehe dir's an, du wärst auch gerne dabei gewesen.) Dann holte der Drechsler das Tischchen und sagte „lieber Bruder, nun sprich mit ihm." Und kaum hatte der Schreiner „Tischchen deck dich" gesagt, so war es gedeckt und mit den schönsten Schüsseln reichlich besetzt. Da ward eine Mahlzeit gehalten, wie der gute Schneider noch keine in seinem Hause erlebt hatte, und die ganze Verwandtschaft blieb beisammen bis in die Nacht, und waren alle lustig und vergnügt. Der Schneider verschloß Nadel und Zwirn, Elle und

Bügeleisen in einen Schrank, und lebte mit seinen drei Söhnen in Freude und Herrlichkeit.

Wo ist aber die Ziege hingekommen, die schuld war, daß der Schneider seine drei Söhne fortjagte? Das will ich dir sagen. Sie schämte sich, daß sie einen kahlen Kopf hatte, lief in eine Fuchshöhle und verkroch sich hinein. Als der Fuchs nach Haus kam, funkelten ihm ein paar große Augen aus der Dunkelheit entgegen, daß er erschrak und wieder zurücklief. Der Bär begegnete ihm, und da der Fuchs ganz verstört aussah, so sprach er, „was ist dir, Bruder Fuchs, was machst du für ein Gesicht?“/ „Ach,“ antwortete der Rote, „ein grimmig Tier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeglotzt.“ / „Das wollen wir bald austreiben,“ sprach der Bär, ging mit zu der Höhle und schaute hinein; als er aber die feurigen Augen erblickte, wandelte ihn ebenfalls Furcht an: er wollte mit dem grimmigen Tiere nichts zu tun haben und nahm Reißaus. Die Biene begegnete ihm, und da sie merkte, daß ihm in seiner Haut nicht wohl zumute war, sprach sie, „Bär, du machst ja ein gewaltig verdrießlich Gesicht, wo ist deine Lustigkeit geblieben?“ / „Du hast gut reden,“ antwortete der Bär, „es sitzt ein grimmiges Tier mit Glotzaugen in dem Hause des Roten, und wir können es nicht herausjagen.“ Die Biene sprach „du dauerst mich, Bär, ich bin ein armes schwaches Geschöpf, das ihr im Wege nicht anguckt, aber ich glaube doch, daß ich euch helfen kann.“ Sie flog in die Fuchshöhle, setzte sich der Ziege auf den glatten geschorenen Kopf, und stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang, „meh! meh!“ schrie, und wie toll in die Welt hineinlief; und weiß niemand auf diese Stunde wo sie hingelaufen ist.

# 90. Der Krauteſel

s war einmal ein junger Jäger, der ging in den Wald auf Anſtand. Er hatte ein friſches und fröhliches Herz, und als er daherging und auf dem Blatt pfiff, kam ein altes häßliches Mütterchen, das redete ihn an und ſprach „guten Tag, lieber Jäger, du biſt wohl luſtig und vergnügt, aber ich leide Hunger und Durſt, gib mir doch ein Almoſen.“ Da dauerte den Jäger das arme Mütterchen, daß er in ſeine Taſche griff und ihr nach ſeinem Vermögen etwas reichte. Nun wollte er weitergehen, aber die alte Frau hielt ihn an und ſprach „höre, lieber Jäger, was ich dir ſage, für dein gutes Herz will ich dir ein Geſchenk machen: geh nur immer deiner Wege, über ein Weilchen wirſt du an einen Baum kommen, darauf ſitzen neun Vögel, die haben einen Mantel in den Krallen und raufen ſich darum. Da lege du deine Büchſe an und ſchieß mitten drunter: den Mantel werden ſie dir wohl fallen laſſen, aber auch eines von den Vöglein wird getroffen ſein und tot herabſtürzen. Den Mantel nimm mit dir, es iſt ein Wunſchmantel, wenn du ihn um die Schultern wirfſt, brauchſt du dich nur an einen Ort zu wünſchen, und im Augenblick biſt du dort. Aus dem toten Vogel nimm das Herz heraus, und verſchluck es ganz, dann wirſt du allen und jeden Morgen früh beim Aufſtehen ein Goldſtück unter deinem Kopfkiſſen finden.“

Der Jäger dankte der weiſen Frau und dachte bei ſich „ſchöne Dinge, die ſie mir verſprochen hat, wenn's nur auch all ſo einträfe.“ Doch, wie er etwa hundert Schritte gegangen war, hörte er über ſich in den Äſten ein Geſchrei und Gezwitſcher, daß er aufſchauete: da ſah er einen Haufen Vögel, die riſſen mit den Schnäbeln und Füßen ein Tuch herum, ſchrien, zerrten und balgten ſich, als wollt's ein jeder allein haben. „Nun,“ ſprach der Jäger, „das iſt wunderlich, es kommt ja gerade ſo, wie das

Mütterchen gesagt hat," nahm die Büchse von der Schulter, legte an und tat seinen Schuß mitten hinein, daß die Federn herumflogen. Alsbald nahm das Getier mit großem Schreien die Flucht, aber einer fiel tot herab, und der Mantel sank ebenfalls herunter. Da tat der Jäger wie ihm die Alte geheißen hatte, schnitt den Vogel auf, suchte das Herz, schluckte es hinunter und nahm den Mantel mit nach Haus.

Am andern Morgen, als er aufwachte, fiel ihm die Verheißung ein, und er wollte sehen, ob sie auch eingetroffen wäre. Wie er aber sein Kopfkissen in die Höhe hob, da schimmerte ihm das Goldstück entgegen, und am andern Morgen fand er wieder eins, und so weiter jedes Mal, wenn er aufstand. Er sammelte sich einen Haufen Gold, endlich aber dachte er „was hilft mir all mein Gold, wenn ich daheim bleibe? ich will ausziehen und mich in der Welt umsehen."

Da nahm er von seinen Eltern Abschied, hing seinen Jägerranzen und seine Flinte um und zog in die Welt. Es trug sich zu, daß er eines Tages durch einen dicken Wald kam, und wie er zu Ende war, lag in der Ebene vor ihm ein ansehnliches Schloß. In einem Fenster desselben stand eine Alte mit einer wunderschönen Jungfrau und schaute herab. Die Alte aber war eine Hexe und sprach zu dem Mädchen „dort kommt einer aus dem Wald, der hat einen wunderbaren Schatz im Leib, den müssen wir darum berücken, mein Herzenstöchterchen: uns steht das besser an als ihm. Er hat ein Vogelherz bei sich, deshalb liegt jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen." Sie erzählt ihr wie es damit beschaffen wäre und wie sie darum zu spielen hätte, und zuletzt drohte sie und sprach mit zornigen Augen „und wenn du mir nicht gehorchst, so bist du unglücklich." Als nun der Jäger näher kam, erblickte er das Mädchen und sprach zu sich „ich bin nun so lang herumgezogen, ich will einmal ausruhen und in das schöne Schloß einkehren, Geld hab ich ja vollauf." Eigentlich aber war die Ursache, daß er ein Auge auf das schöne Bild geworfen hatte.

Er trat in das Haus ein, und ward freundlich empfangen und höflich bewirtet. Es dauerte nicht lange, da war er so in

das Hexenmädchen verliebt, daß er an nichts anders mehr dachte und nur nach ihren Augen sah, und was sie verlangte, das tat er gerne. Da sprach die Alte „nun müssen wir das Vogelherz haben, er wird nichts spüren, wenn es ihm fehlt." Sie richteten einen Trank zu, und wie er gekocht war, tat sie ihn in einen Becher und gab ihn dem Mädchen, das mußte ihn dem Jäger reichen. Sprach es „nun, mein Liebster, trink mir zu." Da nahm er den Becher, und wie er den Trank geschluckt hatte, brach er das Herz des Vogels aus dem Leibe. Das Mädchen mußte es heimlich fortschaffen und dann selbst verschlucken, denn die Alte wollte es haben. Von nun an fand er kein Gold mehr unter seinem Kopfkissen, sondern es lag unter dem Kissen des Mädchens, wo es die Alte jeden Morgen holte: aber er war so verliebt und vernarrt, daß er an nichts anders dachte, als sich mit dem Mädchen die Zeit zu vertreiben.

Da sprach die alte Hexe „das Vogelherz haben wir, aber den Wunschmantel müssen wir ihm auch abnehmen." Antwortete das Mädchen „den wollen wir ihm lassen, er hat ja doch seinen Reichtum verloren." Da ward die Alte bös und sprach „so ein Mantel ist ein wunderbares Ding, das selten auf der Welt gefunden wird, den soll und muß ich haben." Sie gab dem Mädchen Anschläge und sagte, wenn es ihr nicht gehorchte, sollte es ihm schlimm ergehen. Da tat es nach dem Geheiß der Alten, stellte sich einmal ans Fenster und schaute in die weite Gegend, als wäre es ganz traurig. Fragte der Jäger „was stehst du so traurig da?"/„Ach, mein Schatz," gab es zur Antwort, „da gegenüber liegt der Granatenberg, wo die köstlichen Edelsteine wachsen. Ich trage so großes Verlangen danach, daß, wenn ich daran denke, ich ganz traurig bin; aber wer kann sie holen! Nur die Vögel, die fliegen, kommen hin, ein Mensch nimmermehr."/„Hast du weiter nichts zu klagen," sagte der Jäger, „den Kummer will ich dir bald vom Herzen nehmen." Damit faßte er sie unter seinen Mantel und wünschte sich hinüber auf den Granatenberg, und im Augenblick saßen sie auch beide darauf. Da schimmerte das edele Gestein von allen Seiten, daß es eine Freude war anzusehen, und sie lasen die schönsten und kost-

barſten Stücke zuſammen. Nun hatte es aber die Alte durch ihre Hexenkunſt bewirkt, daß dem Jäger die Augen ſchwer wurden. Er ſprach zu dem Mädchen „wir wollen ein wenig niederſitzen nnd ruhen, ich bin ſo müde, daß ich mich nicht mehr anf den Füßen erhalten kann.“ Da ſetzten ſie ſich, und er legte ſein Haupt in ihren Schoß und ſchlief ein. Wie er entſchlafen war, da band es ihm den Mantel von den Schultern und hing ihn ſich ſelbſt um, las die Granaten und Steine auf und wünſchte ſich damit nach Haus.

Als aber der Jäger ſeinen Schlaf ausgetan hatte und aufwachte, ſah er, daß ſeine Liebſte ihn betrogen nnd auf dem wilden Gebirge allein gelaſſen hatte. „O,“ ſprach er, „wie iſt die Untreue ſo groß auf der Welt!“ ſaß da in Sorge und Herzeleid und wußte nicht, was er anfangen ſollte. Der Berg aber gehörte wilden nnd ungeheuern Rieſen, die darauf wohnten und ihr Weſen trieben, und er ſaß nicht lange, ſo ſah er ihrer drei daherſchreiten. Da legte er ſich nieder, als wäre er in tiefen Schlaf verſunken. Nun kamen die Rieſen herbei, und der erſte ſtieß ihn mit dem Fuß an und ſprach „was liegt da für ein Erdwurm und beſchaut ſich inwendig?“ Der zweite ſprach „tritt ihn tot.“ Der dritte aber ſprach verächtlich „das wäre der Mühe wert! laßt ihn nnr leben, hier kann er nicht bleiben, und wenn er höher ſteigt bis auf die Bergſpitze, ſo packen ihn die Wolken und tragen ihn fort.“ Unter dieſem Geſpräche gingen ſie vorüber, der Jäger aber hatte auf ihre Worte gemerkt, und ſobald ſie fort waren, ſtand er auf und klimmte den Berggipfel hinauf. Als er ein Weilchen da geſeſſen hatte, ſo ſchwebte eine Wolke heran, ergriff ihn, trug ihn fort und zog eine Zeitlang am Himmel her, dann ſenkte ſie ſich und ließ ſich über einen großen, rings mit Mauern nmgebenen Krautgarten nieder, alſo daß er zwiſchen Kohl und Gemüſen ſanft auf den Boden kam.

Da ſah der Jäger ſich um und ſprach „wenn ich nur etwas zu eſſen hätte, ich bin ſo hnngrig, nnd mit dem Weiterkommen wird's ſchwer fallen; aber hier ſeh ich keinen Apfel und keine Birne nnd keinerlei Obſt, überall nichts als Krautwerk.“ Endlich dachte er „zur Not kann ich von dem Salat eſſen, der ſchmeckt

nicht ſonderlich, wird mich aber erfriſchen." Alſo ſuchte er ſich ein ſchönes Haupt aus und aß davon, aber kaum hatte er ein paar Biſſen hinabgeſchluckt, ſo war ihm ſo wunderlich zumute, und er fühlte ſich ganz verändert. Es wuchſen ihm vier Beine, ein dicker Kopf und zwei lange Ohren, und er ſah mit Schrecken, daß er in einen Eſel verwandelt war. Doch weil er dabei immer noch großen Hunger ſpürte und ihm der ſaftige Salat nach ſeiner jetzigen Natur gut ſchmeckte, ſo aß er mit großer Gier immer zu. Endlich gelangte er an eine andere Art Salat, aber kaum hatte er etwas davon verſchluckt, ſo fühlte er aufs neue eine Veränderung, und kehrte in ſeine menſchliche Geſtalt zurück.

Nun legte ſich der Jäger nieder und ſchlief ſeine Müdigkeit aus. Als er am andern Morgen erwachte, brach er ein Haupt von dem böſen und eins von dem guten Salat ab und dachte „das ſoll mir zu dem meinigen wieder helfen und die Treuloſigkeit beſtrafen." Dann ſteckte er die Häupter zu ſich, kletterte über die Mauer und ging fort, das Schloß ſeiner Liebſten zu ſuchen. Als er ein paar Tage herumgeſtrichen war, fand er es glücklicherweiſe wieder. Da bräunte er ſich ſchnell ſein Geſicht, daß ihn ſeine eigene Mutter nicht erkannt hätte, ging in das Schloß und bat um eine Herberge. „Ich bin ſo müde," ſprach er, „und kann nicht weiter." Fragte die Hexe „Landsmann, wer ſeid Ihr, und was iſt Euer Geſchäft?" Er antwortete „ich bin ein Bote des Königs und war ausgeſchickt den köſtlichſten Salat zu ſuchen, der unter der Sonne wächſt. Ich bin auch ſo glücklich geweſen ihn zu finden und trage ihn bei mir, aber die Sonnenhitze brennt gar zu ſtark, daß mir das zarte Kraut zu welken droht und ich weiß nicht, ob ich es weiter bringen werde."

Als die Alte von dem köſtlichen Salat hörte, ward ſie lüſtern und ſprach „lieber Landsmann, laßt mich doch den wunderbaren Salat verſuchen."/„Warum nicht?" antwortete er, „ich habe zwei Häupter mitgebracht und will Euch eins geben," machte ſeinen Sack auf und reichte ihr das böſe hin. Die Hexe dachte an nichts Arges, und der Mund wäſſerte ihr ſo ſehr nach dem neuen Gericht, daß ſie ſelbſt in die Küche ging und es zubereitete. Als es fertig war, konnte ſie nicht warten, bis es auf dem Tiſch

ſtand, ſondern ſie nahm gleich ein paar Blätter und ſteckte ſie in den Mund, kaum aber waren ſie verſchluckt, ſo war auch die menſchliche Geſtalt verloren, und ſie lief als eine Eſelin hinab in den Hof. Nun kam die Magd in die Küche, ſah den fertigen Salat ſtehen und wollte ihn auftragen, unterwegs aber überfiel ſie, nach alter Gewohnheit, die Luſt zu verſuchen, und ſie aß ein paar Blätter. Alsbald zeigte ſich die Wunderkraft und ſie ward ebenfalls zu einer Eſelin und lief hinaus zu der Alten und die Schüſſel mit Salat fiel auf die Erde. Der Bote ſaß in der Zeit bei dem ſchönen Mädchen, und als niemand mit dem Salat kam, und es doch auch lüſtern danach war, ſprach es „ich weiß nicht wo der Salat bleibt.“ Da dachte der Jäger „das Kraut wird ſchon gewirkt haben“ und ſprach „ich will nach der Küche gehen und mich erkundigen.“ Wie er hinabkam, ſah er die zwei Eſelinnen im Hof herumlaufen, der Salat aber lag auf der Erde. „Schon recht,“ ſprach er, „die zwei haben ihr Teil weg“ nnd hob die übrigen Blätter auf, legte ſie auf die Schüſſel und brachte ſie dem Mädchen. „Ich bring Euch ſelbſt das köſtliche Eſſen,“ ſprach er, „damit Ihr nicht länger zu warten braucht.“ Da aß ſie davon und war alsbald wie die übrigen ihrer menſchlichen Geſtalt beraubt und lief als eine Eſelin in den Hof.

Nachdem ſich der Jäger ſein Angeſicht gewaſchen hatte, alſo daß ihn die Verwandelten erkennen konnten, ging er hinab in den Hof und ſprach „jetzt ſollt ihr den Lohn für eure Untreue empfangen.“ Er band ſie alle drei an ein Seil und trieb ſie fort, bis er zu einer Mühle kam. Er klopfte an das Fenſter, der Müller ſteckte den Kopf heraus und fragte was ſein Begehren wäre. „Ich habe drei böſe Tiere,“ antwortete er, „die ich nicht länger behalten mag. Wollt Ihr ſie bei Euch nehmen, Futter und Lager geben, und ſie halten wie ich Euch ſage, ſo zahl ich dafür, was Ihr verlangt.“ Sprach der Müller „warum das nicht? wie ſoll ich ſie aber halten?“ Da ſagte der Jäger der alten Eſelin, und das war die Hexe, ſollte er täglich dreimal Schläge und einmal zu freſſen geben; der jüngern, welche die Magd war, einmal Schläge und dreimal Futter; und der jüngſten, welche das Mädchen war, keinmal Schläge und dreimal zu freſſen;

denn er konnte es doch nicht über das Herz bringen, daß das Mädchen sollte geschlagen werden. Darauf ging er zurück in das Schloß, und was er nötig hatte, das fand er alles darin.

Nach ein paar Tagen kam der Müller und sprach, er müßte melden, daß die alte Eselin, die nur Schläge bekommen hätte und nur einmal zu fressen, gestorben wäre. „Die zwei andern," sagte er weiter, „sind zwar nicht gestorben und kriegen auch dreimal zu fressen, aber sie sind so traurig, daß es nicht lange mit ihnen dauern kann." Da erbarmte sich der Jäger, ließ den Zorn fahren und sprach zum Müller er sollte sie wieder hertreiben. Und wie sie kamen, gab er ihnen von dem guten Salat zu fressen, daß sie wieder zu Menschen wurden. Da fiel das schöne Mädchen vor ihm auf die Knie und sprach „ach, mein Liebster, verzeiht mir, was ich Böses an Euch getan, meine Mutter hatte mich dazu gezwungen; es ist gegen meinen Willen geschehen, denn ich habe Euch von Herzen lieb. Euer Wunschmantel hängt in einem Schrank, und für das Vogelherz will ich einen Brechtrunk einnehmen." Da ward er anderes Sinnes, und sprach „behalt es nur, es ist doch einerlei, denn ich will dich zu meiner treuen Ehegemahlin annehmen." Und da ward Hochzeit gehalten, und sie lebten vergnügt miteinander bis an ihren Tod.

## 91. Der treue Johannes

Es war einmal ein alter König, der war krank und dachte: „es wird wohl das Totenbett sein, auf dem ich liege." Da sprach er: „laßt mir den getreuen Johannes kommen." Der getreue Johannes war sein liebster Diener, und hieß so, weil er ihm sein Lebelang so treu gewesen war. Als er nun vor das Bett kam, sprach der König zu ihm: „getreuester Johannes, ich fühle, daß mein Ende herannaht, und da habe ich keine andere Sorge als um meinen Sohn: er ist noch in den jungen Jahren, wo er sich nicht immer zu raten weiß, und wenn du mir nicht versprichst, ihn zu unterrichten in

allem was er wiſſen muß, und ſein Pflegevater zu ſein, ſo kann ich meine Augen nicht in Ruhe ſchließen." Da antwortete der getreue Johannes: „ich will ihn nicht verlaſſen, und will ihm mit Treue dienen, wenn's auch mein Leben koſtet." Da ſagte der alte König: „ſo ſterb' ich getroſt und in Frieden." Und ſprach dann weiter: „nach meinem Tode ſollſt du ihm das ganze Schloß zeigen, alle Kammern, Säle und Gewölbe, und alle Schätze, die darin liegen: aber die letzte Kammer in dem langen Gange ſollſt du ihm nicht zeigen, worin das Bild der Königstochter vom goldenen Dache verborgen ſteht. Wenn er das Bild erblickt, wird er eine heftige Liebe zu ihr empfinden, und wird in Ohnmacht niederfallen und wird ihretwegen in große Gefahren geraten; davor ſollſt du ihn hüten." Und als der treue Johannes nochmals dem alten König die Hand darauf gegeben hatte, ward dieſer ſtill, legte ſein Haupt auf das Kiſſen und ſtarb.

Als der alte König zu Grabe getragen war, da erzählte der treue Johannes dem jungen König, was er ſeinem Vater auf dem Sterbebette verſprochen hatte, und ſagte: „das will ich gewißlich halten, und ich will dir treu ſein, wie ich ihm geweſen bin, und ſollte es mein Leben koſten." Die Trauer ging vorüber, da ſprach der treue Johannes zu ihm: „es iſt nun Zeit, daß du dein Erbe ſiehſt: ich will dir dein väterliches Schloß zeigen." Da führte er ihn überall herum, auf und ab, und ließ ihn alle die Reichtümer und prächtigen Kammern ſehen: nur die eine Kammer öffnete er nicht, worin das gefährliche Bild ſtand. Das Bild war aber ſo geſtellt, daß, wenn die Türe aufging, man gerade darauf ſah, und war ſo herrlich gemacht, daß man meinte, es leibte und lebte, und es gäbe nichts Lieblicheres und Schöneres auf der ganzen Welt. Der junge König aber merkte wohl, daß der getreue Johannes immer an einer Türe vorüberging und ſprach: „warum ſchließeſt du mir dieſe niemals auf?" / „Es iſt etwas darin," antwortete er, „vor dem du erſchrickſt." Aber der König antwortete: „ich habe das ganze Schloß geſehen, ſo will ich auch wiſſen, was darin iſt," ging und wollte die Türe mit Gewalt öffnen. Da hielt ihn der getreue Johannes

zurück und ſagte: „ich habe es deinem Vater vor ſeinem Tode verſprochen, daß du nicht ſehen ſollſt, was in der Kammer ſteht: es könnte dir und mir zu großem Unglück ausſchlagen.“ / „Ach nein,“ antwortete der junge König, „wenn ich nicht hineinkomme, ſo iſt's mein ſicheres Verderben: ich würde Tag und Nacht keine Ruhe haben, bis ich's mit meinen Augen geſehen hätte. Nun gehe ich nicht von der Stelle, bis du aufgeſchloſſen haſt.“

Da ſah der getreue Johannes, daß es nicht mehr zu ändern war, und ſuchte mit ſchwerem Herzen und vielem Seufzer aus dem großen Bund den Schlüſſel heraus. Als er die Türe geöffnet hatte, trat er zuerſt hinein und dachte, er wolle das Bildnis bedecken, daß es der König vor ihm nicht ſähe: aber was half das? der König ſtellte ſich auf die Fußſpitzen und ſah ihm über die Schulter. Und als er das Bildnis der Jungfrau erblickte, das ſo herrlich war und von Gold und Edelſteinen glänzte, da fiel er ohnmächtig zur Erde nieder. Der getreue Johannes hob ihn auf, trug ihn in ſein Bett und dachte voll Sorgen: „das Unglück iſt geſchehen, Herr Gott, was will daraus werden!“ dann ſtärkte er ihn mit Wein, bis er wieder zu ſich ſelbſt kam. Das erſte Wort, das er ſprach, war: ach! wer iſt das ſchöne Bild?“ / „Das iſt die Königstochter vom goldenen Dache,“ antwortete der treue Johannes. Da ſprach der König weiter: „meine Liebe zu ihr iſt ſo groß, wenn alle Blätter an den Bäumen Zungen wären, ſie könnten's nicht ausſagen; mein Leben ſetze ich daran, daß ich ſie erlange. Du biſt mein getreuſter Johannes, du mußt mir beiſtehen.“

Der treue Diener beſann ſich lange, wie die Sache anzufangen wäre, denn es hielt ſchwer, nur vor das Angeſicht der Königstochter zu kommen. Endlich hatte er ein Mittel ausgedacht und ſprach zu dem König: „alles, was ſie um hat, iſt von Gold, Tiſche, Stühle, Schüſſeln, Becher, Näpfe und alles Hausgerät: in deinem Schatze liegen fünf Tonnen Goldes, laß eine von den Goldſchmieden des Reichs verarbeiten zu allerhand Gefäßen und Gerätſchaften, zu allerhand Vögeln, Gewild und wunderbaren Tieren, das wird ihr gefallen, wir wollen

damit hinfahren und unſer Glück verſuchen.“ Der König hieß alle Goldſchmiede herbeiholen, die mußten Tag und Nacht arbeiten, bis endlich die herrlichſten Dinge fertig waren. Als alles auf ein Schiff geladen war, zog der getreue Johannes Kaufmannskleider an, und der König mußte ein gleiches tun, um ſich ganz unkenntlich zu machen. Dann fuhren ſie über das Meer, und fuhren ſo lange, bis ſie zur Stadt kamen, worin die Königstochter vom goldenen Dache wohnte.

Der treue Johannes hieß den König auf dem Schiffe zurückbleiben und auf ihn warten. „Vielleicht,“ ſprach er, „bring ich die Königstochter mit, darum ſorgt, daß alles in Ordnung iſt, laßt die Goldgefäße aufſtellen und das ganze Schiff ausſchmücken.“ Darauf ſuchte er ſich in ſein Schürzchen allerlei von den Goldſachen zuſammen, ſtieg ans Land und ging gerade nach dem königlichen Schloß. Als er in den Schloßhof kam, ſtand da beim Brunnen ein ſchönes Mädchen, das hatte zwei goldene Eimer in der Hand und ſchöpfte damit. Und als es das blinkende Waſſer forttragen wollte und ſich umdrehte, ſah es den fremden Mann und fragte, wer er wäre? Da antwortete er: „ich bin ein Kaufmann,“ und öffnete ſein Schürzchen und ließ ſie hineinſchauen. Da rief ſie: „ei, was für ſchönes Goldzeug!“ ſetzte die Eimer nieder und betrachtete eins nach dem andern. Da ſprach das Mädchen: „das muß die Königstochter ſehen, die hat ſo große Freude an den Goldſachen, daß ſie Euch alles abkauft.“ Es nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinauf, denn es war die Kammerjungfer. Als die Königstochter die Ware ſah, war ſie ganz vergnügt und ſprach: „es iſt ſo ſchön gearbeitet, daß ich dir alles abkaufen will.“ Aber der getreue Johannes ſprach: „ich bin nur der Diener von einem reichen Kaufmann; was ich hier habe iſt nichts gegen das, was mein Herr auf ſeinem Schiffe ſtehen hat, und das iſt das künſtlichſte und köſtlichſte, was je in Gold iſt gearbeitet worden.“ Sie wollte alles heraufgebracht haben, aber er ſprach: „dazu gehören viele Tage, ſo groß iſt die Menge, und ſo viel Säle, um es aufzuſtellen, daß Euer Haus nicht Raum dafür hat.“ Da ward ihre Neugierde und Luſt immer mehr angeregt, ſo daß ſie endlich

ſagte: „führe mich hin zu dem Schiff, ich will ſelbſt hingehen und deines Herrn Schätze betrachten.“

Da führte ſie der treue Johannes zu dem Schiffe hin und war ganz freudig, und der König, als er ſie erblickte, ſah, daß ihre Schönheit noch größer war, als das Bild ſie dargeſtellt hatte, und meinte nicht anders, als das Herz wollte ihm zerſpringen. Nun ſtieg ſie in das Schiff, und der König führte ſie hinein; der getreue Johannes aber blieb zurück bei dem Steuermann und hieß das Schiff abſtoßen, „ſpannt alle Segel auf, daß es fliegt, wie ein Vogel in der Luft.“ Der König aber zeigte ihr drinnen das goldene Geſchirr, jedes einzeln, die Schüſſeln, Becher, Näpfe, die Vögel, das Gewild und die wunderbaren Tiere. Viele Stunden gingen herum, während ſie alles beſah, und in ihrer Freude merkte ſie nicht, daß das Schiff dahinfuhr. Nachdem ſie das letzte betrachtet hatte, dankte ſie dem Kaufmann und wollte heim, als ſie aber an des Schiffes Rand kam, ſah ſie, daß es fern vom Land auf hohem Meere ging und mit vollen Segeln forteilte. „Ach,“ rief ſie erſchrocken, „ich bin betrogen, ich bin entführt und in die Gewalt eines Kaufmanns geraten; lieber wollt ich ſterben!“ Der König aber faßte ſie bei der Hand und ſprach: „ein Kaufmann bin ich nicht, ich bin ein König und nicht geringer an Geburt als du biſt: aber daß ich dich mit Liſt entführt habe, das iſt aus übergroßer Liebe geſchehen. Das erſte Mal, als ich dein Bildnis geſehen habe, bin ich ohnmächtig zur Erde gefallen.“ Als die Königstochter vom goldenen Dache das hörte, ward ſie getröſtet, und ihr Herz ward ihm geneigt, ſo daß ſie gerne einwilligte ſeine Gemahlin zu werden.

Es trug ſich aber zu, während ſie auf dem hohen Meere dahinfuhren, daß der treue Johannes, als er vorn auf dem Schiffe ſaß und Muſik machte, in der Luft drei Raben erblickte, die dahergeflogen kamen. Da hörte er auf zu ſpielen und horchte, was ſie miteinander ſprachen, denn er verſtand das wohl. Die eine rief: „ei, da führt er die Königstochter vom goldenen Dache heim.“ / „Ja,“ antwortete die zweite, „er hat ſie noch nicht.“ Sprach die dritte: „er hat ſie doch, ſie ſitzt bei ihm im Schiffe.“

Da fing die erſte wieder an und rief: „was hilft ihm das! wenn ſie ans Land kommen, wird ihm ein fuchsrotes Pferd entgegenſpringen: da wird er ſich aufſchwingen wollen, und tut er das, ſo ſprengt es mit ihm fort und in die Luft hinein, daß er nimmermehr ſeine Jungfrau wiederſieht.“ Sprach die zweite: „iſt gar keine Rettung?“ / „O ja, wenn ein anderer ſchnell aufſitzt, das Feuergewehr, das in den Halftern ſtecken muß, herausnimmt, und das Pferd damit totſchießt, ſo iſt der junge König gerettet. Aber wer weiß das! und wer's weiß und ſagt's ihm, der wird zu Stein von den Fußzehen bis zum Knie.“ Da ſprach die zweite: „ich weiß noch mehr, wenn das Pferd auch getötet wird, ſo behält der junge König doch nicht ſeine Braut: wenn ſie zuſammen ins Schloß kommen, ſo liegt dort ein gemachtes Brauthemd in einer Schüſſel, und ſieht aus, als wär's von Gold und Silber gewebt, iſt aber nichts als Schwefel und Pech: wenn er's antut, verbrennt es ihn bis auf Mark und Knochen.“ Sprach die dritte: „iſt da gar keine Rettung?“ / „O ja,“ antwortete die zweite, „wenn einer mit Handſchuhen das Hemd packt und wirft es ins Feuer, daß es verbrennt, ſo iſt der junge König gerettet. Aber was hilft's! wer's weiß und es ihm ſagt, der wird halbes Leibes Stein vom Knie bis zum Herzen.“ Da ſprach die dritte: „ich weiß noch mehr, wird das Brauthemd auch verbrannt, ſo hat der junge König ſeine Braut doch noch nicht: wenn nach der Hochzeit der Tanz anhebt, und die junge Königin tanzt, wird ſie plötzlich erbleichen und wie tot hinfallen, und hebt ſie nicht einer auf und zieht aus ihrer rechten Bruſt drei Tropfen Blut und ſpeit ſie wieder aus, ſo ſtirbt ſie. Aber verrät das einer, der es weiß, ſo wird er ganzen Leibes zu Stein vom Wirbel bis zur Fußzehe.“ Als die Raben das miteinander geſprochen hatten, flogen ſie weiter, und der getreue Johannes hatte alles wohl verſtanden, aber von der Zeit an war er ſtill und traurig; denn verſchwieg er ſeinem Herrn, was er gehört hatte, ſo war dieſer unglücklich: entdeckte er es ihm, ſo mußte er ſelbſt ſein Leben hingeben. Endlich aber ſprach er bei ſich: „meinen Herrn will ich retten, und ſollt ich ſelbſt darüber zugrunde gehen.“

Als sie nun ans Land kamen, da geschah es, wie die Rabe vorher gesagt hatte, und es sprengte ein prächtiger fuchsroter Gaul daher. „Wohlan," sprach der König, „der soll mich in mein Schloß tragen," und wollte sich aufsetzen, doch der treue Johannes kam ihm zuvor, schwang sich schnell darauf, zog das Gewehr aus den Halftern, und schoß den Gaul nieder. Da riefen die andern Diener des Königs, die dem treuen Johannes doch nicht gut waren, „wie schändlich, das schöne Tier zu töten, das den König in sein Schloß tragen sollte!" Aber der König sprach: „schweigt und laßt ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes, wer weiß, wozu das gut ist!" Nun gingen sie ins Schloß und da stand im Saal eine Schüssel, und das gemachte Brauthemd lag darin und sah aus nicht anders, als wäre es von Gold und Silber. Der junge König ging darauf zu und wollte es ergreifen, aber der treue Johannes schob ihn weg, packte es mit Handschuhen an, trug es schnell ins Feuer und ließ es verbrennen. Die andern Diener fingen wieder an zu murren und sagten: „seht, nun verbrennt er gar des Königs Brauthemd." Aber der junge König sprach: „wer weiß, wozu es gut ist, laßt ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes." Nun ward die Hochzeit gefeiert: der Tanz hub an, und die Braut trat auch hinein, da hatte der treue Johannes acht und schaute ihr ins Antlitz; auf einmal erbleichte sie und fiel wie tot zur Erde. Da sprang er eilends hinzu, hob sie auf und trug sie in eine Kammer, da legte er sie nieder, kniete und sog die drei Blutstropfen aus ihrer rechten Brust und speite sie aus. Alsbald atmete sie wieder und erholte sich, aber der junge König hatte es mit angesehen und wußte nicht, warum es der getreue Johannes getan hatte, ward zornig darüber und rief: „werft ihn ins Gefängnis." Am andern Morgen ward der getreue Johannes verurteilt und zum Galgen geführt, und als er oben stand, und gerichtet werden sollte, sprach er: „jeder, der sterben soll, darf vor seinem Ende noch einmal reden, soll ich das Recht auch haben?" / „Ja," antwortete der König, „es soll dir vergönnt sein." Da sprach der treue Johannes: „ich bin mit Unrecht verurteilt und bin dir immer treu gewesen," und erzählte,

wie er auf dem Meer das Geſpräch der Raben gehört, und wie er, um ſeinen Herrn zu retten, das alles hätte tun müſſen. Da rief der König: „o mein treueſter Johannes, Gnade! Gnade! führt ihn herunter.“ Aber der treue Johannes war bei dem letzten Wort, das er geredet hatte, leblos herabgefallen und war ein Stein.

Darüber trug nun der König und die Königin großes Leid, und der König ſprach: „ach, was hab ich große Treue ſo übel belohnt!“ und ließ das ſteinerne Bild aufheben und in ſeine Schlafkammer neben ſein Bett ſtellen. So oft er es anſah, weinte er und ſprach: „ach, könnt ich dich wieder lebendig machen, mein getreueſter Johannes.“ Es ging eine Zeit herum, da gebar die Königin Zwillinge, zwei Söhnlein, die wuchſen heran und waren ihre Freude. Einmal, als die Königin in der Kirche war, und die zwei Kinder bei dem Vater ſaßen und ſpielten, ſah dieſer wieder das ſteinerne Bildnis voll Trauer an, ſeufzte und rief: „ach, könnt ich dich wieder lebendig machen, mein getreueſter Johannes.“ Da fing der Stein an zu reden und ſprach: „ja, du kannſt mich wieder lebendig machen, wenn du dein Liebſtes daran wenden willſt.“ Da rief der König: „alles, was ich auf der Welt habe, will ich für dich hingeben.“ Sprach der Stein weiter: „wenn du mit deiner eigenen Hand deinen beiden Kindern den Kopf abhauſt und mich mit ihrem Blute beſtreichſt, ſo erhalte ich das Leben wieder.“ Der König erſchrak, als er hörte, daß er ſeine liebſten Kinder ſelbſt töten ſollte, doch dachte er an die große Treue und daß der getreue Johannes für ihn geſtorben war, zog ſein Schwert und hieb mit eigener Hand den Kindern den Kopf ab. Und als er mit ihrem Blute den Stein beſtrichen hatte, ſo kehrte das Leben zurück, und der getreue Johannes ſtand wieder friſch und geſund vor ihm. Er ſprach zum König: „deine Treue ſoll nicht unbelohnt bleiben,“ und nahm die Häupter der Kinder, ſetzte ſie auf, und beſtrich die Wunde mit ihrem Blut, davon wurden ſie im Augenblick wieder heil, ſprangen herum und ſpielten fort, als wär ihnen nichts geſchehen. Nun war der König voll Freude, und als er die Königin kommen ſah, verſteckte er den getreuen Jo-

hannes und die beiden Kinder in einen großen Schrank. Wie sie hereintrat, sprach er zu ihr: „hast du gebetet in der Kirche?“ / „Ja,“ antwortete sie, „aber ich habe beständig an den treuen Johannes gedacht, daß er so unglücklich durch uns geworden ist.“ Da sprach er: „liebe Frau, wir können ihm das Leben wiedergeben, aber es kostet uns unsere beiden Söhnlein, die müssen wir opfern.“ Die Königin ward bleich und erschrak im Herzen, doch sprach sie: „wir sind's ihm schuldig wegen seiner großen Treue.“ Da freute er sich, daß sie dachte, wie er gedacht hatte, ging hin und schloß den Schrank auf, holte die Kinder und den treuen Johannes heraus und sprach: „Gott sei gelobt, er ist erlöst, und unsere Söhnlein haben wir auch wieder,“ und erzählte ihr, wie sich alles zugetragen hatte. Da lebten sie zusammen in Glückseligkeit bis an ihr Ende.

## 92. Die beiden Wanderer

erg und Tal begegnen sich nicht, wohl aber die Menschenkinder, zumal gute und böse. So kam auch einmal ein Schuster und ein Schneider auf der Wanderschaft zusammen. Der Schneider war ein kleiner hübscher Kerl und war immer lustig und guter Dinge. Er sah den Schuster von der andern Seite herankommen, und da er an seinem Felleisen merkte was er für ein Handwerk trieb, rief er ihm ein Spottliedchen zu

„Nähe mir die Naht,
Ziehe mir den Draht,
Streich ihn rechts und links mit Pech,
Schlag, schlag mir fest den Zweck.“

Der Schuster aber konnte keinen Spaß vertragen, er verzog ein Gesicht, als wenn er Essig getrunken hätte und machte Miene das Schneiderlein am Kragen zu packen. Der kleine Kerl fing aber an zu lachen, reichte ihm seine Flasche und sprach „es ist nicht bös gemeint, trink einmal und schluck die Galle hinunter.“

Der Schuſter tat einen gewaltigen Schluck, und das Gewitter auf ſeinem Geſicht fing an ſich zu verziehen. Er gab dem Schneider die Flaſche zurück und ſprach „ich habe ihr ordentlich zugeſprochen, man ſagt wohl vom vielen Trinken, aber nicht vom großen Durſt. Wollen wir zuſammen wandern?"/„Mir iſt's recht," antwortete der Schneider, „wenn du nur Luſt haſt in eine große Stadt zu gehen, wo es nicht an Arbeit fehlt."/„Gerade dahin wollte ich auch," antwortete der Schuſter, „in einem kleinen Neſt iſt nichts zu verdienen, und auf dem Lande gehen die Leute lieber barfuß." Sie wanderten alſo zuſammen weiter und ſetzten immer einen Fuß vor den andern wie die Wieſel im Schnee.

Zeit genug hatten ſie beide, aber wenig zu beißen und zu brechen. Wenn ſie in eine Stadt kamen, ſo gingen ſie umher und grüßten das Handwerk, und weil das Schneiderlein ſo friſch und munter ausſah und ſo hübſche rote Backen hatte, ſo gab ihm jeder gerne, und wenn das Glück gut war, ſo gab ihm die Meiſtertochter unter der Haustüre auch noch einen Kuß auf den Weg. Wenn er mit dem Schuſter wieder zuſammentraf, ſo hatte er immer mehr in ſeinem Bündel. Der griesgrämige Schuſter ſchnitt ein ſchiefes Geſicht und meinte „je größer der Schelm, je größer das Glück." Aber der Schneider fing an zu lachen und zu ſingen und teilte alles, was er bekam, mit ſeinem Kameraden. Klingelten nur ein paar Groſchen in ſeiner Taſche, ſo ließ er auftragen, ſchlug vor Freude auf den Tiſch, daß die Gläſer tanzten, und es hieß bei ihm „leicht verdient und leicht vertan."

Als ſie eine Zeitlang gewandert waren, kamen ſie an einen großen Wald, durch welchen der Weg nach der Königsſtadt ging. Es führten aber zwei Fußſteige hindurch, davon war der eine ſieben Tage lang, der andere nur zwei Tage, aber niemand von ihnen wußte, welcher der kürzere Weg war. Die zwei Wanderer ſetzten ſich unter einen Eichenbaum und ratſchlagten wie ſie ſich vorſehen und für wie viel Tage ſie Brot mitnehmen wollten. Der Schuſter ſagte „man muß weiter denken als man geht, ich will für ſieben Tage Brot mitnehmen."/„Was," ſagte der Schneider, „für ſieben Tage Brot auf dem Rücken ſchleppen wie ein

Laſttier und ſich nicht umſchauen? ich halte mich an Gott und kehre mich an nichts. Das Geld, das ich in der Taſche habe, das iſt im Sommer ſo gut als im Winter, aber das Brot wird in der heißen Zeit trocken und obendrein ſchimmlig. Mein Rock geht auch nicht weiter als auf die Knöchel. Warum ſollen wir den richtigen Weg nicht finden? Für zwei Tage Brot und damit gut." Es kaufte ſich alſo ein jeder ſein Brot, dann gingen ſie auf gut Glück in den Wald hinein.

In dem Wald war es ſo ſtill wie in einer Kirche. Kein Wind wehte, kein Bach rauſchte, kein Vogel ſang, und durch die dichtbelaubten Äſte drang kein Sonnenſtrahl. Der Schuſter ſprach kein Wort, ihn drückte das ſchwere Brot auf dem Rücken, daß ihm der Schweiß über ſein verdrießliches Geſicht herabfloß. Der Schneider aber war ganz munter, ſprang daher, pfiff auf einem Blatt oder ſang ein Liedchen, und dachte „Gott im Himmel muß ſich freuen, daß ich ſo luſtig bin." Zwei Tage ging das ſo fort, aber als am dritten Tag der Wald kein Ende nehmen wollte und der Schneider ſein Brot aufgegeſſen hatte, ſo fiel ihm das Herz doch eine Elle tiefer herab: indeſſen verlor er nicht den Mut, ſondern verließ ſich auf Gott und auf ſein Glück. Den dritten Tag legte er ſich abends hungrig unter einen Baum und ſtieg den andern Morgen hungrig wieder auf. So ging es auch den vierten Tag, und wenn der Schuſter ſich auf einen umgeſtürzten Baum ſetzte und ſeine Mahlzeit verzehrte, ſo blieb dem Schneider nichts als das Zuſehen. Bat er um ein Stück Brot, ſo lachte der andere höhniſch und ſagte „du biſt immer ſo luſtig geweſen, da kannſt du auch einmal verſuchen wie's tut wenn man unluſtig iſt: die Vögel die morgens zu früh ſingen, die ſtößt abends der Habicht," kurz, er war ohne Barmherzigkeit. Aber am fünften Morgen konnte der arme Schneider nicht mehr aufſtehen und vor Mattigkeit kaum ein Wort herausbringen; die Backen waren ihm weiß und die Augen rot. Da ſagte der Schuſter zu ihm „ich will dir heute ein Stück Brot geben, aber dafür will ich dir dein rechtes Auge ausſtechen." Der unglückliche Schneider, der doch gerne ſein Leben erhalten wollte, konnte ſich nicht anders helfen: er weinte noch einmal mit beiden Augen und hielt ſie

hin, und der Schuſter, der ein Herz von Stein hatte, ſtach ihm mit einem ſcharfen Meſſer das rechte Auge aus. Dem Schneider kam in den Sinn was ihm ſonſt ſeine Mutter geſagt hatte, wenn er in der Speiſekammer genaſcht hatte „eſſen ſo viel man mag, und leiden was man muß." Als er ſein teuer bezahltes Brot verzehrt hatte, machte er ſich wieder auf die Beine, vergaß ſein Unglück und tröſtete ſich damit, daß er mit einem Auge noch immer genug ſehen könnte. Aber am ſechſten Tage meldete ſich der Hunger aufs neue und zehrte ihm faſt das Herz auf. Er fiel abends bei einem Baum nieder, und am ſiebenten Morgen konnte er ſich vor Mattigkeit nicht erheben, und der Tod ſaß ihm im Nacken. Da ſagte der Schuſter „ich will Barmherzigkeit ausüben und dir nochmals Brot geben; umſonſt bekommſt du es nicht, ich ſteche dir dafür das andere Auge noch aus." Da erkannte der Schneider ſein leichtſinniges Leben, bat den lieben Gott um Verzeihung und ſprach „tue was du mußt, ich will leiden was ich muß; aber bedenke daß unſer Herrgott nicht jeden Augenblick richtet und daß eine andere Stunde kommt, wo die böſe Tat vergolten wird, die du an mir verübſt und die ich nicht an dir verdient habe. Ich habe in guten Tagen mit dir geteilt was ich hatte. Mein Handwerk iſt derart, daß Stich muß Stich vertreiben. Wenn ich keine Augen mehr habe und nicht mehr nähen kann, ſo muß ich betteln gehen. Laß mich nur, wenn ich blind bin, hier nicht allein liegen, ſonſt muß ich verſchmachten." Der Schuſter aber, der Gott aus ſeinem Herzen vertrieben hatte, nahm das Meſſer und ſtach ihm noch das linke Auge aus. Dann gab er ihm ein Stück Brot zu eſſen, reichte ihm einen Stock und führte ihn hinter ſich her.

Als die Sonne unterging, kamen ſie aus dem Wald, und vor dem Wald auf dem Feld ſtand ein Galgen. Dahin leitete der Schuſter den blinden Schneider, ließ ihn dann liegen und ging ſeiner Wege. Vor Müdigkeit, Schmerz und Hunger ſchlief der Unglückliche ein und ſchlief die ganze Nacht. Als der Tag dämmerte, erwachte er, wußte aber nicht, wo er lag. An dem Galgen hingen zwei arme Sünder, und auf dem Kopfe eines jeden ſaß eine Krähe. Da fing der eine an zu ſprechen „Bruder,

wachſt du?"/„Ja, ich wache" antwortete der zweite. „So will ich dir etwas ſagen," fing der erſte wieder an, „der Tau, der heute Nacht über uns vom Galgen herabgefallen iſt, der gibt jedem, der ſich damit wäſcht, die Augen wieder. Wenn das die Blinden wüßten, wie mancher könnte ſein Geſicht wieder haben, der nicht glaubt daß das möglich ſei." Als der Schneider das hörte, nahm er ſein Taſchentuch, drückte es auf das Gras, und als es mit dem Tau befeuchtet war, wuſch er ſeine Augenhöhlen damit. Alsbald ging in Erfüllung was der Gehenkte geſagt hatte, und ein paar friſche und geſunde Augen füllten die Höhlen. Es dauerte nicht lange, ſo ſah der Schneider die Sonne hinter den Bergen aufſteigen: vor ihm in der Ebene lag die große Königsſtadt mit ihren prächtigen Toren und hundert Türmen, nnd die goldenen Knöpfe und Kreuze, die auf den Spitzen ſtanden, fingen an zu glühen. Er unterſchied jedes Blatt an den Bäumen, erblickte die Vögel, die vorbeiflogen, und die Mücken, die in der Luft tanzten. Er holte eine Nähnadel aus der Taſche, und als er den Zwirn einfädeln konnte, ſo gut als er es je gekonnt hatte, ſo ſprang ſein Herz vor Freude. Er warf ſich auf ſeine Knie, dankte Gott für die erwieſene Gnade und ſprach ſeinen Morgenſegen: er vergaß auch nicht für die armen Sünder zu bitten, die da hingen wie die Schwengel in der Glocke, und die der Wind aneinander ſchlug. Dann nahm er ſeinen Bündel auf den Rücken, vergaß bald das ausgeſtandene Herzeleid und ging unter Singen und Pfeifen weiter.

Das erſte was ihm begegnete, war ein braunes Füllen, das frei im Felde herumſprang. Er packte es an der Mähne, wollte ſich aufſchwingen und in die Stadt reiten. Das Füllen aber bat um ſeine Freiheit: „ich bin noch zu jung," ſprach es, „auch ein leichter Schneider wie du bricht mir den Rücken entzwei, laß mich laufen bis ich ſtark geworden bin. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo ich dir's lohnen kann."/„Lauf hin," ſagte der Schneider, „ich ſehe du biſt auch ſo ein Springinsfeld." Er gab ihm noch einen Hieb mit der Gerte über den Rücken, daß es vor Freude mit den Hinterbeinen ausſchlug, über Hecken und Gräben ſetzte und in das Feld hineinjagte.

Aber das Schneiderlein hatte ſeit geſtern nichts gegeſſen. „Die Sonne," ſprach er, „füllt mir zwar die Augen, aber das Brot nicht den Mund. Das erſte was mir begegnet und halbwegs genießbar iſt, muß herhalten." Indem ſchritt ein Storch ganz ernſthaft über die Wieſe daher. „Halt, halt," rief der Schneider und packte ihn am Bein, „ich weiß nicht ob du zu genießen biſt, aber mein Hunger erlaubt mir keine lange Wahl, ich muß dir den Kopf abſchneiden und dich braten."/„Tue das nicht," antwortete der Storch, „ich bin ein heiliger Vogel, dem niemand ein Leid zufügt, und der den Menſchen großen Nutzen bringt. Läßt du mir mein Leben, ſo kann ich dir's ein andermal vergelten."/„So zieh ab, Vetter Langbein" ſagte der Schneider. Der Storch erhob ſich, ließ die langen Beine hängen und flog gemächlich fort.

„Was ſoll daraus werden?" ſagte der Schneider zu ſich ſelbſt, „mein Hunger wird immer größer, und mein Magen immer leerer. Was mir jetzt in den Weg kommt, das iſt verloren." Indem ſah er auf einem Teich ein paar junge Enten daherſchwimmen. „Ihr kommt ja wie gerufen," ſagte er, packte eine davon, und wollte ihr den Hals umdrehen. Da fing eine alte Ente, die in dem Schilf ſteckte, laut an zu kreiſchen, ſchwamm mit aufgeſperrtem Schnabel herbei und bat ihn flehentlich ſich ihrer lieben Kinder zu erbarmen. „Denkſt du nicht," ſagte ſie, „wie deine Mutter jammern würde, wenn dich einer wegholen und dir den Garaus machen wollte."/„Sei nur ſtill," ſagte der gutmütige Schneider, „du ſollſt deine Kinder behalten," und ſetzte die Gefangene wieder in das Waſſer.

Als er ſich umkehrte, ſtand er vor einem alten Baum, der halb hohl war, und ſah die wilden Bienen aus- und einfliegen. „Da finde ich gleich den Lohn für meine gute Tat" ſagte der Schneider, „der Honig wird mich laben." Aber der Weiſel kam heraus, drohte und ſprach „wenn du mein Volk anrührſt und mein Neſt zerſtörſt, ſo ſollen dir unſere Stacheln wie zehntauſend glühende Nadeln in die Haut fahren. Läßt du uns aber in Ruhe und gehſt deiner Wege, ſo wollen wir dir ein andermal dafür einen Dienſt leiſten."

Das Schneiderlein ſah, daß auch hier nichts anzufangen war. „Drei Schüſſeln leer," ſagte er, „und auf der vierten nichts, das iſt eine ſchlechte Mahlzeit." Er ſchleppte ſich alſo mit ſeinem ausgehungerten Magen in die Stadt, und da es eben zu Mittag läutete, ſo war für ihn im Gaſthaus ſchon gekocht und er konnte ſich gleich zu Tiſch ſetzen. Als er ſatt war, ſagte er „nun will ich auch arbeiten." Er ging in der Stadt umher, ſuchte einen Meiſter und fand auch bald ein gutes Unterkommen. Da er aber ſein Handwerk von Grund aus gelernt hatte, ſo dauerte es nicht lange, er ward berühmt, und jeder wollte ſeinen neuen Rock von dem kleinen Schneider gemacht haben. Alle Tage nahm ſein Anſehen zu. „Ich kann in meiner Kunſt nicht weiter kommen," ſprach er, „und doch geht's jeden Tag beſſer." Endlich beſtellte ihn der König zu ſeinem Hofſchneider.

Aber wie's in der Welt geht. An demſelben Tag war ſein ehemaliger Kamerad, der Schuſter, auch Hofſchuſter geworden. Als dieſer den Schneider erblickte und ſah, daß er wieder zwei geſunde Augen hatte, ſo peinigte ihn das Gewiſſen. „Ehe er Rache an mir nimmt," dachte er bei ſich ſelbſt, „muß ich ihm eine Grube graben." Wer aber andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein. Abends, als er Feierabend gemacht hatte, und es dämmrig geworden war, ſchlich er ſich zu dem König und ſagte „Herr König, der Schneider iſt ein übermütiger Menſch, und hat ſich vermeſſen er wollte die goldene Krone wieder herbeiſchaffen, die vor alten Zeiten iſt verloren gegangen." „Das ſollte mir lieb ſein" ſprach der König, ließ den Schneider am andern Morgen vor ſich fordern und befahl ihm die Krone wieder herbeizuſchaffen, oder für immer die Stadt zu verlaſſen. „Oho," dachte der Schneider, „ein Schelm gibt mehr als er hat. Wenn der murrköpfige König von mir verlangt was kein Menſch leiſten kann, ſo will ich nicht warten bis morgen, ſondern gleich heute wieder zur Stadt hinauswandern." Er ſchnürte alſo ſein Bündel, als er aber aus dem Tor heraus war, ſo tat es ihm doch leid, daß er ſein Glück aufgegeben und die Stadt, in der es ihm ſo wohl gegangen war, mit dem Rücken anſehen ſollte. Er kam zu dem Teich, wo er mit den Enten Bekanntſchaft gemacht

hatte, da saß gerade die Alte, der er die Jungen gelassen hatte, am Ufer und putzte sich mit dem Schnabel. Sie erkannte ihn gleich und fragte warum er den Kopf so hängen lasse. „Du wirst dich nicht wundern, wenn du hörst was mir begegnet ist" antwortete der Schneider und erzählte ihr sein Schicksal. „Wenn's weiter nichs ist," sagte die Ente, „da können wir Rat schaffen. Die Krone ist ins Wasser gefallen und liegt unten auf dem Grund, wie bald haben wir sie wieder heraufgeholt. Breite nur derweil dein Taschentuch ans Ufer aus." Sie tauchte mit ihren zwölf Jungen unter, und nach fünf Minuten war sie wieder oben und saß mitten in der Krone, die auf ihren Fittichen ruhte, und die zwölf Jungen schwammen rund herum, hatten ihre Schnäbel untergelegt und halfen tragen. Sie schwammen ans Land und legten die Krone auf das Tuch. Du glaubst nicht wie prächtig die Krone war, wenn die Sonne darauf schien, so glänzte sie wie hunderttausend Karfunkelsteine. Der Schneider band sein Tuch mit den vier Zipfeln zusammen und trug sie zum König, der in einer Freude war und dem Schneider eine goldene Kette um den Hals hing.

Als der Schuster sah, daß der eine Streich mißlungen war, so besann er sich auf einen zweiten, trat vor den König und sprach „Herr König, der Schneider ist wieder so übermütig geworden, er vermißt sich das ganze königliche Schloß mit allem was darin ist, los und fest, innen und außen, in Wachs abzubilden." Der König ließ den Schneider kommen und befahl ihm das ganze königliche Schloß mit allem was darin wäre, los und fest, innen und außen, in Wachs abzubilden, und wenn er es nicht zustande brächte, oder es fehlte nur ein Nagel an der Wand, so sollte er zeitlebens unter der Erde gefangen sitzen. Der Schneider dachte „es kommt immer ärger, das hält kein Mensch aus," warf sein Bündel auf den Rücken und wanderte fort. Als er an den hohlen Baum kam, setzte er sich nieder und ließ den Kopf hängen. Die Bienen kamen herausgeflogen, und der Weisel fragte ihn ob er einen steifen Hals hätte, weil er den Kopf so schief hielt. „Ach nein," antwortete der Schneider, „mich drückt etwas anderes," und erzählte was der König von ihm

gefordert hatte. Die Bienen fingen untereinander an zu summen und zu brummen, und der Weisel sprach „geh nur wieder nach Haus, komm aber morgen um diese Zeit wieder und bring ein großes Tuch mit, so wird alles gut gehen." Da kehrte er wieder um, die Bienen aber flogen nach dem königlichen Schloß geradezu in die offenen Fenster hinein, krochen in allen Ecken herum und besahen alles aufs genauste. Dann liefen sie zurück und bildeten das Schloß in Wachs nach mit einer solchen Geschwindigkeit, daß man meinte es wüchse einem vor den Augen. Schon am Abend war alles fertig, und als der Schneider am folgenden Morgen kam, so stand das ganze prächtige Gebäude da, und es fehlte kein Nagel an der Wand und kein Ziegel auf dem Dach; dabei war es zart und schneeweiß, und roch süß wie Honig. Der Schneider packte es vorsichtig in sein Tuch und brachte es dem König, der aber konnte sich nicht genug verwundern, stellte es in seinem größten Saal auf und schenkte dem Schneider dafür ein großes steinernes Haus.

Der Schuster aber ließ nicht nach, ging zum drittenmal zu dem König und sprach „Herr König, dem Schneider ist zu Ohren gekommen, daß auf dem Schloßhof kein Wasser springen will, da hat er sich vermessen es solle mitten im Hof manns-hoch aufsteigen und hell sein wie Kristall." Da ließ der König den Schneider herbeiholen und sagte „wenn nicht morgen ein Strahl von Wasser in meinem Hof springt, wie du versprochen hast, so soll dich der Scharfrichter auf demselben Hof um einen Kopf kürzer machen." Der arme Schneider besann sich nicht lange und eilte zum Tore hinaus, und weil es ihm diesmal ans Leben gehen sollte, so rollten ihm die Tränen über die Backen herab. Indem er so voll Trauer dahinging, kam das Füllen herangesprungen, dem er einmal die Freiheit geschenkt hatte, und aus dem ein hübscher Brauner geworden war. „Jetzt kommt die Stunde," sprach er zu ihm, „wo ich dir deine Guttat vergelten kann. Ich weiß schon was dir fehlt, aber es soll dir bald geholfen werden, sitz nur auf, mein Rücken kann deiner zwei tragen." Dem Schneider kam das Herz wieder, er sprang in einem Satz auf, und das Pferd rannte in vollem Lauf zur

Stadt hinein und geradezu auf den Schloßhof. Da jagte es dreimal rund herum, schnell wie der Blitz, und beim drittenmal stürzte es nieder. In dem Augenblick aber krachte es furchtbar: ein Stück Erde sprang in der Mitte des Hofes wie eine Kugel in die Luft und über das Schloß hinaus, und gleich dahinter her erhob sich ein Strahl von Wasser so hoch wie Mann und Pferd, und das Wasser war so rein wie Kristall, und die Sonnenstrahlen fingen an darauf zu tanzen. Als der König das sah, stand er vor Verwunderung auf, ging und umarmte das Schneiderlein im Angesicht aller Menschen.

Aber das Glück dauerte nicht lang. Der König hatte Töchter genug, eine immer schöner als die andere, aber keinen Sohn. Da begab sich der boshafte Schuster zum viertenmal zu dem König, und sprach „Herr König, der Schneider läßt nicht ab von seinem Übermut. Jetzt hat er sich vermessen, wenn er wolle, so könne er dem Herrn König einen Sohn durch die Lüfte herbeitragen lassen." Der König ließ den Schneider rufen und sprach „wenn du mir binnen neun Tagen einen Sohn bringen läßt, so sollst du meine älteste Tochter zur Frau haben."/„Der Lohn ist freilich groß," dachte das Schneiderlein, „da täte man wohl ein übriges, aber die Kirschen hängen mir zu hoch: wenn ich danach steige, so bricht unter mir der Ast, und ich falle herab." Er ging nach Haus, setzte sich mit unterschlagenen Beinen auf seinen Arbeitstisch und bedachte sich was zu tun wäre. „Es geht nicht," rief er endlich aus, „ich will fort, hier kann ich doch nicht in Ruhe leben." Er schnürte sein Bündel und eilte zum Tore hinaus. Als er auf die Wiesen kam, erblickte er seinen alten Freund, den Storch, der da, wie ein Weltweiser, auf und ab ging, zuweilen still stand, einen Frosch in nähere Betrachtung nahm und ihn endlich verschluckte. Der Storch kam heran und begrüßte ihn. „Ich sehe," hub er an, „du hast deinen Ranzen auf dem Rücken, warum willst du die Stadt verlassen?" Der Schneider erzählte ihm was der König von ihm verlangt hatte und er nicht erfüllen konnte, und jammerte über sein Mißgeschick. „Laß dir darüber keine grauen Haare wachsen," sagte der Storch, „ich will dir aus der Not helfen. Schon lange bringe ich die Wickel-

kinder in die Stadt, da kann ich auch einmal einen kleinen Prinzen aus dem Brunnen holen. Geh heim und verhalte dich ruhig. Heut über neun Tage begib dich in das königliche Schloß, da will ich kommen." Das Schneiderlein ging nach Haus und war zu rechter Zeit in dem Schloß. Nicht lange, so kam der Storch herangeflogen und klopfte ans Fenster. Der Schneider öffnete ihm, und Vetter Langbein stieg vorsichtig herein und ging mit gravitätischen Schritten über den glatten Marmorboden; er hatte aber ein Kind im Schnabel, das schön wie ein Engel war, und seine Händchen nach der Königin ausstreckte. Er legte es ihr auf den Schoß, und sie herzte und küßte es, und war vor Freude außer sich. Der Storch nahm, bevor er wieder wegflog, seine Reisetasche von der Schulter herab und überreichte sie der Königin. Es steckten Düten darin mit bunten Zuckererbsen, sie wurden unter die kleinen Prinzessinnen verteilt. Die älteste aber erhielt nichts, sondern bekam den lustigen Schneider zum Mann. „Es ist mir gerade so," sprach der Schneider, „als wenn ich das große Los gewonnen hätte. Meine Mutter hatte doch recht, die sagte immer wer auf Gott vertraut und nur Glück hat, dem kann's nicht fehlen."

Der Schuster mußte die Schuhe machen, in welchen das Schneiderlein auf dem Hochzeitsfest tanzte, hernach ward ihm befohlen die Stadt auf immer zu verlassen. Der Weg nach dem Wald führte ihn zu dem Galgen. Von Zorn, Wut und der Hitze des Tages ermüdet, warf er sich nieder. Als er die Augen zumachte und schlafen wollte, stürzten die beiden Krähen von den Köpfen der Gehenkten mit lautem Geschrei herab und hackten ihm die Augen aus. Unsinnig rannte er in den Wald und muß darin verschmachtet sein, denn es hat ihn niemand wieder gesehen oder etwas von ihm gehört.

# 93. Die Geſchenke des kleinen Volkes

in Schneider und ein Goldſchmied wanderten zuſammen und vernahmen eines Abends, als die Sonne hinter die Berge geſunken war, den Klang einer fernen Muſik, die immer deutlicher ward; ſie tönte ungewöhnlich aber ſo anmutig, daß ſie aller Müdigkeit vergaßen und raſch weiter ſchritten. Der Mond war ſchon aufgeſtiegen, als ſie zu einem Hügel gelangten, auf dem ſie eine Menge kleiner Männer und Frauen erblickten, die ſich bei den Händen gefaßt hatten, und mit größter Luſt und Freudigkeit im Tanze herumwirbelten: ſie ſangen dazu auf das lieblichſte; und das war die Muſik, die die Wanderer gehört hatten. In der Mitte ſaß ein Alter, der etwas größer war als die übrigen, der einen buntfarbigen Rock trug, und dem ein eisgrauer Bart über die Bruſt herabhing. Die beiden blieben voll Verwunderung ſtehen und ſahen dem Tanz zu. Der Alte winkte, ſie ſollten eintreten, und das kleine Volk öffnete bereitwillig ſeinen Kreis. Der Goldſchmied, der einen Höcker hatte und wie alle Buckeligen keck genug war, trat herzu: der Schneider empfand zuerſt einige Scheu und hielt ſich zurück, doch als er ſah wie es ſo luſtig herging, faßte er ſich ein Herz und kam nach. Alsbald ſchloß ſich der Kreis wieder und die Kleinen ſangen und tanzten in den wildeſten Sprüngen weiter, der Alte aber nahm ein breites Meſſer, das an ſeinem Gürtel hing, wetzte es und als es hinlänglich geſchärft war, blickte er ſich nach den Fremdlingen um. Es ward ihnen angſt, aber ſie hatten nicht lange Zeit ſich zu beſinnen, der Alte packte den Goldſchmied und ſchor in der größten Geſchwindigkeit ihm Haupthaar und Bart glatt hinweg; ein gleiches geſchah hierauf dem Schneider. Doch ihre Angſt verſchwand, als der Alte nach vollbrachter Arbeit beiden freundlich auf die Schulter klopfte, als wollte er ſagen, ſie hätten es gut gemacht, daß ſie ohne Sträuben alles willig hätten geſchehen laſſen. Er zeigte mit dem Finger auf einen

Haufen Kohlen, der zur Seite lag, und deutete ihnen durch Gebärden an, daß ſie ihre Taſchen damit füllen ſollten. Beide gehorchten, obgleich ſie nicht wußten wozu ihnen die Kohlen dienen ſollten, und gingen dann weiter, um ein Nachtlager zu ſuchen. Als ſie ins Tal gekommen waren, ſchlug die Glocke des benachbarten Kloſters zwölf Uhr: augenblicklich verſtummte der Geſang, alles war verſchwunden und der Hügel lag in einſamem Mondſchein.

Die beiden Wanderer fanden eine Herberge und deckten ſich auf dem Strohlager mit ihren Röcken zu, vergaßen aber wegen ihrer Müdigkeit die Kohlen zuvor herauszunehmen. Ein ſchwerer Druck auf ihren Gliedern weckte ſie früher als gewöhnlich. Sie griffen in die Taſchen und wollten ihren Augen nicht trauen, als ſie ſahen, daß ſie nicht mit Kohlen, ſondern mit reinem Gold angefüllt waren; auch Haupthaar und Bart war glücklich wieder in aller Fülle vorhanden. Sie waren nun reiche Leute geworden, doch beſaß der Goldſchmied, der ſeiner habgierigen Natur gemäß die Taſchen beſſer gefüllt hatte, noch einmal ſo viel als der Schneider. Ein Habgieriger, wenn er viel hat, verlangt noch mehr, der Goldſchmied machte dem Schneider den Vorſchlag, noch einen Tag zu verweilen, am Abend wieder hinauszugehen, um ſich bei dem Alten auf dem Berge noch größere Schätze zu holen. Der Schneider wollte nicht und ſagte „ich habe genug und bin zufrieden: jetzt werde ich Meiſter, heirate meinen angenehmen Gegenſtand (wie er ſeine Liebſte nannte) und bin ein glücklicher Mann.“ Doch wollte er, ihm zu Gefallen, den Tag noch bleiben. Abends hing der Goldſchmied noch ein paar Taſchen über die Schulter, um recht einſacken zu können, und machte ſich auf den Weg zu dem Hügel. Er fand, wie in der vorigen Nacht, das kleine Volk bei Geſang und Tanz, der Alte ſchor ihn abermals glatt und deutete ihm an Kohlen mitzunehmen. Er zögerte nicht einzuſtecken was nur in ſeine Taſchen gehen wollte, kehrte ganz glückſelig heim und deckte ſich mit dem Rock zu. „Wenn das Gold auch drückt,“ ſprach er, „ich will das ſchon ertragen,“ und ſchlief endlich mit dem ſüßen Vorgefühl ein, morgen als ſteinreicher Mann zu erwachen. Als er die

Augen öffnete, erhob er ſich ſchnell, um die Taſchen zu unterſuchen, aber wie erſtaunte er als er nichts herauszog als ſchwarze Kohlen, er mochte ſo oft hineingreifen als er wollte. „Noch bleibt mir das Gold, das ich die Nacht vorher gewonnen habe“ dachte er und holte es herbei, aber wie erſchrack er, als er ſah, daß es ebenfalls wieder zu Kohle geworden war. Er ſchlug ſich mit der ſchwarzbeſtäubten Hand an die Stirne, da fühlte er, daß der ganze Kopf kahl und glatt war wie der Bart. Aber ſein Mißgeſchick war noch nicht zu Ende, er merkte erſt jetzt, daß ihm zu dem Höcker auf dem Rücken noch ein zweiter ebenſo großer vorn auf der Bruſt gewachſen war. Da erkannte er die Strafe ſeiner Habgier und begann laut zu weinen. Der gute Schneider, der davon aufgeweckt ward, tröſtete den Unglücklichen ſo gut es gehen wollte und ſprach „du biſt mein Geſelle auf der Wanderſchaft geweſen, du ſollſt bei mir bleiben und mit von meinem Schatz zehren.“ Er hielt Wort, aber der arme Goldſchmied mußte ſein Lebtag die beiden Höcker tragen und ſeinen kahlen Kopf mit einer Mütze bedecken.

## 94. Die Waſſernixe

Ein Brüderchen und ein Schweſterchen ſpielten an einem Brunnen, und wie ſie ſo ſpielten, plumpten ſie beide hinein. Da war unten eine Waſſernixe, die ſprach „jetzt habe ich euch, jetzt ſollt ihr mir brav arbeiten,“ und führte ſie mit ſich fort. Dem Mädchen gab ſie verwirrten garſtigen Flachs zu ſpinnen, und es mußte Waſſer in ein hohles Faß ſchleppen, der Junge aber ſollte einen Baum mit einer ſtumpfen Axt hauen; und nichts zu eſſen bekamen ſie als ſteinharte Klöße. Da wurden zuletzt die Kinder ſo ungeduldig, daß ſie warteten, bis eines Sonntags die Nixe in der Kirche war, da entflohen ſie. Und als die Kirche vorbei war, ſah die Nixe, daß die Vögel ausgeflogen waren, und ſetzte ihnen mit großen Sprüngen nach. Die Kinder erblickten ſie aber von weitem, und das Mädchen

warf eine Bürſte hinter ſich, das gab einen großen Bürſtenberg, mit tauſend und tauſend Stacheln, über den die Nixe mit großer Mühe klettern mußte; endlich aber kam ſie doch hinüber. Wie das die Kinder ſahen, warf der Knabe einen Kamm hinter ſich, das gab einen großen Kammberg mit tauſendmal tauſend Zinken, aber die Nixe wußte ſich daran feſtzuhalten und kam zuletzt doch drüber. Da warf das Mädchen einen Spiegel hinterwärts, welches einen Spiegelberg gab, der war ſo glatt, daß ſie unmöglich drüber konnte. Da dachte ſie „ich will geſchwind nach Haus gehen und meine Axt holen und den Spiegelberg entzwei hauen." Bis ſie aber wiederkam, und das Glas aufgehauen hatte, waren die Kinder längſt weit entflohen, und die Waſſernixe mußte ſich wieder in ihren Brunnen trollen.

## 95. Fundevogel

Es war einmal ein Förſter, der ging in den Wald auf die Jagd, und wie er in den Wald kam, hörte er ſchreien, als ob's ein kleines Kind wäre. Er ging dem Schreien nach und kam endlich zu einem hohen Baum, und oben darauf ſaß ein kleines Kind. Es war aber die Mutter mit dem Kinde unter dem Baum eingeſchlafen, und ein Raubvogel hatte das Kind in ihrem Schoße geſehen: da war er hinzu geflogen, hatte es mit ſeinem Schnabel weggenommen und auf den hohen Baum geſetzt.

Der Förſter ſtieg hinauf, holte das Kind herunter und dachte „du willſt das Kind mit nach Haus nehmen und mit deinem Lenchen zuſammen aufziehn." Er brachte es alſo heim, und die zwei Kinder wuchſen miteinander auf. Das aber, das auf dem Baum gefunden worden war, und weil es ein Vogel weggetragen hatte, wurde Fundevogel geheißen. Fundevogel und Lenchen hatten ſich ſo lieb, nein ſo lieb, daß wenn eins das andere nicht ſah, ward es traurig.

Der Förſter hatte aber eine alte Köchin, die nahm eines Abends

zwei Eimer und fing an Waſſer zu ſchleppen, und ging nicht einmal ſondern vielemal hinaus an den Brunnen. Lenchen ſah es und ſprach „hör einmal, alte Sanne, was trägſt du denn ſo viel Waſſer zu?“ / „Wenn du's keinem Menſchen wieder ſagen willſt, ſo will ich dir's wohl ſagen.“ Da ſagte Lenchen nein, ſie wollte es keinem Menſchen wiederſagen, ſo ſprach die Köchin „morgen früh, wenn der Förſter auf die Jagd geht, da koche ich das Waſſer, und wenn's im Keſſel ſiedet, werfe ich den Fundevogel hinein, und will ihn darin kochen.“

Des andern Morgens in der Frühe ſtieg der Förſter auf und ging auf die Jagd, und als er weg war, lagen die Kinder noch im Bett. Da ſprach Lenchen zum Fundevogel „verläßt du mich nicht, ſo verlaß ich dich auch nicht;“ ſo ſprach der Fundevogel „nun und nimmermehr.“ Da ſprach Lenchen „ich will es dir nur ſagen, die alte Sanne ſchleppte geſtern abend ſo viel Eimer Waſſer ins Haus, da fragte ich ſie warum ſie das täte, ſo ſagte ſie, wenn ich's keinem Menſchen ſagen wollte, ſo wollte ſie es mir wohl ſagen: ſprach ich, ich wollte es gewiß keinem Menſchen ſagen: da ſagte ſie, morgen früh, wenn der Vater auf die Jagd wäre, wollte ſie den Keſſel voll Waſſer ſieden, dich hineinwerfen und kochen. Wir wollen aber geſchwind aufſteigen, uns anzuziehen und zuſammen fortgehen.“

Alſo ſtanden die beiden Kinder auf, zogen ſich geſchwind an und gingen fort. Wie nun das Waſſer im Keſſel kochte, ging die Köchin in die Schlafkammer, wollte den Fundevogel holen und ihn hineinwerfen. Aber, als ſie hineinkam und zu den Betten trat, waren die Kinder alle beide fort: da wurde ihr grauſam angſt, und ſie ſprach vor ſich „was will ich nun ſagen, wenn der Förſter heim kommt und ſieht, daß die Kinder weg ſind? Geſchwind hinten nach, daß wir ſie wieder kriegen.“

Da ſchickte die Köchin drei Knechte nach, ſie ſollten laufen und die Kinder einfangen. Die Kinder aber ſaßen vor dem Wald, und als ſie die drei Knechte von weitem laufen ſahen, ſprach Lenchen zum Fundevogel „verläßt du mich nicht, ſo verlaß ich dich auch nicht.“ So ſprach Fundevogel „nun und nimmermehr.“ Da ſagte Lenchen „werde du zum Roſenſtöckchen, und ich zum

Röschen darauf." Wie nun die drei Knechte vor den Wald kamen, so war nichts da als ein Rosenstrauch und ein Röschen oben drauf, die Kinder aber nirgends. Da sprachen sie „hier ist nichts zu machen," und gingen heim und sagten der Köchin sie hätten nichts in der Welt gesehen als nur ein Rosenstöckchen und ein Röschen oben darauf. Da schalt die alte Köchin, „ihr Einfaltspinsel, ihr hättet das Rosenstöckchen sollen entzwei schneiden und das Röschen abbrechen und mit nach Haus bringen, geschwind und tut's." Sie mußten also zum zweitenmal hinaus und suchen. Die Kinder sahen sie aber von weitem kommen, da sprach Lenchen „Fundevogel, verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht." Fundevogel sagte „nun und nimmermehr." Sprach Lenchen „so werde du eine Kirche und ich die Krone darin." Wie nun die drei Knechte dahin kamen, war nichts da als eine Kirche und eine Krone darin. Sie sprachen also zueinander „was sollen wir hier machen, laßt uns nach Hause gehen." Wie sie nach Hause kamen, fragte die Köchin, ob sie nichts gefunden hätten: so sagten sie nein, sie hätten nichts gefunden als eine Kirche, da wäre eine Krone darin gewesen. „Ihr Narren," schalt die Köchin, „warum habt ihr nicht die Kirche zerbrochen und die Krone mit heim gebracht?" Nun machte sich die alte Köchin selbst auf die Beine und ging mit den drei Knechten den Kindern nach. Die Kinder sahen aber die drei Knechte von weitem kommen, und die Köchin wackelte hinten nach. Da sprach Lenchen „Fundevogel, verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht." Da sprach der Fundevogel „nun und nimmermehr." Sprach Lenchen „werde zum Teich und ich die Ente darauf." Die Köchin kam herzu, und als sie den Teich sah, legte sie sich darüber hin und wollte ihn aussaufen. Aber die Ente kam schnell geschwommen, faßte sie mit dem Schnabel beim Kopf und zog sie ins Wasser hinein: da mußte die alte Hexe ertrinken. Da gingen die Kinder zusammen nach Haus und waren herzlich froh; und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.

# 96. Der Liebſte Roland

Es war einmal eine Frau, die war eine rechte Hexe, und hatte zwei Töchter, eine häßlich und böſe, und die liebte ſie, weil ſie ihre rechte Tochter war, und eine ſchön und gut, die haßte ſie, weil ſie ihre Stieftochter war. Zu einer Zeit hatte die Stieftochter eine ſchöne Schürze, die der andern gefiel, ſo daß ſie neidiſch war und ihrer Mutter ſagte, ſie wollte und müßte die Schürze haben. „Sei ſtill, mein Kind," ſprach die Alte, „du ſollſt ſie auch haben. Deine Stiefſchweſter hat längſt den Tod verdient, heute Nacht wenn ſie ſchläft, ſo komm ich und hau ihr den Kopf ab. Sorge nur daß du hinten ins Bett zu liegen kommſt, und ſchieb ſie recht vornen hin." Um das arme Mädchen war es geſchehen, wenn es nicht gerade in einer Ecke geſtanden und alles mit angehört hätte. Es durfte den ganzen Tag nicht zur Türe hinaus, und als Schlafenszeit gekommen war, mußte es zuerſt ins Bett ſteigen, damit ſie ſich hinten hin legen konnte; als ſie aber eingeſchlafen war, da ſchob es ſie ſachte vornen hin und nahm den Platz hinten an der Wand. In der Nacht kam die Alte geſchlichen, in der rechten Hand hielt ſie eine Axt, mit der linken fühlte ſie erſt ob auch jemand vornen lag, und dann faßte ſie die Axt mit beiden Händen, hieb und hieb ihrem eigenen Kinde den Kopf ab.

Als ſie fort gegangen war, ſtand das Mädchen auf, und ging zu ſeinem Liebſten, der Roland hieß, und klopfte an ſeine Türe. Als er herauskam, ſprach ſie zu ihm „höre, liebſter Roland, wir müſſen eilig flüchten, die Stiefmutter hat mich totſchlagen wollen, hat aber ihr eigenes Kind getroffen. Kommt der Tag und ſie ſieht was ſie getan hat, ſo ſind wir verloren." / „Aber ich rate dir," ſagte Roland„daß du erſt ihren Zauberſtab wegnimmſt, ſonſt können wir uns nicht retten, wenn ſie uns nachſetzt und verfolgt." Das Mädchen holte den Zauberſtab, und dann nahm es den toten Kopf und tröpfelte drei Blutstropfen

auf die Erde, einen vors Bett, einen in die Küche, und einen auf die Treppe. Darauf eilte es mit seinem Liebsten fort.

Als nun am Morgen die alte Hexe aufgestanden war, rief sie ihre Tochter, und wollte ihr die Schürze geben, aber sie kam nicht. Da rief sie „wo bist du?" / „Ei, hier auf der Treppe, da kehr ich," antwortete der eine Blutstropfen. Die Alte ging hinaus, sah aber niemand auf der Treppe und rief abermals „wo bist du?" / „Ei, hier in der Küche, da wärm ich mich" rief der zweite Blutstropfen. Sie ging in die Küche, aber sie fand niemand. Da rief sie noch einmal „wo bist du?" / „Ach, hier im Bette, da schlaf ich" rief der dritte Blutstropfen. Sie ging in die Kammer ans Bett. Was sah sie da? ihr eigenes Kind, das in seinem Blute schwamm, und dem sie selbst den Kopf abgehauen hatte.

Die Hexe geriet in Wut, sprang ans Fenster, und da sie weit in die Ferne schauen konnte, erblickte sie ihre Stieftochter, die mit ihrem Liebsten Roland fort eilte. „Das soll euch nichts helfen," rief sie, „wenn ihr auch schon weit weg seid, ihr entflieht mir doch nicht." Sie zog ihre Meilenstiefeln an, in welchem sie mit jedem Schritt eine Stunde machte, und es dauerte nicht lange, so hatte sie beide eingeholt. Das Mädchen aber, wie es die Alte daher schreiten sah, verwandelte mit dem Zauberstab seinen Liebsten Roland in einen See, sich selbst aber in eine Ente, die mitten auf dem See schwamm. Die Hexe stellte sich ans Ufer, warf Brotbrocken hinein und gab sich alle Mühe die Ente herbeizulocken: aber die Ente ließ sich nicht locken, und die Alte mußte abends unverrichteter Sache wieder umkehren. Darauf nahm das Mädchen mit seinem Liebsten Roland wieder die natürliche Gestalt an, und sie gingen die ganze Nacht weiter bis zu Tagesanbruch. Da verwandelte sich das Mädchen in eine schöne Blume, die mitten in einer Dornhecke stand, seinen Liebsten Roland aber in einen Geigenspieler. Nicht lange, so kam die Hexe herangeschritten und sprach zu dem Spielmann „lieber Spielmann, darf ich mir wohl die schöne Blume abbrechen?" / „O ja," antwortete er, „ich will dazu aufspielen." Als sie nun mit Hast in die Hecke kroch und die Blume brechen wollte, denn sie wußte wohl wer die Blume war, so fing er an aufzuspielen,

und, ſie mochte wollen oder nicht, ſie mußte tanzen, denn es war ein Zaubertanz. Je ſchneller er ſpielte, deſto gewaltigere Sprünge mußte ſie machen, und die Dornen riſſen ihr die Kleider vom Leibe, ſtachen ſie blutig und wund, und da er nicht aufhörte, mußte ſie ſo lange tanzen bis ſie tot liegen blieb.

Als ſie nun erlöſt waren, ſprach Roland „nun will ich zu meinem Vater gehen und die Hochzeit beſtellen." / „So will ich derweil hierbleiben," ſagte das Mädchen, „und auf dich warten, und damit mich niemand erkennt, will ich mich in einen roten Feldſtein verwandeln." Da ging Roland fort, und das Mädchen ſtand als ein roter Stein auf dem Felde und wartete auf ſeinen Liebſten. Als aber Roland heimkam, geriet er in die Fallſtricke einer andern, die es dahin brachte, daß er das Mädchen vergaß. Das arme Mädchen ſtand lange Zeit, als er aber endlich gar nicht wiederkam, ſo ward es traurig und verwandelte ſich in eine Blume und dachte „es wird ja wohl einer dahergehen und mich umtreten."

Es trug ſich aber zu, daß ein Schäfer auf dem Felde ſeine Schafe hütete und die Blume ſah, und weil ſie ſo ſchön war, ſo brach er ſie ab, nahm ſie mit ſich und legte ſie in ſeinen Kaſten. Von der Zeit ging es wunderlich in des Schäfers Hauſe zu. Wenn er morgens aufſtand, ſo war ſchon alle Arbeit getan: die Stube war gekehrt, Tiſch und Bänke abgeputzt, Feuer auf dem Herd gemacht, und Waſſer getragen; und mittags, wenn er heimkam, war der Tiſch gedeckt und ein gutes Eſſen aufgetragen. Er konnte nicht begreifen wie das zuging, denn er ſah niemals einen Menſchen in ſeinem Haus, und es konnte ſich auch niemand in der kleinen Hütte verſteckt haben. Die gute Aufwartung gefiel ihm freilich, aber zuletzt ward ihm doch angſt, ſo daß er zu einer weiſen Frau ging und ſie um Rat fragte. Die weiſe Frau ſprach „es ſteckt Zauberei dahinter; gib einmal morgens in aller Frühe acht ob ſich etwas in der Stube regt, und wenn du etwas ſiehſt, es mag ſein was es will, ſo wirf ſchnell ein weißes Tuch darüber, dann wird der Zauber gehemmt." Der Schäfer tat wie ſie geſagt hatte, und am andern Morgen, eben als der Tag anbrach, ſah er wie ſich der Kaſten auftat und die

Blume herauskam. Schnell ſprang er hinzu und warf ein weißes Tuch darüber. Alsbald war die Verwandlung vorbei, und ein ſchönes Mädchen ſtand vor ihm, das bekannte ihm, daß es die Blume geweſen wäre und ſeinen Haushalt bisher beſorgt hätte. Es erzählte ihm ſein Schickſal, und weil es ihm gefiel, fragte er ob es ihn heiraten wollte, aber es antwortete „nein," denn es wollte ſeinem Liebſten Roland, obgleich er es verlaſſen hatte, doch treu bleiben: aber es verſprach, daß es nicht weggehen, ſondern ihm fernerhin haushalten wollte.

Nun kam die Zeit heran, daß Roland Hochzeit halten ſollte: da ward nach altem Brauch im Lande bekanntgemacht, daß alle Mädchen ſich einfinden und zu Ehren des Brautpaares ſingen ſollten. Das treue Mädchen, als es davon hörte, ward ſo traurig, daß es meinte das Herz im Leibe würde ihm zerſpringen, und wollte nicht hingehen, aber die andern kamen und holten es herbei. Wenn aber die Reihe kam, daß es ſingen ſollte, ſo trat es zurück, bis es allein noch übrig war, da konnte es nicht anders. Aber wie es ſeinen Geſang anfing, und er zu Rolands Ohren kam, ſo ſprang er auf und rief „die Stimme kenne ich, das iſt die rechte Braut, eine andere begehr ich nicht." Alles, was er vergeſſen hatte und ihm aus den Sinn verſchwunden war, das war plötzlich in ſein Herz wieder heimgekommen. Da hielt das treue Mädchen Hochzeit mit ſeinem Liebſten Roland, und war ſein Leid zu Ende und fing ſeine Freude an.

## 97. Die weiße Schlange

Es iſt nun ſchon lange her, da lebte ein König, deſſen Weisheit im ganzen Lande berühmt war. Nichts blieb ihm unbekannt, und es war, als ob ihm Nachricht von den verborgenſten Dingen durch die Luft zugetragen würde. Er hatte aber eine ſeltſame Sitte. Jeden Mittag, wenn von der Tafel alles abgetragen und niemand mehr zugegen war, mußte ein vertrauter Diener noch eine Schüſſel bringen. Sie war aber

zugedeckt, und der Diener wußte selbſt nicht was darin lag, und kein Menſch wußte es, denn der König deckte ſie nicht eher auf und aß nicht davon, bis er ganz allein war. Das hatte ſchon lange Zeit gedauert, da überkam eines Tages den Diener, der die Schüſſel wieder weg trug, die Neugierde, daß er nicht widerſtehen konnte, ſondern die Schüſſel in ſeine Kammer brachte. Als er die Tür ſorgfältig verſchloſſen hatte, hob er den Deckel auf und da ſah er, daß eine weiße Schlange darin lag. Bei ihrem Anblick konnte er die Luſt nicht zurückhalten, ſie zu koſten; er ſchnitt ein Stückchen davon ab und ſteckte es in den Mund. Kaum aber hatte es ſeine Zunge berührt, ſo hörte er vor ſeinem Fenſter ein ſeltſames Gewiſper von feinen Stimmen. Er ging und horchte, da merkte er, daß es die Sperlinge waren, die miteinander ſprachen und ſich allerlei erzählten, was ſie im Felde und Walde geſehen hatten. Der Genuß der Schlange hatte ihm die Fähigkeit verliehen, die Sprache der Tiere zu verſtehen.

Nun trug es ſich zu, daß gerade an dieſem Tage der Königin ihr ſchönſter Ring fortkam und auf den vertrauten Diener, der überall Zugang hatte, der Verdacht fiel, er habe ihn geſtohlen. Der König ließ ihn vor ſich kommen und drohte ihm unter heftigen Scheltworten, wenn er bis morgen den Täter nicht zu nennen wüßte, ſo ſollte er dafür angeſehen und gerichtet werden. Es half nichts, daß er ſeine Unſchuld beteuerte, er ward mit keinem beſſern Beſcheid entlaſſen. In ſeiner Unruhe und Angſt ging er hinab auf den Hof und bedachte, wie er ſich aus ſeiner Not helfen könnte. Da ſaßen die Enten an einem fließenden Waſſer friedlich nebeneinander und ruhten, ſie putzten ſich mit ihren Schnäbeln glatt und hielten ein vertrauliches Geſpräch. Der Diener blieb ſtehen und hörte ihnen zu. Sie erzählten ſich, wo ſie heute Morgen all herumgewackelt wären und was für gutes Futter ſie gefunden hätten, da ſagte eine verdrießlich: „mir liegt etwas ſchwer im Magen, ich habe einen Ring, der unter der Königin Fenſter lag, in der Haſt mit hinunter geſchluckt.“ Da packte ſie der Diener gleich beim Kragen, trug ſie in die Küche und ſprach zum Koch: „ſchlachte doch dieſe ab, ſie iſt wohl genährt.“ / „Ja,“ ſagte der Koch, und wog ſie in der Hand, „die

hat keine Mühe gescheut sich zu mästen und schon lange darauf gewartet, gebraten zu werden." Er schnitt ihr den Hals ab, und als sie ausgenommen ward, fand sich der Ring der Königin in ihrem Magen. Der Diener konnte nun leicht vor dem Könige seine Unschuld beweisen, und da dieser sein Unrecht wieder gut machen wollte, erlaubte er ihm sich eine Gnade auszubitten und versprach ihm die größte Ehrenstelle, die er sich an seinem Hofe wünschte.

Der Diener schlug alles aus und bat nur um ein Pferd und Reisegeld, denn er hatte Lust die Welt zu sehen und eine Weile darin herumzuziehen. Als seine Bitte erfüllt war, machte er sich auf den Weg und kam eines Tages an einen Teich vorbei, wo er drei Fische bemerkte, die sich im Rohr gefangen hatten und nach Wasser schnappten. Obgleich man sagt, die Fische wären stumm, so vernahm er doch ihre Klage, daß sie so elend umkommen müßten. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so stieg er vom Pferde ab und setzte die drei Gefangenen wieder ins Wasser. Sie zappelten vor Freude, streckten die Köpfe heraus und riefen ihm zu: „wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten, daß du uns errettet hast." Er ritt weiter, und nach einem Weilchen kam es ihm vor, als hörte er zu seinen Füßen in dem Sand eine Stimme. Er horchte und vernahm, wie ein Ameisenkönig klagte: „wenn uns nur die Menschen mit den ungeschickten Tieren vom Leib blieben! da tritt mir das dumme Pferd mit seinen schweren Hufen meine Leute ohne Barmherzigkeit nieder! Er lenkte auf einen Seitenweg ein und der Ameisenkönig rief ihm zu: „wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten." Der Weg führte ihn in einen Wald und da sah er einen Rabenvater und eine Rabenmutter, die standen bei ihrem Nest und warfen ihre Jungen heraus. „Fort mit euch, ihr Galgenschwengel," riefen sie, „wir können euch nicht mehr satt machen, ihr seid groß genug, und könnt euch selbst ernähren." Die armen Jungen lagen auf der Erde, flatterten und schlugen mit ihren Fittichen und schrien: „wir hilflosen Kinder, wir sollen uns selbst ernähren und können noch nicht fliegen! was bleibt uns übrig als hier Hungers zu sterben!" Da stieg der gute Jüngling ab, tötete das

Pferd mit seinem Degen und überließ es den jungen Raben zum Futter. Die kamen herbeigehüpft, sättigten sich und riefen: „wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten."

Er mußte jetzt seine eigenen Beine gebrauchen, und als er lange Wege gegangen war, kam er in eine große Stadt. Da war großer Lärm und Gedränge in den Straßen, und kam einer zu Pferde und machte bekannt, „die Königstochter suche einen Gemahl, wer sich aber um sie bewerben wolle, der müsse eine schwere Aufgabe vollbringen, und könne er es nicht glücklich ausführen, so habe er sein Leben verwirkt." Viele hatten es schon versucht, aber vergeblich ihr Leben daran gesetzt. Der Jüngling, als er die Königstochter sah, ward er von ihrer großen Schönheit so verblendet, daß er alle Gefahren vergaß, vor den König trat und sich als Freier meldete.

Alsbald ward er hinaus ans Meer geführt und vor seinen Augen ein goldener Ring hineingeworfen. Dann hieß ihn der König diesen Ring aus dem Meeresgrund wieder hervorzuholen und fügte hinzu: „wenn du ohne ihn wieder in die Höhe kommst, so wirst du immer aufs neue hinabgestürzt, bis du in den Wellen umkommst." Alle bedauerten den schönen Jüngling und ließen ihn dann einsam am Meere zurück. Er stand am Ufer und überlegte, was er wohl tun sollte, da sah er auf einmal drei Fische daherschwimmen, und es waren keine andern, als jene, welchen er das Leben gerettet hatte. Der mittelste hielt eine Muschel im Munde, die er an den Strand zu den Füßen des Jünglings hinlegte, und als dieser sie aufhob und öffnete, so lag der Goldring darin. Voll Freude brachte er ihn dem Könige und erwartete, daß er ihm den verheißenen Lohn gewähren würde. Die stolze Königstochter aber, als sie vernahm, daß er ihr nicht ebenbürtig war, verschmähte ihn und verlangte, er sollte zuvor eine zweite Aufgabe lösen. Sie ging hinab in den Garten und streute selbst zehn Säcke voll Hirsen ins Gras. „Die muß er morgen, eh die Sonne hervorkommt, aufgelesen haben," sprach sie, „und darf kein Körnchen fehlen." Der Jüngling setzte sich in den Garten und dachte nach, wie es möglich wäre, die Aufgabe zu lösen, aber er konnte nichts ersinnen, saß da ganz

traurig und erwartete bei Anbruch des Morgens zum Tode geführt zu werden. Als aber die ersten Sonnenstrahlen in den Garten fielen, so sah er die zehn Säcke alle wohl gefüllt nebeneinander stehen, und kein Körnchen fehlte darin. Der Ameisenkönig war mit seinen tausend und tausend Ameisen in der Nacht angekommen, und die dankbaren Tiere hatten den Hirsen mit großer Emsigkeit gelesen und in die Säcke gesammelt. Die Königstochter kam selbst in den Garten herab und sah mit Verwunderung, daß der Jüngling vollbracht hatte was ihm aufgegeben war. Aber sie konnte ihr stolzes Herz noch nicht bezwingen und sprach: „hat er auch die beiden Aufgaben gelöst, so soll er doch nicht eher mein Gemahl werden, bis er mir einen Apfel vom Baume des Lebens gebracht hat." Der Jüngling wußte nicht, wo der Baum des Lebens stand, er machte sich auf und wollte immerzu gehen, solange ihn seine Beine trügen, aber er hatte keine Hoffnung ihn zu finden. Als er schon durch drei Königreiche gewandert war und abends in einen Wald kam, setzte er sich unter einen Baum und wollte schlafen: da hörte er in den Ästen ein Geräusch und ein goldener Apfel fiel in seine Hand. Zugleich flogen drei Raben zu ihm herab, setzten sich auf seine Knie und sagten: „wir sind die drei jungen Raben, die du vom Hungertod errettet hast; als wir groß geworden waren und hörten, daß du den goldenen Apfel suchtest, so sind wir über das Meer geflogen bis ans Ende der Welt, wo der Baum des Lebens steht, und haben dir den Apfel geholt. Voll Freude machte sich der Jüngling auf den Heimweg und brachte der schönen Königstochter den goldenen Apfel, der nun keine Ausrede mehr übrig blieb. Sie teilten den Apfel des Lebens und aßen ihn zusammen: da ward ihr Herz mit Liebe zu ihm erfüllt, und sie erreichten in ungestörtem Glück ein hohes Alter.

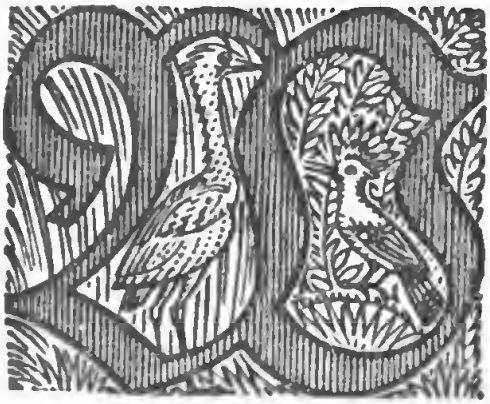
# 98. Die Scholle

ie Fiſche waren ſchon lange unzufrieden, daß keine Ordnung in ihrem Reich herrſchte. Keiner kehrte ſich an den andern, ſchwamm rechts und links, wie es ihm einfiel, fuhr zwiſchen denen durch, die zuſammenbleiben wollten, oder ſperrte ihnen den Weg, und der Stärkere gab dem Schwächeren einen Schlag mit dem Schwanz, daß er weit wegfuhr, oder er verſchlang ihn ohne weiteres. „Wie ſchön wäre es, wenn wir einen König hätten, der Recht und Gerechtigkeit bei uns übte" ſagten ſie und vereinigten ſich, den zu ihrem Herrn zu wählen, der am ſchnellſten die Fluten durchſtreichen und dem Schwachen Hilfe bringen könnte.

Sie ſtellten ſich alſo am Ufer in Reihe und Glied auf, und der Hecht gab mit dem Schwanze ein Zeichen, worauf ſie alle zuſammen aufbrachen. Wie ein Pfeil ſchoß der Hecht dahin und mit ihm der Hering, der Gründling, der Barſch, die Karpfe und wie ſie alle hießen. Auch die Scholle ſchwamm mit und hoffte das Ziel zu erreichen.

Auf einmal ertönte der Ruf „der Hering iſt vor! der Hering iſt vor."/„Wen is vör?" ſchrie verdrießlich die platte mißgünſtige Scholle, die weit zurückgeblieben war, „wen is vör?"/„Der Hering, der Hering," war die Antwort. „De nackte Hiering?" rief die Neidiſche, „de nackte Hiering?" Seit der Zeit ſteht der Scholle zur Strafe das Maul ſchief.

# 99. Rohrdommel und Wiedehopf



„Wo weidet ihr eure Herde am liebſten?“ fragte einer einen alten Kuhhirten. „Hier, Herr, wo das Gras nicht zu fett iſt und nicht zu mager; es tut ſonſt kein gut.“ / „Warum nicht?“ fragte der Herr. „Hört ihr dort von der Wieſe her den dumpfen Ruf?“ antwortete der Hirt, „das iſt der Rohrdommel, der war ſonſt ein Hirte und der Wiedehopf war es auch. Ich will euch die Geſchichte erzählen.

Der Rohrdommel hütete ſeine Herde auf fetten grünen Wieſen, wo Blumen im Überfluß ſtanden, davon wurden ſeine Kühe mutig und wild. Der Wiedehopf aber trieb das Vieh auf hohe dürre Berge, wo der Wind mit dem Sand ſpielt, und ſeine Kühe wurden mager und kamen nicht zu Kräften. Wenn es Abend war und die Hirten heimwärts trieben, konnte Rohrdommel ſeine Kühe nicht zuſammenbringen, ſie waren übermütig und ſprangen ihm davon. Er rief ‚bunt, herüm‘ (bunte Kuh, herum), doch vergebens, ſie hörten nicht auf ſeinen Ruf. Wiedehopf aber konnte ſein Vieh nicht auf die Beine bringen, ſo matt und kraftlos war es geworden. ‚Up, up, up!‘ ſchrie er, aber es half nicht, ſie blieben auf dem Sand liegen. So geht's wenn man kein Maß hält. Noch heute, wo ſie keine Herde mehr hüten, ſchreit Rohrdommel ‚bunt, herüm,‘ und der Wiedehopf ‚up, up, up!‘“

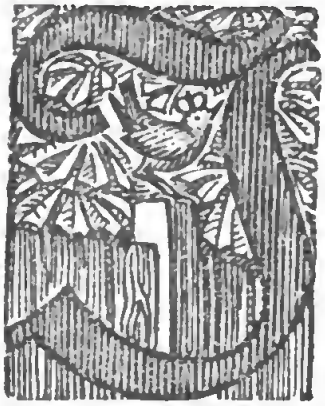
# 100. Des Herrn und des Teufels Getier

ott der Herr hatte alle Tiere erſchaffen und ſich die Wölfe zu ſeinen Hunden auserwählet: bloß der Geiß hatte er vergeſſen. Da richtete ſich der Teufel an, wollte auch ſchaffen und machte die Geiße mit ſeinen langen Schwänzen. Wenn ſie nun zur Weide gingen, blieben ſie gewöhnlich mit ihren Schwänzen in den Dornhecken hängen, da mußte der Teufel hineingehen und ſie mit vieler Mühe losknüpfen. Das verdroß ihn zuletzt, war her und biß jeder Geiß den Schwanz ab, wie noch heut des Tags an den Stümpfen zu ſehen iſt.

Nun ließ er ſie zwar allein weiden, aber es geſchah, daß Gott der Herr zuſah wie ſie bald einen fruchtbaren Baum benagten, bald die edeln Reben beſchädigten, bald andere zarte Pflanzen verderbten. Das jammerte ihn, ſo daß er aus Güte und Gnaden ſeine Wölfe dranhetzte, welche die Geiße, die da gingen, bald zerriſſen. Wie der Teufel das vernahm, trat er vor den Herrn und ſprach „dein Geſchöpf hat mir das meine zerriſſen.“ Der Herr antwortete „was hatteſt du es zu Schaden erſchaffen!“ Der Teufel ſagte „ich mußte das: gleichwie ſelbſt mein Sinn auf Schaden geht, konnte was ich erſchaffen keine andere Natur haben, und mußt mir's teuer zahlen.“/„Ich zahl dir's ſobald das Eichenlaub abfällt, dann komm, dein Geld iſt ſchon gezählt.“ Als das Eichenlaub abgefallen war, kam der Teufel und forderte ſeine Schuld. Der Herr aber ſprach „in der Kirche zu Konſtantinopel ſteht eine hohe Eiche, die hat noch alles ihr Laub.“ Mit Toben und Fluchen entwich der Teufel und wollte die Eiche ſuchen, irrte ſechs Monate in der Wüſtenei, ehe er ſie fand, und als er wiederkam, waren derweil wieder alle anderen Eichen voll grüner Blätter. Da mußte er ſeine Schuld fahren laſſen, ſtach im Zorn allen übrigen Geißen die Augen aus und ſetzte ihnen ſeine eigenen ein.

Darum haben alle Geiße Teufelsaugen und abgebiſſene Schwänze, und er nimmt gern ihre Geſtalt an.

## 101. Der Zaunkönig



In alten Zeiten da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung. Wenn der Hammer des Schmieds ertönte, ſo rief er „ſmiet mi to! ſmiet mi to!“ Wenn der Hobel des Tiſchlers ſchnarrte, ſo ſprach er „dor häſt! dor, dor häſt!“ Fing das Räderwerk der Mühle an zu klappern, ſo ſprach es „help, Herr Gott! help, Herr Gott!“ und war der Müller ein Betrüger, und ließ die Mühle an, ſo ſprach ſie hochdeutſch und fragte erſt langſam „wer iſt da? wer iſt da?“, dann antwortete ſie ſchnell „der Müller! der Müller!“ und endlich ganz geſchwind „ſtiehlt tapfer, ſtiehlt tapfer, vom Achtel drei Sechter.“

Zu dieſer Zeit hatten auch die Vögel ihre eigene Sprache, die jedermann verſtand, jetzt lautet es nur wie ein Zwitſchern, Kreiſchen und Pfeifen und bei einigen wie Muſik ohne Worte. Es kam aber den Vögeln in den Sinn, ſie wollten nicht länger ohne Herrn ſein und einen unter ſich zu ihrem König wählen. Nur einer von ihnen, der Kiebitz, war dagegen; frei hatte er gelebt und frei wollte er ſterben, und angſtvoll hin und herfliegend rief er „wo bliew ick? wo bliew ick?“ Er zog ſich zurück in einſame und unbeſuchte Sümpfe und zeigte ſich nicht wieder unter ſeinesgleichen.

Die Vögel wollten ſich nun über die Sache beſprechen, und an einem ſchönen Maimorgen kamen ſie alle aus Wäldern und Feldern zuſammen, Adler und Buchfinke, Eule und Krähe, Lerche und Sperling, was ſoll ich ſie alle nennen? ſelbſt der Kuckuck kam und der Wiedehopf, ſein Küſter, der ſo heißt, weil er ſich immer ein paar Tage früher hören läßt; auch ein ganz kleiner Vogel, der noch keinen Namen hatte, miſchte ſich unter die Schar. Das Huhn, das zufällig von der ganzen Sache nichts gehört hatte, verwunderte ſich über die große Verſammlung. „Wat,

wat, wat is den dar to don?" gackerte es, aber der Hahn beruhigte seine liebe Henne und sagte „lauter riek Lüt," erzählte ihr auch was sie vor hätten. Es ward aber beschlossen, daß der König sein sollte, der am höchsten fliegen könnte. Ein Laubfrosch, der im Gebüsche saß, rief, als er das hörte, warnend „natt, natt, natt! natt, natt, natt!", weil er meinte, es würden deshalb viel Tränen vergossen werden. Die Krähe aber sagte „Quark ok!", es sollte alles friedlich abgehen.

Es ward nun beschlossen, sie wollten gleich an diesem schönen Morgen aufsteigen, damit niemand hinterher sagen könnte „ich wäre wohl noch höher geflogen, aber der Abend kam, da konnte ich nicht mehr." Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich also die ganze Schar in die Lüfte. Der Staub stieg da von dem Felde auf, es war ein gewaltiges Sausen und Brausen und Fittichschlagen, und es sah aus als wenn eine schwarze Wolke dahinzöge. Die kleinern Vögel aber blieben bald zurück, konnten nicht weiter und fielen wieder auf die Erde. Die größern hielten's länger aus, aber keiner konnte es dem Adler gleichtun, der stieg so hoch, daß er der Sonne hätte die Augen aushacken können. Und als er sah, daß die andern nicht zu ihm herauf konnten, so dachte er „was willst du noch höher fliegen, du bist doch der König," und fing an sich wieder herabzulassen. Die Vögel unter ihm riefen ihm alle gleich zu „du mußt unser König sein, keiner ist höher geflogen als du."/„Ausgenommen ich," schrie der kleine Kerl ohne Namen, der sich in den Brustfedern des Adlers verkrochen hatte. Und da er nicht müde war, so stieg er auf und stieg so hoch, daß er Gott auf seinem Stuhle konnte sitzen sehen. Als er aber so weit gekommen war, legte er seine Flügel zusammen, sank herab und rief unten mit feiner durchdringender Stimme „König bün ick! König bün ick!"

„Du unser König?" schrien die Vögel zornig, „durch Ränke und Listen hast du es dahin gebracht." Sie machten eine andere Bedingung, der sollte ihr König sein, der am tiefsten in die Erde fallen könnte. Wie klatschte da die Gans mit ihrer breiten Brust wieder auf das Land! Wie scharrte der Hahn schnell ein Loch! Die Ente kam am schlimmsten weg, sie sprang in einen Graben,

verrenkte ſich aber die Beine und watſchelte fort zum nahen Teiche mit dem Ausruf „Pracherwerk! Pracherwerk!“ Der Kleine ohne Namen aber ſuchte ein Mäuſeloch, ſchlüpfte hinab und rief mit ſeiner feinen Stimme heraus „König bün ick! König bün ick!“

„Du unſer König?“ riefen die Vögel noch zorniger, „meinſt du deine Liſten ſollten gelten?“ Sie beſchloſſen, ihn in ſeinem Loch gefangen zu halten und auszuhungern. Die Eule ward als Wache davor geſtellt: ſie ſollte den Schelm nicht herauslaſſen, ſo lieb ihr das Leben wäre. Als es aber Abend geworden war und die Vögel von der Anſtrengung beim Fliegen große Müdigkeit empfanden, ſo gingen ſie mit Weib und Kind zu Bett. Die Eule allein blieb bei dem Mäuſeloch ſtehen und blickte mit ihren großen Augen unverwandt hinein. Indeſſen war ſie auch müde geworden und dachte „ein Auge kannſt du wohl zutun, du wachſt ja noch mit dem andern, und der kleine Böſewicht ſoll mir nicht aus ſeinem Loch heraus.“ Alſo tat ſie das eine Auge zu und ſchaute mit dem andern ſteif auf das Mäuſeloch. Der kleine Kerl guckte mit dem Kopf heraus und wollte wegwitſchen, aber die Eule trat gleich davor, und er zog den Kopf wieder zurück. Dann tat die Eule das eine Auge wieder auf und das andere zu und wollte ſo die ganze Nacht abwechſeln. Aber als ſie das eine Auge wieder zumachte, vergaß ſie das andere aufzutun, und ſobald die beiden Augen zu waren, ſchlief ſie ein. Der Kleine merkte das bald und ſchlüpfte weg.

Von der Zeit an darf ſich die Eule nicht mehr am Tage ſehen laſſen, ſonſt ſind die andern Vögel hinter ihr her und zerzauſen ihr das Fell. Sie fliegt nur zur Nachtzeit aus, haßt aber und verfolgt die Mäuſe, weil ſie ſolche böſe Löcher machen. Auch der kleine Vogel läßt ſich nicht gern ſehen, weil er fürchtet, es ginge ihm an den Kragen wenn er erwiſcht würde. Er ſchlüpft in den Zäunen herum, und wenn er ganz ſicher iſt, ruft er wohl zuweilen „König bün ick!“ und deshalb nennen ihn die andern Vögel aus Spott Zaunkönig.

Niemand aber war froher als die Lerche, daß ſie dem Zaunkönig nicht zu gehorchen brauchte. Wie ſich die Sonne blicken

läßt, ſteigt ſie in die Lüfte und ruft „ach, wo is dat ſchön! ſchön is dat! ſchön! ſchön! ach, wo is dat ſchön!“

## 102. Der Zaunkönig und der Bär

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Wald ſpazieren, da hörte der Bär ſo ſchönen Geſang von einem Vogel und ſprach „Bruder Wolf, was iſt das für ein Vogel, der ſo ſchön ſingt?“/ „Das iſt der König der Vögel,“ ſagte der Wolf, „vor dem müſſen wir uns neigen“; es war aber der Zaunkönig. „Wenn das iſt,“ ſagte der Bär, „ſo möcht ich auch gern ſeinen königlichen Palaſt ſehen, komm und führe mich hin.“/„Das geht nicht ſo, wie du meinſt,“ ſprach der Wolf, „du mußt warten bis die Frau Königin kommt.“ Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen äßen. Der Bär wäre gerne nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Ärmel und ſagte „nein, du mußt warten bis Herr und Frau Königin wieder fort ſind.“ Alſo nahmen ſie das Loch in acht, wo das Neſt ſtand, und trabten wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palaſt ſehen und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin richtig ausgeflogen: er guckte hinein und ſah fünf oder ſechs Junge, die lagen darin. „Iſt das der königliche Palaſt!“ rief der Bär, „das iſt ein erbärmlicher Palaſt! ihr ſeid auch keine Königskinder, ihr ſeid unehrliche Kinder.“ Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden ſie gewaltig bös und ſchrien „nein, das ſind wir nicht, unſere Eltern ſind ehrliche Leute; Bär, das ſoll ausgemacht werden mit dir.“ Dem Bär und dem Wolf ward angſt, ſie kehrten um und ſetzten ſich in ihre Höhlen. Die jungen Zaunkönige aber ſchrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, ſagten ſie „wir rühren kein Fliegenbeinchen an und ſollten wir verhungern, bis ihr erſt ausgemacht

habt ob wir ehrliche Kinder ſind oder nicht: der Bär iſt dage-weſen und hat uns geſcholten." Da ſagte der alte König „ſeid nur ruhig, das ſoll ausgemacht werden." Flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor ſeine Höhle und rief hinein „alter Brummbär, warum haſt du meine Kinder geſcholten? das ſoll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen." Alſo war dem Bären der Krieg angekündigt und ward alles vierfüßige Getier berufen, Ochs, Eſel, Rind, Hirſch, Reh, und was die Erde ſonſt alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles was in der Luft fliegt; nicht allein die Vögel groß und klein, ſondern auch die Mücken, Horniſſen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen ſollte, da ſchickte der Zaunkönig Kundſchafter aus, wer der kommandierende Ge-neral des Feindes wäre. Die Mücke war die Liſtigſte von allen, ſchwärmte im Wald, wo der Feind ſich verſammelte, und ſetzte ſich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole aus-gegeben wurde. Da ſtand der Bär auf, rief den Fuchs vor ſich und ſprach „Fuchs, du biſt der Schlauſte unter allem Getier, du ſollſt General ſein und uns anführen." / „Gut," ſagte der Fuchs, „aber was für Zeichen wollen wir verabreden?" Niemand wußte es. Da ſprach der Fuchs „ich habe einen ſchönen langen buſchigen Schwanz, der ſieht aus faſt wie ein roter Federbuſch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, ſo geht die Sache gut, und ihr müßt darauf losmarſchieren: laß ich ihn aber herunterhängen, ſo lauft was ihr könnt." Als die Mücke das gehört hatte, flog ſie wieder heim und verriet dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht ſollte geliefert werden, hu, da kam das vierfüßige Getier dahergerannt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit ſeiner Armee kam auch durch die Luft daher, die ſchnurrte, ſchrie und ſchwärmte, daß einem angſt und bange ward; und gingen ſie da von beiden Seiten aneinander. Der Zaunkönig aber ſchickte die Horniſſe hinab, ſie ſollte ſich dem Fuchs unter den Schwanz ſetzen und aus Leibeskräften ſtechen. Wie nun der Fuchs den erſten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug er's

und hielt den Schwanz noch in die Höhe: beim zweiten Stich mußt er ihn einen Augenblick herunterlaſſen: beim dritten aber konnte er ſich nicht mehr halten, ſchrie und nahm den Schwanz zwiſchen die Beine. Wie das die Tiere ſahen, meinten ſie alles wäre verloren und fingen an zu laufen, jeder in ſeine Höhle: und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen „Kinder, ſeid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzensluſt, wir haben den Krieg gewonnen." Die jungen Zaunkönige aber ſagten „noch eſſen wir nicht, der Bär ſoll erſt vors Neſt kommen und Abbitte tun und ſoll ſagen, daß wir ehrliche Kinder ſind." Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief „Brummbär, du ſollſt vor das Neſt zu meinen Kindern gehen und Abbitte tun und ſagen, daß ſie ehrliche Kinder ſind, ſonſt ſollen dir die Rippen im Leibe zertreten werden." Da kroch der Bär in größter Angſt hin und tat Abbitte. Jetzt waren die jungen Zaunkönige erſt zufrieden, ſetzten ſich zuſammen, aßen und tranken und machten ſich luſtig bis in die ſpäte Nacht hinein.

## 103. Der Hund und der Sperling

Ein Schäferhund hatte keinen guten Herrn, ſondern einen, der ihn Hunger leiden ließ. Wie er's nicht länger bei ihm aushalten konnte, ging er ganz traurig fort. Auf der Straße begegnete ihm ein Sperling, der ſprach „Bruder Hund, warum biſt du ſo traurig?" Antwortete der Hund „ich bin hungrig und habe nichts zu freſſen." Da ſprach der Sperling „lieber Bruder, komm mit mir in die Stadt, ſo will ich dich ſattmachen." Alſo gingen ſie zuſammen in die Stadt, und als ſie vor einen Fleiſcherladen kamen, ſprach der Sperling zum Hunde „da bleib ſtehen, ich will dir ein Stück Fleiſch herunterpicken," ſetzte ſich auf den Laden, ſchaute ſich um, ob ihn auch niemand bemerkte, und pickte, zog und zerrte ſo lang an einem Stück, das am Rande lag, bis es herunter rutſchte. Da packte

es der Hund, lief in eine Ecke und fraß es auf. Sprach der Sperling „nun komm mit zu einem andern Laden, da will ich dir noch ein Stück herunterholen, damit du satt wirst." Als der Hund auch das zweite Stück gefressen hatte, fragte der Sperling „Bruder Hund, bist du nun satt?" / „Ja, Fleisch bin ich satt," antwortete er, „aber ich habe noch kein Brot gekriegt." Sprach der Sperling „das sollst du auch haben, komm nur mit." Da führte er ihn an einen Bäckerladen und pickte an ein paar Brötchen, bis sie herunter rollten, und als der Hund noch mehr wollte, führte er ihn zu einem andern und holte ihm noch einmal Brot herab. Wie das verzehrt war, sprach der Sperling „Bruder Hund, bist du nun satt?" / „Ja," antwortete er, „nun wollen wir ein bißchen vor die Stadt gehen."

Da gingen sie beide hinaus auf die Landstraße. Es war aber warmes Wetter, und als sie ein Eckchen gegangen waren, sprach der Hund „ich bin müde und möchte gerne schlafen." / „Ja, schlaf nur," antwortete der Sperling, „ich will mich derweil auf einen Zweig setzen." Der Hund legte sich also auf die Straße und schlief fest ein. Während er da lag und schlief, kam ein Fuhrmann herangefahren, der hatte einen Wagen mit drei Pferden und hatte zwei Fässer Wein geladen. Der Sperling aber sah, daß er nicht ausbiegen wollte, sondern in der Fahrgleise blieb, in welcher der Hund lag, da rief er „Fuhrmann, tu's nicht, oder ich mache dich arm." Der Fuhrmann aber brummte vor sich „du wirst mich nicht arm machen", knallte mit der Peitsche und trieb den Wagen über den Hund, daß ihn die Räder tot fuhren. Da rief der Sperling „du hast mir meinen Bruder Hund tot gefahren, das soll dich Karre und Gaul kosten."/ „Ja, Karre und Gaul," sagte der Fuhrmann, „was könntest du mir schaden!" und fuhr weiter. Da kroch der Sperling unter das Wagentuch und pickte an dem einen Spundloch so lange, bis er den Spund losbrachte: da lief der ganze Wein heraus, ohne daß es der Fuhrmann merkte. Und als er einmal hinter sich blickte, sah er, daß der Wagen tröpfelte, untersuchte die Fässer und fand, daß eins leer war. „Ach, ich armer Mann!" rief er. „Noch nicht arm genug," sprach der Sperling und flog dem einen

Pferd auf den Kopf und pickte ihm die Augen aus. Als der Fuhrmann das sah, zog er seine Hacke heraus und wollte den Sperling treffen, aber der Sperling flog in die Höhe, und der Fuhrmann traf seinen Gaul auf den Kopf, daß er tot hinfiel. „Ach ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug,“ sprach der Sperling, und als der Fuhrmann mit den zwei Pferden weiterfuhr, kroch der Sperling wieder unter das Tuch und pickte den Spund auch am zweiten Faß los, daß aller Wein herausschwankte. Als es der Fuhrmann gewahr wurde, rief er wieder „ach, ich armer Mann!“ aber der Sperling antwortete „noch nicht arm genug,“ setzte sich dem zweiten Pferd auf den Kopf und pickte ihm die Augen aus. Der Fuhrmann lief herbei und holte mit seiner Hacke aus, aber der Sperling flog in die Höhe: da traf der Schlag das Pferd, daß es hinfiel. „Ach, ich armer Mann!“ / „Noch nicht arm genug,“ sprach der Sperling, setzte sich auch dem dritten Pferd auf den Kopf und pickte ihm nach den Augen. Der Fuhrmann schlug in seinem Zorn, ohne umzusehen, auf den Sperling los, traf ihn aber nicht, sondern schlug auch sein drittes Pferd tot. „Ach, ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug,“ antwortete der Sperling, „jetzt will ich dich daheim arm machen,“ und flog fort.

Der Fuhrmann mußte den Wagen stehen lassen und ging voll Zorn und Ärger heim. „Ach,“ sprach er zu seiner Frau, „was hab ich Unglück gehabt! der Wein ist ausgelaufen, und die Pferde sind alle drei tot.“ / „Ach, Mann,“ antwortete sie, „was für ein böser Vogel ist ins Haus gekommen! er hat alle Vögel auf der Welt zusammengebracht, und die sind droben über unsern Weizen hergefallen und fressen ihn auf.“ Da stieg er hinauf, und tausend und tausend Vögel saßen auf dem Boden und hatten den Weizen aufgefressen, und der Sperling saß mitten darunter. Da rief der Fuhrmann „ach, ich armer Mann!“ / „Noch nicht arm genug,“ antwortete der Sperling, „Fuhrmann, es kostet dir noch dein Leben,“ und flog hinaus.

Da hatte der Fuhrmann all sein Gut verloren, ging hinab in die Stube, setzte sich hinter den Ofen und war ganz bös und giftig. Der Sperling aber saß draußen vor dem Fenster und

rief „Fuhrmann, es koſtet dir dein Leben.“ Da griff der Fuhrmann die Hacke und warf ſie nach dem Sperling: aber er ſchlug nur die Fenſterſcheiben entzwei und traf den Vogel nicht. Der Sperling hüpfte nun herein, ſetzte ſich auf den Ofen und rief „Fuhrmann, es koſtet dir dein Leben.“ Dieſer, ganz toll und blind vor Wut, ſchlägt den Ofen entzwei, und ſo fort, wie der Sperling von einem Ort zum andern fliegt, ſein ganzes Hausgerät, Spieglein, Bänke, Tiſch, und zuletzt die Wände ſeines Hauſes, und kann ihn nicht treffen. Endlich aber erwiſchte er ihn doch mit der Hand. Da ſprach ſeine Frau „ſoll ich ihn totſchlagen?“ / „Nein,“ rief er, „das wäre zu gelind, der ſoll viel mörderlicher ſterben, ich will ihn verſchlingen, und nimmt ihn und verſchlingt ihn auf einmal. Der Sperling aber fängt an in ſeinem Leibe zu flattern, flattert wieder herauf, dem Mann in den Mund: da ſtreckte er den Kopf heraus und ruft „Fuhrmann, es koſtet dir doch dein Leben.“ Der Fuhrmann reicht ſeiner Frau die Hacke und ſpricht „Frau, ſchlag mir den Vogel im Munde tot.“ Die Frau ſchlägt zu, ſchlägt aber fehl und ſchlägt dem Fuhrmann gerade auf den Kopf, ſo daß er tot hinfällt. Der Sperling aber fliegt auf und davon.

## 104. Der Sperling und ſeine vier Kinder

Ein Sperling hatte vier Junge in einem Schwalbenneſt. Wie ſie nun flügge ſind, ſtoßen böſe Buben das Neſte ein, ſie kommen aber alle glücklich in Windbraus davon. Nun iſt dem Alten leid, weil ſeine Söhne in die Welt kommen, daß er ſie nicht vor allerlei Gefahren erſt verwarnet und ihnen gute Lehren fürgeſagt habe.

Aufn Herbſt kommen in einem Weizenacker viel Sperlinge zuſammen, allda trifft der Alte ſeine vier Jungen an, die führt er voll Freuden mit ſich heim. „Ach, meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorge gemacht, dieweil ihr ohne meine Lehre in Winde kamet; hört meine Worte und folget

eurem Vater und ſehet euch wohl vor: kleine Vöglein haben große Gefährlichkeit auszuſtehen!" darauf fragte er den ältern, wo er ſich den Sommer über aufgehalten und wie er ſich ernähret hätte. „Ich habe mich in den Gärten gehalten, Räuplein und Würmlein geſucht, bis die Kirſchen reif wurden." / „Ach, mein Sohn," ſagte der Vater, „die Schnabelweid iſt nicht bös, aber es iſt große Gefahr dabei, darum habe fortan deiner wohl acht und ſonderlich wenn Leut in Gärten umhergehn, die lange grüne Stangen tragen, die inwendig hohl ſind und oben ein Löchlein haben."/„Ja, mein Vater, wenn dann ein grün Blättlein aufs Löchlein mit Wachs geklebt wäre?" ſpricht der Sohn. „Wo haſt du das geſehen?"/„In eines Kaufmanns Garten" ſagt der Junge. „O mein Sohn," ſpricht der Vater, „Kaufleut, geſchwinde Leut! biſt du um die Weltkinder geweſen, ſo haſt du Weltgeſchmeidigkeit genug gelernt, ſiehe und brauch's nur recht wohl und trau dir nicht zuviel."

Darauf befragt er den andern „wo haſt du dein Weſen gehabt?"/ „Zu Hofe" ſpricht der Sohn. „Sperling und alberne Vöglein dienen nicht an dieſem Ort, da viel Gold, Sammet, Seiden, Wehr, Harniſch, Sperber, Kautzen und Blaufüß ſind, halt dich zum Roßſtall, da man den Hafer ſchwingt, oder wo man driſchet, ſo kann dir's Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein beſcheren."/„Ja, Vater," ſagte dieſer Sohn, „wenn aber die Stalljungen Hebritzen machen und ihre Maſchen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibt auch mancher behenken."/„Wo haſt du das geſehen?" ſagte der Alte. „Zu Hof, beim Roßbuben."/ „O, mein Sohn, Hofbuben, böſe Buben! biſt du zu Hof und um die Herren geweſen und haſt keine Federn da gelaſſen, ſo haſt du ziemlich gelernet und wirſt dich in der Welt wohl wiſſen auszureißen, doch ſiehe dich um und auf; die Wölfe freſſen auch oft die geſcheiten Hündlein."

Der Vater nimmt den dritten auch vor ſich, „wo haſt du dein Heil verſucht?"/„Auf den Fahrwegen und Landſtraßen hab ich Kübel und Seil eingeworfen und da bisweilen ein Körnlein oder Gräuplein angetroffen."/„Dies iſt ja," ſagt der Vater, „eine feine Nahrung, aber merk gleichwohl auf die Schanz und

ſiehe fleißig auf, ſonderlich wenn ſich einer bücket und einen Stein aufheben will, da iſt dir nicht lang zu bleiben."/„Wahr iſt's," ſagt der Sohn, „wenn aber einer zuvor einen Wand- oder Handſtein im Buſen oder in der Taſche trüge?"/„Wo haſt du dies geſehen?"/„Bei den Bergleuten, lieber Vater, wenn ſie ausfahren, führen ſie gemeinlich Handſteine bei ſich."/„Bergleut, Werkleut, anſchlägige Leut! biſt du um Bergburſchen geweſen, ſo haſt du etwas geſehen und erfahren.

Fahr hin und nimm deiner Sachen gleichwohl gut acht,
Bergbuben haben manchen Sperling mit Kobold umbracht."

Endlich kommt der Vater an den jüngſten Sohn, „du mein liebes Gackenneſtle, du warſt allzeit der allerbeſt und ſchwächeſt, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böſer Vögel, die krumme Schnäbel und lange Krallen haben und nur auf arme Vöglein lauern und ſie verſchlucken: halt dich zu deinesgleichen und lies die Spinnlein und Räuplein von den Bäumen oder Häuslein, ſo bleibſt du lang zufrieden."/„Du, mein lieber Vater, wer ſich nährt ohn andrer Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Sperber, Habicht, Aar oder Weih wird ihm nicht ſchaden, wenn er zumal ſich und ſeine ehrliche Nahrung dem lieben Gott all Abend und Morgen treulich befiehlt, welcher aller Wald- und Dorfvöglein Schöpfer und Erhalter iſt, der auch der jungen Räblein Geſchrei und Gebet höret, denn ohne ſeinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneekünglein auf die Erde."/„Wo haſt du dies gelernt?" Antwortet der Sohn „wie mich der große Windbraus von dir wegriß, kam ich in eine Kirche, da las ich im Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenſtern ab und hörte die Sprüch predigen, da hat mich der Vater aller Sperlinge den Sommer über ernährt und behütet vor allem Unglück und grimmigen Vögeln."/„Traun! mein lieber Sohn, fleuchſt du in die Kirchen und hilfeſt Spinnen und die ſummenden Fliegen aufräumen und zirpſt zu Gott wie die jungen Räblein und befiehlſt dich dem ewigen Schöpfer, ſo wirſt du wohl bleiben und wenn die ganze Welt voll wilder tückiſcher Vögel wäre.

Denn wer dem Herrn befiehlt ſeine Sach,
Schweigt, leidet, wartet, betet, braucht Glimpf, tut gemach,

Bewahrt Glaub und gut Gewiſſen rein,
Dem will Gott Schutz und Helfer ſein."

## 105. Der Fuchs und das Pferd

Es hatte ein Bauer ein treues Pferd, das war alt geworden und konnte keine Dienſte mehr tun, da wollte ihm ſein Herr nichts mehr zu freſſen geben und ſprach „brauchen kann ich dich freilich nicht mehr, indes mein ich es gut mit dir, zeigſt du dich noch ſo ſtark, daß du mir einen Löwen hierher bringſt, ſo will ich dich behalten, jetzt aber mach dich fort aus meinem Stall," und jagte es damit ins weite Feld. Das Pferd war traurig und ging nach dem Wald zu, dort ein wenig Schutz vor dem Wetter zu ſuchen. Da begegnete ihm der Fuchs und ſprach „was hängſt du ſo den Kopf und gehſt ſo einſam herum?"/„Ach," antwortete das Pferd, „Geiz und Treue wohnen nicht beiſammen in einem Haus: mein Herr hat vergeſſen was ich ihm für Dienſte in ſo vielen Jahren geleiſtet habe, und weil ich nicht mehr recht ackern kann, will er mir kein Futter mehr geben und hat mich fortgejagt."/„Ohne allen Troſt?" fragte der Fuchs. „Der Troſt war ſchlecht, er hat geſagt, wenn ich noch ſo ſtark wäre, daß ich ihm einen Löwen brächte, wollt er mich behalten, aber er weiß wohl, daß ich das nicht vermag." Der Fuchs ſprach „da will ich dir helfen, leg dich nur hin, ſtrecke dich aus und rege dich nicht, als wärſt du tot." Das Pferd tat was der Fuchs verlangte, der Fuchs aber ging zum Löwen, der ſeine Höhle nicht weit davon hatte und ſprach „da draußen liegt ein totes Pferd, komm doch mit hinaus, da kannſt du eine fette Mahlzeit halten." Der Löwe ging mit und wie ſie bei dem Pferd ſtanden, ſprach der Fuchs „hier haſt du's doch nicht nach deiner Gemächlichkeit, weißt du was? ich will's mit dem Schweif an dich binden, ſo kannſt du's in deine Höhle ziehen und in aller Ruhe verzehren." Dem Löwen gefiel der Rat, er ſtellte ſich hin und damit ihm der Fuchs das Pferd feſtknüpfen könnte, hielt er

ganz still. Der Fuchs aber band mit des Pferdes Schweif dem Löwen die Beine zusammen und drehte und schnürte alles so wohl und stark, daß es mit keiner Kraft zu zerreißen war. Als er nun sein Werk vollendet hatte, klopfte er dem Pferd auf die Schulter und sprach „zieh, Schimmel, zieh." Da sprang das Pferd mit einmal auf und zog den Löwen mit sich fort. Der Löwe fing an zu brüllen, daß die Vögel in dem ganzen Wald vor Schrecken aufflogen, aber das Pferd ließ ihn brüllen, zog und schleppte ihn über das Feld vor seines Herrn Tür. Wie der Herr das sah, besann er sich eines bessern und sprach zu dem Pferd „du sollst bei mir bleiben und es gut haben," und gab ihm satt zu fressen bis es starb.

## 106. Der alte Sultan

Es hatte ein Bauer einen treuen Hund, der Sultan hieß, der war alt geworden und hatte alle Zähne verloren, so daß er nichts mehr fest packen konnte. Zu einer Zeit stand der Bauer mit seiner Frau vor der Haustüre und sprach „den alten Sultan schieß ich morgen tot, der ist zu nichts mehr nütze." Die Frau, die Mitleid mit dem treuen Tiere hatte, antwortete „da er uns so lange Jahre gedient hat und ehrlich bei uns gehalten, so könnten wir ihm wohl das Gnadenbrot geben." / „Ei was," sagte der Mann, „du bist nicht recht gescheit: er hat keinen Zahn mehr im Maul, und kein Dieb fürchtet sich vor ihm, er kann jetzt abgehen. Hat er uns gedient, so hat er sein gutes Fressen dafür gekriegt."

Der arme Hund, der nicht weit davon in der Sonne ausgestreckt lag, hatte alles mit angehört und war traurig, daß morgen sein letzter Tag sein sollte. Er hatte einen guten Freund, das war der Wolf, zu dem schlich er abends hinaus in den Wald und klagte über das Schicksal, das ihm bevorstände. „Höre, Gevatter," sagte der Wolf, „sei gutes Mutes, ich will dir aus deiner Not helfen. Ich habe etwas ausgedacht. Morgen in aller

Frühe geht dein Herr mit ſeiner Frau ins Heu, und ſie nehmen ihr kleines Kind mit, weil niemand im Hauſe zurückbleibt. Sie pflegen das Kind während der Arbeit hinter die Hecke in den Schatten zu legen: lege dich daneben, gleich als wollteſt du es bewachen. Ich will dann aus dem Walde herauskommen und das Kind rauben: du mußt mir eifrig nachſpringen, als wollteſt du mir es wieder abjagen. Ich laſſe es fallen, und du bringſt es den Eltern wieder zurück, die glauben dann, du hätteſt es gerettet und ſind viel zu dankbar als daß ſie dir ein Leid antun ſollten: im Gegenteil, du kommſt in völlige Gnade, und ſie werden es dir an nichts mehr fehlen laſſen."

Der Anſchlag gefiel dem Hund, und wie er ausgedacht war, ſo ward er auch ausgeführt. Der Vater ſchrie, als er den Wolf mit ſeinem Kinde durchs Feld laufen ſah, als es aber der alte Sultan zurückbrachte, da war er froh, ſtreichelte ihn und ſagte „dir ſoll kein Härchen gekrümmt werden, du ſollſt das Gnadenbrot eſſen, ſo lange du lebſt." Zu ſeiner Frau aber ſprach er „geh gleich heim und koche dem alten Sultan einen Weckbrei, den braucht er nicht zu beißen, und bring das Kopfkiſſen aus meinem Bette, das ſchenk ich ihm zu ſeinem Lager." Von nun an hatte es der alte Sultan ſo gut, als er ſich's nur wünſchen konnte. Bald hernach beſuchte ihn der Wolf und freute ſich, daß alles ſo wohl gelungen war. „Aber Gevatter," ſagte er, „du wirſt doch ein Auge zudrücken, wenn ich bei Gelegenheit deinem Herrn ein fettes Schaf weghole. Es wird einem heutzutage ſchwer ſich durchzuſchlagen." / „Darauf rechne nicht," antwortete der Hund, „meinem Herrn bleib ich treu, das darf ich nicht zugeben." Der Wolf meinte das wäre nicht im Ernſte geſprochen, kam in der Nacht herangeſchlichen und wollte ſich das Schaf holen. Aber der Bauer, dem der treue Sultan das Vorhaben des Wolfes verraten hatte, paßte ihm auf und kämmte ihm mit dem Dreſchflegel garſtig die Haare. Der Wolf mußte ausreißen, ſchrie aber dem Hund zu „wart, du ſchlechter Geſelle, dafür ſollſt du büßen."

Am andern Morgen ſchickte der Wolf das Schwein und ließ den Hund hinaus in den Wald fordern, da wollten ſie ihre

Sache ausmachen. Der alte Sultan konnte keinen Beistand finden als eine Katze, die nur drei Beine hatte, und als sie zusammen hinausgingen, humpelte die arme Katze daher und streckte zugleich vor Schmerz den Schwanz in die Höhe. Der Wolf und sein Beistand waren schon an Ort und Stelle, als sie aber ihren Gegner daherkommen sahen, meinten sie, er führte einen Säbel mit sich, weil sie den aufgerichteten Schwanz der Katze dafür ansahen. Und wenn das arme Tier so auf drei Beinen hüpfte, dachten sie nicht anders als es höbe jedesmal einen Stein auf und wollte damit auf sie werfen. Da ward ihnen beiden angst: das wilde Schwein verkroch sich ins Laub, und der Wolf sprang auf einen Baum. Der Hund und die Katze, als sie herankamen, wunderten sich, daß sich niemand sehen ließ. Das wilde Schwein aber hatte sich im Laub nicht ganz verstecken können, sondern die Ohren ragten noch heraus. Während die Katze sich bedächtig umschaute, zwinste das Schwein mit den Ohren: die Katze, welche meinte es regte sich da eine Maus, sprang darauf zu und biß herzhaft hinein. Da erhob sich das Schwein mit großem Geschrei, lief fort und rief „dort auf dem Baum da sitzt der Schuldige." Der Hund und die Katze schauten hinauf und erblickten den Wolf, der schämte sich, daß er sich so furchtsam gezeigt hatte und nahm von dem Hund den Frieden an.

## 107. Die Bremer Stadtmusikanten

Es hatte ein Mann einen Esel, der schon lange Jahre die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da dachte der Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen: dort, meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen

hat. „Nun, was jappſt du ſo, Packan?“ fragte der Eſel. „Ach,“ ſagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag ſchwächer werde, auch auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen totſchlagen, da hab ich Reißaus genommen; aber womit ſoll ich nun mein Brot verdienen?“ / „Weißt du was,“ ſprach der Eſel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmuſikant, geh mit und laß dich auch bei der Muſik annehmen. Ich ſpiele die Laute, und du ſchlägſt die Pauken.“ Der Hund war's zufrieden, und ſie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, ſo ſaß da eine Katze an dem Weg und machte ein Geſicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was iſt dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?“ ſprach der Eſel. „Wer kann da luſtig ſein, wenn's einem an den Kragen geht,“ antwortete die Katze, „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne ſtumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen ſitze und ſpinne, als nach Mäuſen herumjage, hat mich meine Frau erſäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun iſt guter Rat teuer: wo ſoll ich hin?“ / „Geh mit uns nach Bremen, du verſtehſt dich doch auf die Nachtmuſik, da kannſt du ein Stadtmuſikant werden.“ Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da ſaß auf dem Tor der Hahn und ſchrie aus Leibeskräften. „Du ſchreiſt einem durch Mark und Bein,“ ſprach der Eſel, „was haſt du vor?“ / „Da hab ich gut Wetter prophezeit,“ ſprach der Hahn, „weil unſerer lieben Frauen Tag iſt, wo ſie dem Chriſtkindlein die Hemdchen gewaſchen hat und ſie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntag Gäſte kommen, ſo hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin geſagt, ſie wollte mich morgen in der Suppe eſſen, und da ſoll ich mir heut Abend den Kopf abſchneiden laſſen. Nun ſchrei ich aus vollem Hals, ſo lang ich noch kann.“ / „Ei was, du Rotkopf,“ ſagte der Eſel, „zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Beſſeres als den Tod findeſt du überall; du haſt eine gute Stimme, und wenn wir zuſammen muſizieren, ſo muß es eine Art haben.“ Der Hahn ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und ſie gingen alle viere zuſammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze machte sich in die Äste, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da deuchte ihm er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel „so müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." Der Hund meinte ein paar Knochen und etwas Fleisch daran täten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend wo das Licht war und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der Größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe?" antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein." / „Das wäre was für uns," sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!" sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber hinaus zu jagen und fanden endlich ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Schrei in die Höhe, meinten nicht anders als ein Gespenst käme herein und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht

aus und ſuchten ſich eine Schlafſtätte, jeder nach ſeiner Natur und Bequemlichkeit. Der Eſel legte ſich auf den Miſt, der Hund hinter die Türe, die Katze auf den Herd bei die warme Aſche, und der Hahn ſetzte ſich auf den Hahnenbalken: und weil ſie müde waren von ihrem langen Weg, ſchliefen ſie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem ſahen, daß kein Licht mehr im Haus brannte, auch alles ruhig ſchien, ſprach der Hauptmann „wir hätten uns doch nicht ſollen ins Bockshorn jagen laſſen," und hieß einen hingehen und das Haus unterſuchen. Der Abgeſchickte fand alles ſtill, ging in die Küche, ein Licht anzuzünden, und weil er die glühenden feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen anſah, hielt er ein Schwefelhölzchen daran, daß es Feuer fangen ſollte. Aber die Katze verſtand keinen Spaß, ſprang ihm ins Geſicht, ſpie und kratzte. Da erſchrak er gewaltig, lief und wollte zur Hintertür hinaus, aber der Hund, der da lag, ſprang auf und biß ihn ins Bein: und als er über den Hof an dem Miſte vorbeirannte, gab ihm der Eſel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab „kikeriki!" Da lief der Räuber, was er konnte, zu ſeinem Hauptmann zurück und ſprach „ach, in dem Haus ſitzt eine greuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Geſicht zerkratzt: und vor der Türe ſteht ein Mann mit einem Meſſer, der hat mich ins Bein geſtochen: und auf dem Hof liegt ein ſchwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeſchlagen: und oben auf dem Dache, da ſitzt der Richter, der rief bringt mir den Schelm her. Da machte ich daß ich fortkam." Von nun an getrauten ſich die Räuber nicht weiter in das Haus, den vier Bremer Muſikanten gefiel's aber ſo wohl darin, daß ſie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem iſt der Mund noch warm.

# 108. Der Wolf und der Fuchs

Der Wolf hatte den Fuchs bei ſich, und was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs tun, weil er der Schwächſte war, und der Fuchs wäre gern des Herrn los geweſen. Es trug ſich zu, daß ſie beide durch den Wald gingen, da ſprach der Wolf „Rotfuchs, ſchaff mir was zu freſſen, oder ich freſſe dich ſelber auf.“ Da antwortete der Fuchs „ich weiß einen Bauernhof, wo ein paar junge Lämmlein ſind, haſt du Luſt, ſo wollen wir eins holen.“ Dem Wolf war das recht, ſie gingen hin, und der Fuchs ſtahl das Lämmlein, brachte es dem Wolf und machte ſich fort. Da fraß es der Wolf auf, war aber damit noch nicht zufrieden, ſondern wollte das andere dazu haben und ging es zu holen. Weil er es aber ſo ungeſchickt machte, ward es die Mutter vom Lämmlein gewahr und fing an entſetzlich zu ſchreien und zu bläen, daß die Bauern herbeigelaufen kamen. Da fanden ſie den Wolf und ſchlugen ihn ſo erbärmlich, daß er hinkend und heulend bei dem Fuchs ankam. „Du haſt mich ſchön angeführt,“ ſprach er, „ich wollte das andere Lamm holen, da haben mich die Bauern erwiſcht und haben mich weich geſchlagen.“ Der Fuchs antwortete „warum biſt du ſo ein Nimmerſatt.“

Am andern Tag gingen ſie wieder ins Feld, ſprach der gierige Wolf abermals „Rotfuchs, ſchaff mir was zu freſſen, oder ich freſſe dich ſelber auf.“ Da antwortete der Fuchs „ich weiß ein Bauernhaus, da backt die Frau heut Abend Pfannkuchen, wir wollen uns davon holen.“ Sie gingen hin, und der Fuchs ſchlich ums Haus herum, guckte und ſchnupperte ſo lange, bis er ausfindig machte wo die Schüſſel ſtand, zog dann ſechs Pfannkuchen herab und brachte ſie dem Wolf. „Da haſt du zu freſſen,“ ſprach er zu ihm und ging ſeiner Wege. Der Wolf hatte die Pfannkuchen in einem Augenblick hinuntergeſchluckt und ſprach „ſie ſchmecken nach mehr,“ ging hin und riß geradezu die ganze

Schüſſel herunter, daß ſie in Stücke zerſprang. Das gab einen gewaltigen Lärm, daß die Frau herauskam, und als ſie den Wolf ſah, rief ſie die Leute, die eilten herbei und ſchlugen ihn was Zeug halten wollte, daß er mit zwei lahmen Beinen laut heulend zum Fuchs in den Wald hinaus kam. „Was haſt du mich garſtig angeführt!“ rief er, „die Bauern haben mich erwiſcht und mir die Haut gegerbt.“ Der Fuchs aber antwortete „warum biſt du ſo ein Nimmerſatt.“

Am dritten Tage als ſie beiſammen draußen waren und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, ſprach er doch wieder „Rotfuchs, ſchaff mir was zu freſſen, oder ich freſſe dich ſelber auf.“ Der Fuchs antwortete „ich weiß einen Mann, der hat geſchlachtet, und das geſalzene Fleiſch liegt in einem Faß im Keller, das wollen wir holen.“ Sprach der Wolf „aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfſt, wenn ich nicht fort kann.“ / „Meinetwegen,“ ſagte der Fuchs und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen ſie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleiſch im Überfluß, und der Wolf machte ſich gleich daran und dachte „bis ich aufhöre, hat's Zeit.“ Der Fuchs ließ ſich's auch gut ſchmecken, blickte überall herum, lief aber oft zu dem Loch, durch welches ſie gekommen waren und verſuchte ob ſein Leib noch ſchmal genug wäre durchzuſchlüpfen. Sprach der Wolf „lieber Fuchs, ſag mir, warum rennſt du ſo hin und her und ſpringſt hinaus und herein?“ / „Ich muß doch ſehen, ob niemand kommt,“ antwortete der Liſtige, „friß nur nicht zuviel.“ Da ſagte der Wolf „ich gehe nicht eher fort, als bis das Faß leer iſt.“ Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchſes Sprüngen gehört hatte, in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn ſah, war mit einem Satz zum Loch draußen: der Wolf wollte nach, aber er hatte ſich ſo dick gefreſſen, daß er nicht mehr durch konnte, ſondern ſtecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel und ſchlug ihn tot. Der Fuchs aber ſprang in den Wald und war froh, daß er den alten Nimmerſatt los war.

# 109. Der Wolf und der Mensch

er Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen, kein Tier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf „wenn ich nur einmal einen Menschen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen." / „Dazu kann ich dir helfen," sprach der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen." Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn heraus auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?" fragte der Wolf. „Nein," antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen." Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?" / „Nein, das will erst einer werden." Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf „siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen." Der Wolf ging nun auf den Menschen los, der Jäger, als er ihn erblickte, sprach „es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe," legte an und schoß dem Wolf das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts: da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger zu Leibe: da zog dieser seinen blanken Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er, über und über blutend, mit Geheul zu dem Fuchs zurücklief. „Nun, Bruder Wolf," sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?" / „Ach," antwortete der Wolf, „so hab ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt, erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt: danach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase,

wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinah tot wäre liegen geblieben." / „Siehst du," sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist: du wirfst das Beil so weit, daß du's nicht wieder holen kannst."

## 110. Der Fuchs und die Frau Gevatterin

Die Wölfin brachte ein Junges zur Welt und ließ den Fuchs zu Gevatter einladen. „Er ist doch nahe mit uns verwandt," sprach sie, „hat einen guten Verstand und viel Geschicklichkeit, er kann mein Söhnlein unterrichten und ihm in der Welt forthelfen." Der Fuchs erschien auch ganz ehrbar und sprach „liebwerte Frau Gevatterin, ich danke Euch für die Ehre, die Ihr mir erzeigt, ich will mich aber auch so halten, daß Ihr Eure Freude daran haben sollt." Bei dem Fest ließ er sich's schmecken und machte sich ganz lustig, hernach sagte er „liebe Frau Gevatterin, es ist unsere Pflicht, für das Kindlein zu sorgen, Ihr müßt gute Nahrung haben, damit es auch zu Kräften kommt. Ich weiß einen Schafstall, woraus wir leicht ein gutes Stück holen können." Der Wölfin gefiel das Liedlein, und sie ging mit dem Fuchs hinaus nach dem Bauernhof. Er zeigte ihr den Stall aus der Ferne und sprach „dort werdet Ihr ungesehen hineinkriechen können, ich will mich derweil auf der andern Seite umsehen, ob ich nicht etwa ein Hühnlein erwische." Er ging aber nicht hin, sondern ließ sich am Eingang des Waldes nieder, streckte die Beine und ruhte sich. Die Wölfin kroch in den Stall, da lag ein Hund und machte Lärm, so daß die Bauern gelaufen kamen, die Frau Gevatterin ertappten und eine scharfe Lauge von ungebrannter Asche über ihr Fell gossen. Endlich entkam sie doch und schleppte sich hinaus: da lag der Fuchs, tat ganz kläglich und sprach „ach, liebe Frau Gevatterin, wie ist mir's schlimm ergangen! die Bauern haben mich überfallen und mir alle Glieder zerschlagen,

wenn Ihr nicht wollt, daß ich auf dem Platz liegen bleiben und verschmachten soll, so müßt Ihr mich forttragen." Die Wölfin konnte selbst nur langsam fort, doch hatte sie große Sorge für den Fuchs, daß sie ihn auf ihren Rücken nahm und den ganz gesunden und heilen Gevatter langsam bis zu ihrem Haus trug. Da rief er ihr zu „lebt wohl, liebe Frau Gevatterin, und laßt Euch den Braten wohl bekommen," lachte sie gewaltig aus und sprang fort.

## 111. Der Fuchs und die Katze

Es trug sich zu, daß die Katze in einem Walde dem Herrn Fuchs begegnete, und weil sie dachte „er ist gescheit und wohl erfahren und gilt viel in der Welt", so sprach sie ihm freundlich zu. „Guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie geht's? wie steht's? wie schlagt Ihr Euch durch in dieser teuren Zeit?" Der Fuchs, alles Hochmutes voll, betrachtete die Katze von Kopf bis zu Füßen und wußte lange nicht ob er eine Antwort geben sollte. Endlich sprach er „o du armseliger Bartputzer, du buntscheckiger Narr, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn? du unterstehst dich zu fragen wie mir's gehe? was hast du gelernt? wie viel Künste verstehst du?" / „Ich verstehe nur eine einzige" antwortete bescheidentlich die Katze. „Was ist das für eine Kunst?" fragte der Fuchs. „Wenn die Hunde hinter mir her sind, so kann ich auf einen Baum springen und mich retten." / „Ist das alles?" sagte der Fuchs, „ich bin Herr über hundert Künste und habe überdies noch einen Sack von Liste. Du jammerst mich, komm mit mir, ich will dich lehren wie man den Hunden entgeht." Indem kam ein Jäger mit vier Hunden daher. Die Katze sprang behend auf einen Baum und setzte sich in den Gipfel, wo Äste und Laubwerk sie völlig verbargen. „Bindet den Sack auf, Herr Fuchs, bindet den Sack auf," rief ihm die Katze zu, aber die Hunde hatten ihn schon gepackt und hielten ihn fest. „Ei, Herr Fuchs," rief die Katze, „Ihr

bleibt mit Euern hundert Künſten ſtecken. Hättet Ihr herauf-klettern können wie ich, ſo wär's nicht um Euer Leben geſchehen."

## 112. Der Haſe und der Igel

Iſſe Geſchicht is lögenhaft ſo vertellen, Jungens, aver wahr is ſe doch, denn mien Grootvader, von den ick ſe hew, plegg jümmer, wenn he ſe mie vor-tüerde (mit Behaglichkeit vortrug), dabi to ſeggen „wahr mutt ſe doch ſien, mien Söhn, anners kunn man ſe jo nich vertellen." De Geſchicht hett ſick aber ſo todragen.

Et wöör an enen Sündagmorgen tor Harveſttied, jüſt as de Bookweeten bloihde: de Sünn wöör hellig upgaen am Hewen, de Morgenwind güng warm över de Stoppeln, de Larken ſüngen inn'r Lucht (Luft), de Immen ſumſten in den Bookweeten un de Lühde güngen in ehren Sündagsſtaht nah'r Kerken, un alle Kreatur wöör vergnögt, un de Swinegel ook.

De Swinegel aver ſtünd vör ſiener Döhr, harr de Arm ünner-ſlagen, keek dabi in den Morgenwind hinut un quinkeleerde en lütjet Leedken vör ſick hin, ſo good und ſo ſlecht as nu eben am leewen Sündagmorgen en Swinegel to ſingen pleggt. Indem he nu noch ſo half lieſe vör ſik hin ſung, füll em up eenmal in he künn ook wol, mittlerwiel ſien Fro de Kinner wüſch un antröcke, en beeten in't Feld ſpazeeren un toſehen wie ſien Stähkröwen ſtünden. De Stähkröwen wöören aver de nöchſten bi ſienem Huuſe, un he pleggte mit ſiener Familie davon to eten, darüm ſahg he ſe as de ſienigen an. Geſagt, gedahn. De Swinegel makte de Huusdöör achter ſick to un ſlög den Weg nah'n Felde in. He wöör noch nich gans wiet von Huuſe un wull jüſt um den Slöbuſch (Schlehenbuſch), de dar vörm Felde liggt, nah den Stähkröwenacker hinup dreien, as em de Haas bemött, de in ähnlichen Geſchäften nutgahn wöör, nämlich um ſienen Kohl to beſehn. As de Swinegel den Haaſen anſichtig wöör, ſo höhd he em en fründlichen go'n Morgen. De Haas aver, de up ſiene

Wies en vörnehmer Herr was, un grauſahm hochfahrtig dabi, antwoorde nicks up den Swinegel ſienen Gruß, ſondern ſegte tom Swinegel, wobi he en gewaltig höhniſche Miene annöhm, „wie kummt et denn, dat du hier all bi ſo fröhem Morgen im Felde rumlöppſt?"/„Ick gah ſpazeeren" ſegt de Swinegel. „Spazeeren?" lachte de Haas, „mi ducht du kunnſt de Been ook wol to betern Dingen gebruuken." Diſſe Antwoord verdröht den Swinegel ungeheuer, denn alles kunn he verdregen, aver up ſiene Been laet he nicks komen, eben weil ſe von Natuhr ſcheef wöören. „Du bildſt di wol in," ſeggt nu de Swinegel tom Haaſen, „as wenn du mit diene Beene mehr utrichten kunnſt?"/„Dat denk ick" ſeggt de Haas. „Dat kummt up'n Verſöök an," meent de Swinegel, „ick pareer, wenn wi in de Wett loopt, ick loop die vörbi."/„Dat is tum Lachen, du mit diene ſcheefen Been," ſeggt de Haas „aver mienetwegen mach't ſien, wenn du ſo övergroote Luſt heſt. Wat gilt de Wett?"/„En goldne Lujedor un'n Buddel Branwien" ſeggt de Swinegel. „Angenahmen," ſpröök de Haas, „ſla in, un denn kann't gliek los gahn."/„Nä, ſo groote Ihl hett et nich," meen de Swinegel, „ick bün noch gans nüchdern; eerſt will ick to Huus gahn un en beeten fröhſtücken: inner halwen Stünd bün ick wedder hier upp'n Platz."

Damit güng de Swinegel, denn de Haas wöör et tofreeden. Ünnerweges dachte de Swinegel bi ſick „de Haas verlett ſick up ſine langen Been, aver ick will em wol kriegen. He is zwar ehn vörnehm Herr, aver doch man'n dummen Keerl, un betahlen ſall he doch." As nu de Swinegel to Huuſe anköm, ſpröök he to ſien Fro „Fro, treck die gau (ſchnell) an, du muſt mit mi nah'n Felde hinuut."/„Wat givt et denn?" ſeggt ſien Fro. „Ick hew mit'n Haaſen wett't üm'n golden Lujedor un'n Buddel Branwien, ick will mit em inn Wett loopen und da ſalſt du mit dabi ſien."/„O mien Gott, Mann," füng nu den Swinegel ſien Fro an to ſchreen, „büſt do nich klook, heſt du denn ganz den Verſtand verlaaren? Wie kannſt du mit den Haaſen in de Wett loopen wollen?"/„Holt dat Muul, Wief," ſeggt de Swinegel, „dat is mien Saak. Reſonehr nich in Männergeſchäfte. Marſch, treck die an un denn kumm mit." Wat ſull den Swin-

egel ſien Fro maken? ſe mußt wol folgen, ſe mugg nu wollen oder nich.

As ſe nu mit eenander ünnerwegs wöören, ſpröök de Swinegel to ſien Fro „nu paſſ up, wat ick ſeggen will. Sühſt du, up den langen Acker dar wüll wi unſen Wettloop maken. De Haas löppt nemlich in der eenen Föhr (Furche) un ick inner andern, un von baben (oben) fang wi an to loopen. Nu haſt du wieder nicks to dohn as du ſtellſt di hier unnen in de Föhr, un wenn de Haas up de andere Siet ankummt, ſo röpſt du em entgegen „ick bün all (ſchon) hier."

Damit wöören ſe bi den Acker anlangt, de Swinegel wiesde ſiener Fro ehren Platz an un gung nu den Acker hinup. As he baben ankööm, wöör de Haas all da. „Kann et losgahn?" ſeggt de Haas. „Ja wol" ſeggt de Swinegel. „Denn man to!" Un damit ſtellde jeder ſick in ſiene Föhr. De Haas tellde (zählte) „hahl een, hahl twee, hahl dree" un los güng he wie en Stormwind den Acker hindahl (hinab). De Swinegel aver lööp ungefähr man dree Schritt, dann duhkde he ſick dahl (herab) in de Föhr un bleev ruhig ſitten.

As nn de Haas in vullen Loopen ünnen am Acker ankööm, rööp em den Swinegel ſien Fro entgegen „ick bün all hier." De Haas ſtutzd un verwunderde ſick nich wenig: he meende nich anders als et wöör de Swinegel ſülvſt, de em dat torööp, denn bekanntlich ſüht den Swinegel ſien Fro jüſt ſo nut wie ehr Mann. De Haas aver meende „datt geiht nich to mit rechten Dingen." He rööp „nochmal geloopen, wedder üm!" Un fort güng he wedder wie en Stormwind, dat em de Ohren am Koppe flögen. Den Swinegel ſien Fro aver blev ruhig up ehren Platze. As nu de Haas baben ankööm, rööp em de Swinegel entgegen „ick bün all hier." De Haas aver, ganz uuter ſik vör Jhwer (Ärger), ſchreede „nochmal geloopen, wedder üm!"/„Mi nich to ſchlimm," antwoorde de Swinegel, „mienetwegen ſo oft as du Luſt heſt." So löp de Haas noch dreeunſöbentigmal, un de Swinegel höhl (hielt) et ümmer mit em nut. Jedesmal, wenn de Haas ünnen oder baben ankööm, ſeggten de Swinegel oder ſien Fro „ick bün all hier."

Tum verunſöbentigſtenmal aver köm de Haas nich mehr to ende. Midden am Acker ſtört he tor Eerde, datt Blohd flög em utn Halſe un he bleev doot upn Platze. De Swinegel aver nöhm ſiene gewunnene Lujedor un den Buddel Branwien, röög ſiene Fro uut der Föhr aff, un beide güngen vergnögt miteenanner nah Huus: un wenn ſe nich ſtorben ſünd, lewt ſe noch.

So begev et ſick, dat up der Buxtehuder Haid de Swinegel den Haaſen dodt lopen hett, nn ſied jener Tied hatt et ſick keen Haas wedder infallen laten mit'n Buxtehuder Swinegel in de Wett to lopen.

De Lehre aver ut diſſer Geſchicht is erſtens, datt keener, un wenn he ſick ook noch ſo vörnehm dücht, ſick ſall bikommen laten, övern geringen Mann ſick luſtig to maken, un wördt ook man'n Swinegel. Un tweetens, datt et gerahden is, wenn eener freet, datt he ſick 'ne Fro uut ſienem Stande nimmt, un de jüſt ſo utſüht as he ſülwſt. Wer alſo en Swinegel is, de mutt toſehn datt ſiene Fro ook en Swinegel is, un ſo wieder.

## 113. Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurſt

Es waren einmal ein Mäuschen, ein Vögelchen und eine Bratwurſt in Geſellſchaft geraten, hatten einen Haushalt geführt, lange wohl und köſtlich im Frieden gelebt und trefflich an Gütern zugenommen. Des Vögelchens Arbeit war, daß es täglich im Wald fliegen und Holz beibringen müßte. Die Maus ſollte Waſſer tragen, Feuer anmachen und den Tiſch decken, die Bratwurſt aber ſollte kochen.

Wem zu wohl iſt, den gelüſtet immer nach neuen Dingen! Alſo eines Tages ſtieß dem Vöglein unterwegs ein anderer Vogel auf, dem es ſeine treffliche Gelegenheit erzählte und rühmte. Derſelbe andere Vogel ſchalt es aber einen armen Tropf, der große Arbeit, die beiden zu Haus aber gute Tage hätten. Denn, wenn die Maus ihr Feuer angemacht und Waſſer ge-

tragen hatte, so begab sie sich in ihr Kämmerlein zur Ruhe bis man sie hieß den Tisch decken. Das Würstlein blieb beim Hafen, sah zu, daß die Speise wohl kochte, und wenn es bald Essenszeit war, schlingte es sich einmal viere durch den Brei oder das Gemüs, so war es geschmalzen, gesalzen und bereitet. Kam dann das Vöglein heim und legte seine Bürde ab, so saßen sie zu Tisch und nach gehabtem Mahl schliefen sie sich die Haut voll bis den andern Morgen; und das war ein herrlich Leben.

Das Vöglein wollte anderes Tages aus Anstiftung nicht mehr ins Holz, sprechend, es wäre lange genug Knecht gewesen und hätte gleichsam ihr Narr sein müssen, sie sollten einmal umwechseln und es auf eine andere Weise auch versuchen. Und wie wohl die Maus und auch die Bratwurst heftig dafür bat, so war der Vogel doch Meister: es mußte gewagt sein, spieleten derowegen, und kam das Los auf die Bratwurst, die mußte Holz tragen, die Maus ward Koch, und der Vogel sollte Wasser holen.

Was geschieht? das Bratwürstchen zog fort gen Holz, das Vöglein machte Feuer an, die Maus stellte den Topf zu, und erwarteten allein, bis Bratwürstchen heim käme und Holz für den andern Tag brächte. Es blieb aber das Würstlein so lang unterwegs, daß ihnen beiden nichts Gutes vorkam und das Vöglein ein Stück Luft hinaus entgegen flog. Unfern aber findet es einen Hund am Weg, der das arme Bratwürstlein als freie Beut angetroffen, angepackt und niedergemacht. Das Vöglein beschwerte sich auch dessen als eines offenbaren Raubes sehr gegen den Hund, aber es half kein Wort, denn, sprach der Hund, er hätte falsche Briefe bei der Bratwurst gefunden, deswegen wäre sie ihm des Lebens verfallen gewesen.

Das Vöglein, traurig, nahm das Holz auf sich, flog heim und erzählte was es gesehen und gehört. Sie waren sehr betrübt, verglichen sich aber das Beste zu tun und beisammen zu bleiben. Derowegen so deckte das Vöglein den Tisch, und die Maus rüstete das Essen und wollte anrichten, und in den Hafen, wie zuvor das Würstlein, durch das Gemüs schlingen und schlupfen, dasselbe zu schmelzen: aber ehe sie in die Mitte kam, ward sie angehalten und mußte Haut und Haar und dabei das Leben lassen.

Als das Vöglein kam und wollte das Essen auftragen, da war kein Koch vorhanden. Das Vöglein warf bestürzt das Holz hin und her, rufte und suchte, konnte aber seinen Koch nicht mehr finden. Aus Unachtsamkeit kam das Feuer in das Holz, also daß eine Brunst entstand; das Vöglein eilte Wasser zu langen, da entfiel ihm der Eimer in den Brunnen und es mit hinab, daß es sich nicht mehr erholen konnte und da ersaufen mußte.

## 114. Katze und Maus in Gesellschaft

Eine Katze hatte Bekanntschaft mit einer Maus gemacht und ihr so viel von der großen Liebe und Freundschaft vorgesagt, die sie zu ihr trüge, daß die Maus endlich einwilligte, mit ihr zusammen in einem Hause zu wohnen und gemeinschaftliche Wirtschaft zu führen. „Aber für den Winter müssen wir Vorsorge tragen, sonst leiden wir Hunger," sagte die Katze, „du, Mäuschen, kannst dich nicht überall hinwagen und gerätst mir am Ende in eine Falle." Der gute Rat ward also befolgt und ein Töpfchen mit Fett angekauft. Sie wußten aber nicht wo sie es hinstellen sollten, endlich nach langer Überlegung sprach die Katze „ich weiß keinen Ort, wo es besser aufgehoben wäre, als die Kirche, da getraut sich niemand etwas wegzunehmen: wir stellen es unter den Altar und rühren es nicht eher an als bis wir es nötig haben." Das Töpfchen ward also in Sicherheit gebracht, aber es dauerte nicht lange, so trug die Katze Gelüsten danach und sprach zur Maus „was ich dir sagen wollte, Mäuschen, ich bin von meiner Base zu Gevatter gebeten: sie hat ein Söhnchen zur Welt gebracht, weiß mit braunen Flecken, das soll ich über die Taufe halten. Laß mich heute ausgehen und besorge du das Haus allein." / „Ja, ja," antwortete die Maus, „geh in Gottes Namen, wenn du was Gutes issest, so denk an mich: von dem süßen roten Kindbetterwein tränk ich auch gerne ein Tröpfchen." Es war aber alles nicht wahr, die Katze hatte keine Base und war nicht zu Gevatter ge-

beten. Sie ging geradewegs nach der Kirche, schlich zu dem Fetttöpfchen, fing an zu lecken und leckte die fette Haut ab. Dann machte sie einen Spaziergang auf den Dächern der Stadt, besah sich die Gelegenheit, streckte sich hernach in der Sonne aus und wischte sich den Bart so oft sie an das Fettöpfchen dachte. Erst als es Abend war, kam sie wieder nach Hause. „Nun, da bist du ja wieder," sagte die Maus, „du hast gewiß einen lustigen Tag gehabt." / „Es ging wohl an," antwortete die Katze. „Was hat denn das Kind für einen Namen bekommen?" fragte die Maus. „Hautab," sagte die Katze ganz trocken. „Hautab," rief die Maus, „das ist ja ein wunderlicher und seltsamer Name, ist der in eurer Familie gebräuchlich?" / „Was ist da weiter," sagte die Katze, „er ist nicht schlechter als Bröseldieb, wie deine Paten heißen."

Nicht lange danach überkam die Katze wieder ein Gelüsten. Sie sprach zur Maus „du mußt mir den Gefallen tun und nochmals das Hauswesen allein besorgen, ich bin zum zweitenmal zu Gevatter gebeten, und da das Kind einen weißen Ring um den Hals hat, so kann ich's nicht absagen." Die gute Maus willigte ein, die Katze aber schlich hinter der Stadtmauer zu der Kirche und fraß den Fettopf halb aus. „Es schmeckt nichts besser," sagte sie, „als was man selber ißt," und war mit ihrem Tagewerk ganz zufrieden. Als sie heimkam, fragte die Maus „wie ist denn dieses Kind getauft worden?" / „Halbaus," antwortete die Katze. „Halbaus! was du sagst! den Namen hab ich mein Lebtag noch nicht gehört, ich wette, der steht nicht in dem Kalender."

Der Katze wässerte das Maul bald wieder nach dem Leckerwerk, „Aller guten Dinge sind drei," sprach sie zu der Maus, „da soll ich wieder Gevatter stehen, das Kind ist ganz schwarz und hat bloß weiße Pfoten, sonst kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft sich alle paar Jahr nur einmal: du lässest mich doch ausgehen?" / „Hautab! Halbaus!" antwortete die Maus, „es sind so kuriose Namen, die machen mich so nachdenksam." / „Da sitzest du daheim in deinem dunkelgrauen Flausrock und deinem langen Haarzopf," sprach die Katze, „und fängst Grillen:

das kommt davon, wenn man bei Tage nicht ausgeht." Die Maus räumte während der Abwesenheit der Katze auf und brachte das Haus in Ordnung, die naschhafte Katze aber fraß den Fettopf rein aus. „Wenn erst alles aufgezehrt ist, so hat man Ruhe," sagte sie zu sich selbst und kam satt und dick erst in der Nacht nach Hause. Die Maus fragte gleich nach dem Namen, den das dritte Kind bekommen hätte. „Er wird dir wohl auch nicht gefallen," sagte die Katze, „er heißt Ganzaus." / „Ganzaus!" rief die Maus, „gedruckt ist er mir noch nicht vorgekommen. Ganzaus! was soll das bedeuten?" Sie schüttelte den Kopf, rollte sich zusammen und legte sich schlafen.

Von nun an wollte niemand mehr die Katze zu Gevatter bitten, als aber der Winter herangekommen und draußen nichts mehr zu finden war, gedachte die Maus ihres Vorrates und sprach „komm Katze, wir wollen zu unserm Fettopfe gehen, den wir uns aufgespart haben, der wird uns schmecken." / „Jawohl," antwortete die Katze, „der wird dir schmecken, als wenn du deine feine Zunge zum Fenster hinausstreckst." Sie machten sich auf den Weg, und als sie anlangten, stand zwar der Fettopf noch an seinem Platz, er war aber leer. „Ach," sagte die Maus, „jetzt merke ich, was geschehen ist, jetzt kommt's an den Tag, du bist mir die wahre Freundin! aufgefressen hast du alles, wie du zu Gevatter gestanden hast: erst Haut ab, dann halb aus, dann..." / „Willst du schweigen," rief die Katze, „noch ein Wort, und ich fresse dich auf." / „Ganz aus" hatte die arme Maus schon auf der Zunge, kaum war es heraus, so tat die Katze einen Satz nach ihr, packte sie und schluckte sie hinunter. Siehst du, so geht's in der Welt.

# 115. Das junggeglühte Männlein

Zur Zeit da unser Herr noch auf Erden ging, kehrte er eines Abends mit dem heiligen Petrus bei einem Schmied ein und bekam willig Herberge. Nun geschah's, daß ein armer Bettelmann, von Alter und Gebrechen hart gedrückt, in dieses Haus kam und vom Schmied Almosen forderte. Des erbarmte sich Petrus und sprach „Herr und Meister, so dir's gefällt, heil ihm doch seine Plage, daß er sich selbst sein Brot möge gewinnen." Sanftmütig sprach der Herr „Schmied, leih mir deine Esse und lege mir Kohlen an, so will ich den alten kranken Mann zu dieser Zeit verjüngen." Der Schmied war ganz bereit, und St. Petrus zog die Bälge, und als das Kohlenfeuer auffunkte, groß und hoch, nahm unser Herr das alte Männlein, schob's in die Esse, mitten ins rote Feuer, daß es drin glühte wie ein Rosenstock, und Gott lobte mit lauter Stimme. Nachdem trat der Herr zum Löschtrog, zog das glühende Männlein hinein, daß das Wasser über ihn zusammenschlug, und nachdem er's fein sittig abgekühlt, gab er ihm seinen Segen: siehe, znhand sprang das Männlein heraus, zart, gerade, gesund und wie von zwanzig Jahren. Der Schmied, der eben und genau zugesehen hatte, lud sie alle zum Nachtmahl. Er hatte aber eine alte halbblinde bucklichte Schwieger, die machte sich zum Jüngling hin und forschte ernstlich, ob ihn das Feuer hart gebrennet habe. Nie sei ihm besser gewesen, antwortete jener, er habe in der Glut gesessen wie in einem kühlen Tau.

Was der Jüngling gesagt hatte, das klang die ganze Nacht in den Ohren der alten Frau, und als der Herr frühmorgens die Straße weiter gezogen war und dem Schmied wohl gedankt hatte, meinte dieser, er könnte seine alte Schwieger auch jung machen, da er fein ordentlich alles mit angesehen habe und es in seine Kunst schlage. Rief sie deshalb an, ob sie auch wie ein

Mägdlein von achtzehn Jahren in Sprüngen daher wollte gehen. Sie sprach „von ganzem Herzen", weil es dem Jüngling auch so sanft angekommen war. Machte also der Schmied große Glut und stieß die Alte hinein, die sich hin und wieder bog und ein grausames Mordgeschrei anstimmte. „Sitz still, was schreist und hüpfst du, ich will erst weidlich zublasen." Zog damit die Bälge von neuem bis ihr alle Haderlumpen brannten. Das alte Weib schrie ohne Ruhe, und der Schmied dachte „Kunst geht nicht recht zu," nahm sie heraus und warf sie in den Löschtrog. Da schrie sie ganz überlaut, daß es droben im Haus die Schmiedin und ihre Schnur hörten: die liefen beide die Stiegen herab und sahen die Alte heulend und maulend ganz zusammengeschnurrt im Trog liegen, das Angesicht gerunzelt, gefaltet und ungeschaffen. Darob sich die zwei, die beide mit Kindern gingen, so entsetzten, daß sie noch dieselbe Nacht zwei Junge gebaren, die waren nicht wie Menschen geschaffen, sondern wie Affen, liefen zum Wald hinein; und von ihnen stammt das Geschlecht der Affen her.

## 116. Bruder Lustig

Es war einmal ein großer Krieg, und als der Krieg zu Ende war, bekamen viele Soldaten ihren Abschied. Nun bekam der Bruder Lustig auch seinen Abschied und sonst nichts als ein kleines Laibchen Kommißbrot und vier Kreuzer an Geld; damit zog er fort. Der heilige Petrus aber hatte sich als ein armer Bettler an den Weg gesetzt, und wie der Bruder Lustig daherkam, bat er ihn um ein Almosen. Er antwortete „lieber Bettelmann, was soll ich dir geben? ich bin Soldat gewesen und habe meinen Abschied bekommen und habe sonst nichts als das kleine Kommißbrot und vier Kreuzer Geld, wenn das all ist, muß ich betteln so gut wie du. Doch geben will ich dir was." Darauf teilte er den Laib in vier Teile und gab davon dem Apostel einen und auch einen Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte sich, ging weiter und setzte sich in einer andern

Gestalt wieder als Bettelmann dem Soldaten an den Weg, und als er zu ihm kam, bat er ihn, wie das vorige Mal, um eine Gabe. Der Bruder Lustig sprach wie vorher und gab ihm wieder ein Viertel von dem Brot und einen Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte sich und ging weiter, setzte sich aber zum drittenmal in einer andern Gestalt als ein Bettler an den Weg und sprach den Bruder Lustig an. Der Bruder Lustig gab ihm auch das dritte Viertel Brot und den dritten Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte sich und der Bruder Lustig ging weiter und hatte nicht mehr als ein Viertel Brot und einen Kreuzer. Damit ging er in ein Wirtshaus, aß das Brot und ließ sich für den Kreuzer Bier dazu geben. Als er fertig war, zog er weiter, und da ging ihm der heilige Petrus gleichfalls in der Gestalt eines verabschiedeten Soldaten entgegen und redete ihn an „guten Tag, Kamerad, kannst du mir nicht ein Stück Brot geben und einen Kreuzer zu einem Trunk?" / „Wo soll ich's hernehmen," antwortete der Bruder Lustig, „ich habe meinen Abschied und sonst nichts als einen Laib Kommißbrot und vier Kreuzer an Geld bekommen. Drei Bettler sind mir auf der Landstraße begegnet, davon hab ich jedem ein Viertel von meinem Brot und einen Kreuzer Geld gegeben. Das letzte Viertel hab ich im Wirtshaus gegessen und für den letzten Kreuzer dazu getrunken. Jetzt bin ich leer, und wenn du auch nichts mehr hast, so können wir miteinander betteln gehen." / „Nein," antwortete der heilige Petrus, „das wird just nicht nötig sein: ich verstehe mich ein wenig auf die Doktorei, und damit will ich mir schon so viel verdienen als ich brauche." / „Ja," sagte der Bruder Lustig, „davon verstehe ich nichts, also muß ich allein betteln gehen." / „Nun, komm nur mit," sprach der heilige Petrus, „wenn ich was verdiene, sollst du die Hälfte davon haben." / „Das ist mir wohl recht," sagte der Bruder Lustig. Also zogen sie miteinander fort.

Nun kamen sie an ein Bauernhaus und hörten darin gewaltig jammern und schreien, da gingen sie hinein, so lag der Mann darin auf den Tod krank und war nah am Verscheiden, und die Frau heulte und weinte ganz laut. „Laßt Euer Heulen und Weinen," sprach der heilige Petrus, „ich will den Mann

wieder gesund machen," nahm eine Salbe aus der Tasche und heilte den Kranken augenblicklich, so daß er aufstehen konnte und ganz gesund war. Sprachen Mann und Frau in großer Freude „wie können wir euch lohnen? was sollen wir euch geben?" Der heilige Petrus aber wollte nichts nehmen, und je mehr ihn die Bauersleute baten, desto mehr weigerte er sich. Der Bruder Lustig aber stieß den heiligen Petrus an und sagte „so nimm doch was, wir brauchen's ja." Endlich brachte die Bäurin ein Lamm und sprach zu dem heiligen Petrus, das müßte er annehmen, aber er wollte es nicht. Da stieß ihn der Bruder Lustig in die Seite und sprach „nimm's doch, dummer Teufel, wir brauchen's ja." Da sagte der heilige Petrus endlich „ja, das Lamm will ich nehmen, aber ich trag's nicht: wenn du's willst, so mußt du es tragen." / „Das hat keine Not," sprach der Bruder Lustig, „das will ich schon tragen," und nahm's auf die Schulter. Nun gingen sie fort und kamen in einen Wald, da war das Lamm dem Bruder Lustig schwer geworden, er aber war hungrig, also sprach er zu dem heiligen Petrus „schau, da ist ein schöner Platz, da könnten wir das Lamm kochen und verzehren." / „Mir ist's recht," antwortete der heilige Petrus, „doch kann ich mit der Kocherei nicht umgehen: willst du kochen, so hast du da einen Kessel, ich will derweil auf und ab gehen, bis es gar ist. Du mußt aber nicht eher zu essen anfangen, als bis ich wieder zurück bin; ich will schon zur rechten Zeit kommen." / „Geh nur," sagte Bruder Lustig, „ich verstehe mich aufs Kochen, ich will's schon machen." Da ging der heilige Petrus fort, und der Bruder Lustig schlachtete das Lamm, machte Feuer an, warf das Fleisch in den Kessel und kochte. Das Lamm war aber schon gar und der Apostel noch immer nicht zurück, da nahm es der Bruder Lustig aus dem Kessel, zerschnitt es und fand das Herz. „Das soll das Beste sein," sprach er und versuchte es, zuletzt aber aß er es ganz auf. Endlich kam der heilige Petrus zurück und sprach „du kannst das ganze Lamm allein essen, ich will nur das Herz davon, das gib mir." Da nahm Bruder Lustig Messer und Gabel, tat als suchte er eifrig in dem Lammfleisch herum, konnte aber das Herz nicht finden; endlich sagte er kurz-

weg „es iſt keins da.“ / „Nun, wo ſoll's denn ſein?“ ſagte der Apoſtel. „Das weiß ich nicht,“ antwortete der Bruder Luſtig, „aber ſchau, was ſind wir alle beide für Narren, ſuchen das Herz vom Lamm und fällt keinem von uns ein, ein Lamm hat ja kein Herz!“ / „Ei,“ ſprach der heilige Petrus, „das iſt was ganz Neues, jedes Tier hat ja ein Herz, warum ſoll ein Lamm kein Herz haben?“ / „Nein, gewißlich, Bruder, ein Lamm hat kein Herz, denk nur recht nach, ſo wird dir's einfallen, es hat im Ernſt keins.“ / „Nun, es iſt ſchon gut,“ ſagte der heilige Petrus, „iſt kein Herz da, ſo brauch ich auch nichts vom Lamm, du kannſt's allein eſſen.“ / „Was ich halt nicht aufeſſen kann, das nehm ich mit in meinem Ranzen,“ ſprach der Bruder Luſtig, aß das halbe Lamm und ſteckte das übrige in ſeinen Ranzen.

Sie gingen weiter, da machte der heilige Petrus, daß ein großes Waſſer quer über den Weg floß und ſie hindurch mußten. Sprach der heilige Petrus „geh du nur voran.“ / „Nein,“ antwortete der Bruder Luſtig, „geh du voran,“ und dachte „wenn dem das Waſſer zu tief iſt, ſo bleib ich zurück.“ Da ſchritt der heilige Petrus hindurch, und das Waſſer ging ihm nur bis ans Knie. Nun wollte Bruder Luſtig auch hindurch, aber das Waſſer wurde größer und ſtieg ihm an den Hals. Da rief er „Bruder, hilf mir.“ Sagte der heilige Petrus „willſt du auch geſtehen, daß du das Herz von dem Lamm gegeſſen haſt?“ / „Nein,“ antwortete er, „ich hab es nicht gegeſſen.“ Da ward das Waſſer noch größer und ſtieg ihm bis an den Mund, „hilf mir, Bruder,“ rief der Soldat. Sprach der heilige Petrus noch einmal „willſt du auch geſtehen, daß du das Herz vom Lamm gegeſſen haſt?“/ „Nein,“ antwortete er, „ich hab es nicht gegeſſen.“ Der heilige Petrus wollte ihn doch nicht ertrinken laſſen, ließ das Waſſer wieder fallen und half ihm hinüber.

Nun zogen ſie weiter und kamen in ein Reich, da hörten ſie, daß die Königstochter todkrank läge. „Holla, Bruder,“ ſprach der Soldat zum heiligen Petrus, „da iſt ein Fang für uns, wenn wir die geſund machen, ſo iſt uns auf ewige Zeiten geholfen.“ Da war ihm der heilige Petrus nicht geſchwind genug, „nun, heb die Beine auf, Bruderherz,“ ſprach er zu ihm, „daß

wir noch zu rechter Zeit hinkommen." Der heilige Petrus ging aber immer langsamer, wie auch der Bruder Lustig ihn trieb und schob, bis sie endlich hörten die Königstochter wäre gestorben. „Da haben wir's," sprach der Bruder Lustig, „das kommt von deinem schläfrigen Gang." / „Sei nur still," antwortete der heilige Petrus, „ich kann noch mehr als Kranke gesund machen, ich kann auch Tote wieder ins Leben erwecken." / „Nun, wenn das ist," sagte der Bruder Lustig, „so laß ich mir's gefallen, das halbe Königreich mußt du uns aber zum wenigsten damit verdienen." Darauf gingen sie in das königliche Schloß, wo alles in großer Trauer war: der heilige Petrus aber sagte zu dem König er wolle die Tochter wieder lebendig machen. Da ward er zu ihr geführt, und dann sprach er „bringt mir einen Kessel mit Wasser," und wie der gebracht war, hieß er jedermann hinausgehen, und nur der Bruder Lustig durfte bei ihm bleiben. Darauf schnitt er alle Glieder der Toten los und warf sie ins Wasser, machte Feuer unter den Kessel und ließ sie kochen. Und wie alles Fleisch von den Knochen herabgefallen war, nahm er das schöne weiße Gebein heraus und legte es auf eine Tafel und reihte und legte es nach seiner natürlichen Ordnung zusammen. Als das geschehen war, trat er davor und sprach dreimal „im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Tote, steh auf." Und beim drittenmal erhob sich die Königstochter lebendig, gesund und schön. Nun war der König darüber in großer Freude und sprach zum heiligen Petrus „begehre deinen Lohn, und wenn's mein halbes Königreich wäre, so will ich dir's geben." Der heilige Petrus aber antwortete „ich verlange nichts dafür." / „O, du Hans Narr!" dachte der Bruder Lustig bei sich, stieß seinen Kameraden in die Seite und sprach „sei doch nicht so dumm, wenn du nichts willst, so brauch ich doch was." Der heilige Petrus aber wollte nichts; doch weil der König sah, daß der andere gerne was wollte, ließ er ihm vom Schatzmeister seinen Ranzen mit Gold anfüllen.

Sie zogen darauf weiter, und wie sie in einen Wald kamen, sprach der heilige Petrus zum Bruder Lustig „jetzt wollen wir das Gold teilen." / „Ja," antwortete er, „das wollen wir tun."

Da teilte der heilige Petrus das Gold und teilte es in drei Teile. Dachte der Bruder Luſtig „was er wieder für einen Sparren im Kopf hat! macht drei Teile und unſer ſind zwei.“ Der heilige Petrus aber ſprach „nun habe ich genau geteilt, ein Teil für mich, ein Teil für dich, und ein Teil für den, der das Herz vom Lamm gegeſſen hat!“ / „O, das hab ich gegeſſen,“ antwortete der Bruder Luſtig und ſtrich geſchwind das Gold ein, „das kannſt du mir glauben.“ / „Wie kann das wahr ſein,“ ſprach der heilige Petrus, „ein Lamm hat ja kein Herz.“ / „Ei was, Bruder, wo denkſt du hin! ein Lamm hat ja ein Herz, ſo gut wie jedes Tier, warum ſollte das allein keins haben?“ / „Nun, es iſt ſchon gut,“ ſagte der heilige Petrus, „behalt das Gold allein, aber ich bleibe nicht mehr bei dir und will meinen Weg allein gehen.“ / „Wie du willſt, Bruderherz,“ antwortete der Soldat, „leb wohl.“

Da ging der heilige Petrus eine andere Straße, Bruder Luſtig aber dachte „es iſt gut, daß er abtrabt, es iſt doch ein wunderlicher Heiliger.“ Nun hatte er zwar Geld genug, wußte aber nicht mit umzugehen, vertat's, verſchenkt's, und wie eine Zeit herum war, hatte er wieder nichts. Da kam er in ein Land, wo er hörte, daß die Königstochter geſtorben wäre. „Holla,“ dachte er, „das kann gut werden, die will ich wieder lebendig machen und mir's bezahlen laſſen, daß es eine Art hat.“ Ging alſo zum König und bot ihm an, die Tote wieder zu erwecken. Nun hatte der König gehört, daß ein abgedankter Soldat herumziehe und die Geſtorbenen wieder lebendig mache, und dachte, der Bruder Luſtig wäre dieſer Mann, doch, weil er kein Vertrauen zu ihm hatte, fragte er erſt ſeine Räte, die ſagten aber, er könnte es wagen, da ſeine Tochter doch tot wäre. Nun ließ ſich der Bruder Luſtig Waſſer im Keſſel bringen, hieß jedermann hinausgehen, ſchnitt die Glieder ab, warf ſie ins Waſſer und machte Feuer darunter, gerade wie er es beim heiligen Petrus geſehen hatte. Das Waſſer fing an zu kochen, und das Fleiſch fiel herab, da nahm er das Gebein heraus und tat es auf die Tafel; er wußte aber nicht in welcher Ordnung es liegen mußte, und legte alles verkehrt durcheinander. Dann ſtellte er ſich da-

vor und sprach „im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Tote, steh auf," und sprach's dreimal, aber die Gebeine rührten sich nicht. Da sprach er es noch dreimal, aber gleichfalls umsonst. „Du Blitzmädel, steh auf," rief er, „steh auf, oder es geht dir nicht gut." Wie er das gesprochen, kam der heilige Petrus auf einmal in seiner vorigen Gestalt, als verabschiedeter Soldat, durchs Fenster hereingegangen und sprach „du gottloser Mensch, was treibst du da, wie kann die Tote auferstehen, da du ihr Gebein so untereinander geworfen hast?" / „Bruderherz, ich hab's gemacht, so gut ich konnte" antwortete er. „Diesmal will ich dir aus der Not helfen, aber das sag ich dir, wo du noch einmal so etwas unternimmst, so bist du unglücklich, auch darfst du von dem König nicht das geringste dafür begehren oder annehmen." Darauf legte der heilige Petrus die Gebeine in ihre rechte Ordnung, sprach dreimal zu ihr „im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Tote, steh auf," und die Königstochter stand auf, war gesund und schön wie vorher. Nun ging der heilige Petrus wieder durchs Fenster hinaus: der Bruder Lustig war froh, daß es so gut abgelaufen war, ärgerte sich aber doch, daß er nichts dafür nehmen sollte. „Ich möchte nur wissen," dachte er, „was der für Mucken im Kopf hat, denn was er mit der einen Hand gibt, das nimmt er mit der andern: da ist kein Verstand drin." Nun bot der König dem Bruder Lustig an, was er haben wollte, er durfte aber nichts nehmen, doch brachte er es durch Anspielung und Listigkeit dahin, daß ihm der König seinen Ranzen mit Gold füllen ließ, und damit zog er ab. Als er hinaus kam, stand vor dem Tor der heilige Petrus und sprach „schau, was du für ein Mensch bist, habe ich dir nicht verboten etwas zu nehmen, und nun hast du den Ranzen doch voll Gold." / „Was kann ich dafür," antwortete Bruder Lustig, „wenn mir's hineingesteckt wird." / „Das sag ich dir, daß du nicht zum zweitenmal solche Dinge unternimmst, sonst soll es dir schlimm ergehen." / „Ei, Bruder, sorg doch nicht, jetzt hab ich Gold, was soll ich mich da mit dem Knochenwaschen abgeben." / „Ja," sprach der heilige Petrus, „das Gold wird lang dauern! Damit du aber hernach nicht wieder auf unerlaubten Wegen gehst, so will ich deinem Ranzen die

Kraft geben, daß alles, was du dir hineinwünſcheſt, auch darin ſein ſoll. Leb wohl, du ſiehſt mich nun nicht wieder." / „Gott befohlen," ſprach der Bruder Luſtig, und dachte „ich bin froh, daß du fortgehſt, du wunderlicher Kauz, ich will dir wohl nicht nachgehen." An die Wunderkraft aber, die ſeinem Ranzen verliehen war, dachte er nicht weiter.

Bruder Luſtig zog mit ſeinem Gold umher und vertat's und verfumfeits wie das erſtemal. Als er nun nichts mehr als vier Kreuzer hatte, kam er an einem Wirtshaus vorbei und dachte „das Geld muß fort," und ließ ſich für drei Kreuzer Wein und einen Kreuzer Brot geben. Wie er da ſaß und trank, kam ihm der Geruch von gebratenen Gänſen in die Naſe. Bruder Luſtig ſchaute und guckte und ſah, daß der Wirt zwei Gänſe in der Ofenröhre ſtehen hatte. Da fiel ihm ein, daß ihm ſein Kamerad geſagt hatte, was er ſich in ſeinen Ranzen wünſchte, das ſollte darin ſein. „Holla, das mußt du mit den Gänſen verſuchen!" Alſo ging er hinaus, und vor der Tür ſprach er „ſo wünſch ich die zwei gebratenen Gänſe aus der Ofenröhre in meinen Ranzen." Wie er das geſagt hatte, ſchnallte er ihn auf und ſchaute hinein, da lagen ſie beide darin. „Ach, ſo iſt's recht," ſprach er, „nun bin ich ein gemachter Kerl," ging fort auf eine Wieſe und holte den Braten hervor. Wie er ſo im beſten Eſſen war, kamen zwei Handwerksburſchen daher und ſahen die eine Gans, die noch nicht angerührt war, mit hungrigen Augen an. Dachte der Bruder Luſtig „mit einer haſt du genug," rief die zwei Burſchen herbei und ſprach „da nehmt die Gans und verzehrt ſie auf meine Geſundheit." Sie bedankten ſich, gingen damit ins Wirtshaus, ließen ſich eine Halbe Wein und ein Brot geben, packten die geſchenkte Gans aus und fingen an zu eſſen. Die Wirtin ſah zu und ſprach zu ihrem Manne „die zwei eſſen eine Gans, ſieh doch nach ob's nicht eine von unſern aus der Ofenröhre iſt." Der Wirt lief hin, da war die Ofenröhre leer: „was, ihr Diebsgeſindel, ſo wohlfeil wollt ihr Gänſe eſſen! gleich bezahlt, oder ich will euch mit grünem Haſelſaft waſchen." Die zwei ſprachen „wir ſind keine Diebe, ein abgedankter Soldat hat uns die Gans draußen auf der Wieſe geſchenkt." / „Ihr ſollt mir keine Naſe

drehen, der Soldat ist hier gewesen, aber als ein ehrlicher Kerl zur Tür hinausgegangen, auf den hab ich acht gehabt: ihr seid die Diebe und sollt bezahlen." Da sie aber nicht bezahlen konnten, nahm er den Stock und prügelte sie zur Türe hinaus.

Bruder Lustig ging seiner Wege und kam an einen Ort, da stand ein prächtiges Schloß und nicht weit davon ein schlechtes Wirtshaus. Er ging in das Wirtshaus und bat um ein Nachtlager, aber der Wirt wies ihn ab und sprach „es ist kein Platz mehr da, das Haus ist voll vornehmer Gäste." / „Das nimmt mich wunder," sprach der Bruder Lustig „daß sie zu Euch kommen und nicht in das prächtige Schloß gehen." / „Ja," antwortete der Wirt, „es hat was an sich, dort eine Nacht zu liegen, wer's noch versucht hat, ist nicht lebendig wieder herausgekommen." / „Wenn's andere versucht haben," sagte der Bruder Lustig, „will ich's auch versuchen." / „Das laßt nur bleiben," sprach der Wirt, „es geht Euch an den Hals." / „Es wird nicht gleich an den Hals gehen," sagte der Bruder Lustig, „gebt mir nur die Schlüssel und brav Essen und Trinken mit." Nun gab ihm der Wirt die Schlüssel und Essen und Trinken, und damit ging der Bruder Lustig ins Schloß, ließ sich's gut schmecken, und als er endlich schläfrig wurde, legte er sich auf die Erde, denn es war kein Bett da. Er schlief auch bald ein, in der Nacht aber wurde er von einem großen Lärm aufgeweckt, und wie er sich ermunterte, sah er neun häßliche Teufel in dem Zimmer, die hatten einen Kreis um ihn gemacht. Sprach der Bruder Lustig „nun tanzt, so lang ihr wollt, aber komm mir keiner zu nah." Die Teufel aber drangen immer näher auf ihn ein und traten ihn mit ihren garstigen Füßen fast ins Gesicht. „Habt Ruh, ihr Teufelsgespenster," sprach er, aber sie trieben's immer ärger. Da ward der Bruder Lustig bös und rief „holla, ich will bald Ruhe stiften!" kriegte ein Stuhlbein und schlug mitten hinein. Aber neun Teufel gegen einen Soldaten war doch zu viel, und wenn er auf den vordern zuschlug, so packten ihn die andern hinten bei den Haaren und rissen ihn erbärmlich. „Teufelspack," rief er, „jetzt wird mir's zu arg: wartet aber! Alle neune in meinen Ranzen hinein!" husch, steckten sie darin, und nun schnallte er ihn zu

und warf ihn in eine Ecke. Da war's auf einmal still und der Bruder Lustig legte sich wieder hin und schlief bis an den hellen Morgen. Nun kamen der Wirt und der Edelmann, dem das Schloß gehörte, und wollten sehen wie es ihm ergangen wäre; als sie ihn gesund und munter erblickten, erstaunten sie und fragten „haben Euch denn die Geister nichts getan?“ / „Warum nicht gar,“ antwortete Bruder Lustig, „ich habe sie alle neune in meinem Ranzen. Ihr könnt Euer Schloß wieder ganz ruhig bewohnen, es wird von nun an keiner mehr darin umgehen!“ Da dankte ihm der Edelmann, beschenkte ihn reichlich und bat ihn in seinen Diensten zu bleiben, er wollte ihn auf sein Lebtag versorgen. „Nein,“ antwortete er, „ich bin an das Herumwandern gewöhnt, ich will weiterziehen.“ Da ging der Bruder Lustig fort, trat in eine Schmiede und legte den Ranzen, worin die neun Teufel waren, auf den Amboß und bat den Schmied und seine Gesellen zuzuschlagen. Die schlugen mit ihren großen Hämmern aus allen Kräften zu, daß die Teufel ein erbärmliches Gekreisch erhoben. Wie er danach den Ranzen aufmachte, waren achte tot, einer aber, der in einer Falte gesessen hatte, war noch lebendig, schlüpfte heraus und fuhr wieder in die Hölle.

Darauf zog der Bruder Lustig noch lange in der Welt herum, und wer's wüßte, könnte viel davon erzählen. Endlich aber wurde er alt und dachte an sein Ende, da ging er zu einem Einsiedler, der als ein frommer Mann bekannt war und sprach zu ihm „ich bin das Wandern müde und will nun trachten in das Himmelreich zu kommen.“ Der Einsiedler antwortete „es gibt zwei Wege, der eine ist breit und angenehm und führt zur Hölle, der andere ist eng und rauh und führt zum Himmel.“ / „Da müßt ich ein Narr sein,“ dachte der Bruder Lustig, „wenn ich den engen und rauhen Weg gehen sollte.“ Machte sich auf und ging den breiten und angenehmen Weg und kam endlich zu einem großen schwarzen Tor, und das war das Tor der Hölle. Bruder Lustig klopfte an, und der Torwächter guckte, wer da wäre. Wie er aber den Bruder Lustig sah, erschrak er, denn er war gerade der neunte Teufel, der mit in dem Ranzen gesteckt hatte und mit einem blauen Auge davon gekommen

war. Darum ſchob er den Riegel geſchwind wieder vor, lief zum Oberſten der Teufel und ſprach „draußen iſt ein Kerl mit einem Ranzen und will herein, aber laßt ihn beileibe nicht herein, er wünſcht ſonſt die ganze Hölle in ſeinen Ranzen. Er hat mich einmal garſtig darin hämmern laſſen.“ Alſo ward dem Bruder Luſtig hinausgerufen, er ſollte wieder abgehen, er käme nicht herein. „Wenn ſie mich da nicht wollen,“ dachte er, „will ich ſehen, ob ich im Himmel ein Unterkommen finde, irgendwo muß ich doch bleiben.“ Kehrte alſo um und zog weiter, bis er vor das Himmelstor kam, wo er auch anklopfte. Der heilige Petrus ſaß gerade dabei als Torwächter: der Bruder Luſtig erkannte ihn gleich und dachte „hier findeſt du einen alten Freund, da wird's beſſer gehen.“ Aber der heilige Petrus ſprach „ich glaube gar, du willſt in den Himmel?“/„Laß mich doch ein, Bruder, ich muß doch wo einkehren; hätten ſie mich in der Hölle aufgenommen, ſo wär ich nicht hierher gegangen.“/ „Nein,“ ſagte der heilige Petrus, „du kommſt nicht herein.“/ „Nun, willſt du mich nicht einlaſſen, ſo nimm auch deinen Ranzen wieder: dann will ich gar nichts von dir haben,“ ſprach der Bruder Luſtig. „So gib ihn her“ ſagte der heilige Petrus. Da reichte er den Ranzen durchs Gitter in den Himmel hinein, und der heilige Petrus nahm ihn und hing ihn neben ſeinen Seſſel auf. Da ſprach der Bruder Luſtig „nun wünſch ich mich ſelbſt in meinen Ranzen hinein.“ Huſch, war er darin und ſaß nun im Himmel, und der heilige Petrus mußte ihn darin laſſen.

## 117. De Spielhanſl

Es is emohl e Mon gewön, der hot nix us (als) g'ſpielt, und do hobend'n d' Leut nur in Spielhanſl g'hoaßen, und wal (weil) e gor nit afg'hört zen ſpieln, ſe hot e ſan (ſein) Haus und ulls (alles) veſpielt. Hietzt (jetzt), nette (eben) in lötzten Tog, eh's iahm (ihm) d' Schulde ne ſchon s' Haus hobend wögnehme willn, is unſe Herrgout un de halli Pe-

drus kemme und hobend g'ſogt, er ſull's übe d'Nacht g'holte (bei ſich behalten). Oft (da) hot de Spielhanſl g'ſogt „wögn meine kints do bleibn döi Nocht; ober i kong eng koan Bött und ninx z'öſſn (zu eſſen) gebn.“ Oft hot unſe Herrgout g'ſogt er ſulls ne (nur) g'holten, und ſöi willetn ian (ihnen) ſelbe wos z'öſſn kaffen; dos is in Spielhanſl recht g'wön. Oft hot iahm de halli Pedrus drei Grouſchn gebn, und er ſull zen Böcke (Becker) gehn und e Brod huhln. Hietzt is hullt (halt) de Spielhanſl gonge, wie er aber ze den Haus kemme is, wou die onnen Spiellumpn drin g'wön ſand, döi iahm ullss ogwunge hobnd, do hobn's n g'ruffet und hobend g'ſchrien „Hanſl, geh ahne (herein).“ / „Jo,“ hot e g'ſogt, „willt's me die drei Grouſchn a non ogwinge.“ Döi hobnd'n obe (aber) nit ausg'loſſn. Hietzt is e hullt anhi (hinein) und oft hot e die drei Grouſchn a no veſpielt. De halli Pedrus und unſe Herrgout hobnd ollewall (immer) g'wort't, und wie er ian z'long nit kemme is, ſand's iahm intgögn gonge. De Spielhanſl obe, wie e kemme is, hot thon us wenn iahms Geld in ne Locken (Lacken) g'folln war und hot ollewall drin herumkrobbelt: obe unſe Herrgout hots ſchon g'wißt, daß e's veſpielt hot. Oft hot iahm de halli Pedrus non mohl drei Grouſchn gebn. Hietzt hot e ſie obe nimme veführn loſſe und hot ian 's Brot brocht. Oft hot'n unſe Herrgout g'frogt wou e koan'n Wein nit hot, do e g'ſogt „u, Herr, d'Faſſe ſand alli laar.“ Oft hot unſe Herrgout g'ſogt er ſull ner in Költe (Keller) ohi (hinab) gehn, „is is nou de böſt Wein int.“ Er hots long nit glaubn willn, obe af d'löſt hot e g'ſogt „i will ohi gehn, ober i woaß's daß koane int is.“ Wie er obe's Faſſl onzapft hot, ſe is de böſt Wein auſſe g'runne. Hietzt hot er ian in Wein brocht, und döi zwoa ſand übe d'Nocht do blieb'n. In onnen Tog, in de Früe, hot unſe Herrgout zen Spielhanſl g'ſogt, er ſull ſie (ſich) drei Gnodn ausbittn. Er hot g'moant, er wird ſie 'n Himmel ausbittn, obe de Spielhanſl hot bettn um e Kortn, mit der er ullss g'wingt; um Würfl, mit den er a ullss g'wingt, und um en Bam (Baum), wou ullss Oubſt draf wochſt, und wonn oane (einer) affi ſteigt, daß e nimme ohe kon (herab kann), bis er iahm's ſchofft (befiehlt). Hietzt hot iahm unſe Herrgout

ullss gebn, wos e velangt hot un is mit'n hallin Pedrus wiede fuert (fort).

Hietzt hot hullt de Spielhanſl erſt recht zen ſpieln ongfongt, und hätt bold d' halbeti Welt zomg'wunge. Oft hot de halli Pedrus ze'n unſe Herrgoutn g'ſogt „Herr, dos Ding thuet koan guet, er g'winget af d'löſt non (noch) d' ganzi Welt; me müeßn iahm in (den) Toid ſchickn." Hietzt habends iahm in Toid g'ſchickt. Wie de Toid kemme is, is de Spielhanſl nette be'n Spieltiſch g'ſöſſn; oft hot de Toid g'ſogt „Hanſl, kimm e Biſſl auſſe." De Spielhanſl obe hot g'ſogt „wort nur e Biſſl, bis dos G'ſpiel aus is, und ſteig dewall e weng af'n Bam do affi und brouck uns e wengerl wos o, das me afn Wög wos z'noſchn hobn." Hietzt is hullt de Toid affi g'ſtiegn, und wie e wiede hot ohi wille, hot i nit kinne, und de Spielhanſl hot'n ſieben Johr droubn loſſn, und dewall is koan Menſch nit g'ſtorbn.

Oft hot de halli Pedrus zen unſen Herrgoutn g'ſogt „Herr, dos Ding thuet koan guet, is ſterbet jo koan Menſch mehr; mir müeßn ſchon ſelbe kemme." Hietzt ſand's hullt ſelbe kemme, und do hot iahm unſe Herrgout g'ſchofft daß er in Toid ohe loſſn ſull. Oft is er obe glei gonge und hot zen Toid g'ſogt „geh ohe," und der hot'n glei g'numme und hot'n okragelt (erwürgt). Oft ſands mit enonne fuert und ſaud in d' onneri Welt kemme, do is hullt man (mein) Spielhanſl zen Himmeltoir gonge und hot onkloupft. „Wer is draußt?" / „De Spielhanſl."/ „Ach, den brauche me nit, geh ne wiede fuert." Oft is e zen Fegfuirtoir gonge und hot wiede kloupft. „Wer is draußt?" / „De Spielhanſl." / „Ach is is e ſo (ohne daß) Jomme und Noit g'nue be'n uns, mir willn nit ſpieln; geh ne wiede fuert." Of is e zen Hüllntoir gonge, und do hoben's n anhi loſſn, is is obe nimand dehoambt g'wön, us de olti Luzifar und krumpn Tuifln (die g'rodn hobn af de Welt z'thoan g'hot), und oft hot e ſi glei ine (nieder) g'ſötzt und hot wiede zen ſpieln ong'fongt. Hietzt hot obe de Luzifar ninx g'hot, us ſani krumpn Tuifln: döi hot iahm de Spielhanſl ogwunge, wall e mit ſann Kortn ullss hot g'winge müeßn. Hietzt is e mit ſann krumpn Tuifln fuert, und oft ſand's af Hoihefuert (nach Hohenfuert), und

hobnd d' Houpfnſtange ausg'riſſn und ſan demit zen Himml affi und hobnd zen wägn ong'fongt; und hietzt hot de Himml ſchon krocht (gekracht). Oft hot de halli Pedrus wiede g'ſogt „Herr, dos Ding tuet koan guet, mir müeßn ne anhe (herein) loſſn, ſunſt werfet er uns in Himml ohi (hinab).“ Hietzt hobnd's 'n hullt anhi loſſn. Obe de Spielhanſl hot glei wiede zen ſpieln ong'fongt, und do is glei e Lärm und e Getös won (worden), daß me ſan oagns Wort nit veſtondn hot. Oft hat de halli Pedrus wiede g'ſogt „Herr, dos Ding tuet koan guet, mir müeßn ne ohi werfen, er machet uns ſunſt in gonzn Himml rewelliſch.“ Hietzt ſands hullt her und hobnd'n ohe g'worfn, und da hoe ſie ſan Seel z'taoalt (hat ſich ſeine Seele zerteilt) und is in d'onnen Spiellumpn g'fohrn, döi non (noch) bis date lebnd.

## 118. Das blaue Licht

Es war einmal ein Soldat, der hatte dem König lange Jahre treu gedient: als der Krieg aber zu Ende war und der Soldat, der vielen Wunden wegen, die er empfangen hatte, nicht weiter dienen konnte, ſprach der König zu ihm „du kannſt heimgehen, ich brauche dich nicht mehr: Geld bekommſt du weiter nicht, denn Lohn erhält nur der, welcher mir Dienſte dafür leiſtet.“ Da wußte der Soldat nicht womit er ſein Leben friſten ſollte: ging voll Sorgen fort und ging den ganzen Tag, bis er abends in einen Wald kam. Als die Finſternis einbrach, ſah er ein Licht, dem näherte er ſich und kam zu einem Haus, darin wohnte eine Hexe. „Gib mir doch ein Nachtquartier und ein wenig Eſſen und Trinken,“ ſprach er zu ihr, „ich verſchmachte ſonſt.“/„Oho!“ antwortete ſie, „wer gibt einem verlaufenen Soldaten etwas? doch will ich barmherzig ſein und dich aufnehmen, wenn du tuſt was ich verlange.“/„Was verlangſt du?“ fragte der Soldat. „Daß du mir morgen meinen Garten umgräbſt.“ Der Soldat willigte ein und arbeitete den folgenden Tag aus allen Kräften, konnte aber vor Abend nicht fertig wer-

den. „Ich ſehe wohl," ſprach die Hexe, „daß du heute nicht weiter kannſt: ich will dich noch eine Nacht behalten, dafür ſollſt du mir morgen ein Fuder Holz ſpalten und klein machen." Der Soldat brauchte dazu den ganzen Tag, und abends machte ihm die Hexe den Vorſchlag noch eine Nacht zu bleiben. „Du ſollſt mir morgen nur eine geringe Arbeit tun, hinter meinem Hauſe iſt ein alter waſſerleerer Brunnen, in den iſt mir mein Licht gefallen, es brennt blau und verliſcht nicht, das ſollſt du mir wieder heraufholen." Den andern Tag führte ihn die Alte zu dem Brunnen und ließ ihn in einem Korb hinab. Er fand das blaue Licht und machte ein Zeichen, daß ſie ihn wieder hinaufziehen ſollte. Sie zog ihn auch in die Höhe, als er aber dem Rande nahe war, reichte ſie die Hand hinab und wollte ihm das blaue Licht abnehmen. „Nein," ſagte er und merkte ihre böſen Gedanken, „das Licht gebe ich dir nicht eher, als bis ich mit beiden Füßen auf dem Erdboden ſtehe." Da geriet die Hexe in Wut, ließ ihn wieder hinab in den Brunnen fallen und ging fort.

Der arme Soldat fiel ohne Schaden zu nehmen auf den feuchten Boden, und das blaue Licht brannte fort, aber was konnte ihm das helfen? er ſah wohl, daß er dem Tod nicht entgehen würde. Er ſaß eine Weile ganz traurig, da griff er zufällig in ſeine Taſche und fand ſeine Tabakspfeife, die noch halb geſtopft war. „Das ſoll dein letztes Vergnügen ſein," dachte er, zog ſie heraus, zündete ſie an dem blauen Licht an und fing an zu rauchen. Als der Dampf in der Höhle umhergezogen war, ſtand auf einmal ein kleines ſchwarzes Männchen vor ihm und fragte „Herr, was befiehlſt du?"/„Was habe ich dir zu befehlen?" erwiderte der Soldat ganz verwundert. „Ich muß alles tun," ſagte das Männchen, „was du verlangſt."/„Gut," ſprach der Soldat, „ſo hilf mir zuerſt aus dem Brunnen." Das Männchen nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch einen unterirdiſchen Gang, vergaß aber nicht, das blaue Licht mitzunehmen. Es zeigte ihm unterwegs die Schätze, welche die Hexe zuſammengebracht und da verſteckt hatte, und der Soldat nahm ſo viel Gold als er tragen konnte. Als er oben war, ſprach er zu dem

Männchen „nun geh hin, bind die alte Hexe und führe ſie vor das Gericht.“ Nicht lange, ſo kam ſie auf einem wilden Kater mit furchtbarem Geſchrei ſchnell wie der Wind vorbeigeritten, und es dauerte abermals nicht lang, ſo war das Männchen zurück, „es iſt alles ausgerichtet,“ ſprach es, „und die Hexe hängt ſchon am Galgen.“/„Herr, was befiehlſt du weiter?“ fragte der Kleine. „In dem Augenblick nichts,“ antwortete der Soldat, „du kannſt nach Haus gehen: ſei nur gleich bei der Hand wenn ich dich rufe.“/„Es iſt nichts nötig,“ ſprach das Männchen, „als daß du deine Pfeife an dem blauen Licht anzündeſt, dann ſtehe ich gleich vor dir.“ Darauf verſchwand es vor ſeinen Augen.

Der Soldat kehrte in die Stadt zurück, aus der er gekommen war. Er ging in den beſten Gaſthof und ließ ſich ſchöne Kleider machen, dann befahl er dem Wirt, ihm ein Zimmer ſo prächtig als möglich einzurichten. Als es fertig war und der Soldat es bezogen hatte, rief er das ſchwarze Männchen und ſprach „ich habe dem König treu gedient, er hat mich fort geſchickt und mich hungern laſſen, dafür will ich jetzt Rache nehmen.“/„Was ſoll ich tun?“ fragte der Kleine. „Spät abends wenn die Königstochter im Bett liegt, ſo bring ſie ſchlafend hierher, ſie ſoll Mägdedienſte bei mir tun.“ Das Männchen ſprach „für mich iſt das ein leichtes, für dich aber ein gefährliches Ding, wenn das heraus kommt, wird es dir ſchlimm ergehen.“ Als es zwölf geſchlagen hatte, ſprang die Türe auf, und das Männchen trug die Königstochter herein. „Aha, biſt du da?“ rief der Soldat, „friſch an die Arbeit! geh, hol den Beſen und kehr die Stube.“ Als ſie fertig war, hieß er ſie zu ſeinem Seſſel kommen, ſtreckte ihr die Füße entgegen und ſprach „zieh mir die Stiefel aus,“ warf ſie ihr dann ins Geſicht und ſie mußte ſie aufheben, reinigen und glänzend machen. Sie tat aber alles, was er ihr befahl, ohne Widerſtreben, ſtumm und mit halbgeſchloſſenen Augen. Bei dem erſten Hahnſchrei trug ſie das Männchen wieder in das königliche Schloß und in ihr Bett zurück.

Am andern Morgen, als die Königstochter aufgeſtanden war, ging ſie zu ihrem Vater und erzählte ihm, ſie hätte einen wunderlichen Traum gehabt, „ich ward durch die Straßen mit Blitzes-

ſchnelle fortgetragen und in das Zimmer eines Soldaten gebracht, dem mußte ich als Magd dienen und aufwarten und alle gemeine Arbeit tun, die Stube kehren und die Stiefel putzen. Es war nur ein Traum, und doch bin ich ſo müde, als wenn ich wirklich alles getan hätte."/„Der Traum könnte wahr geweſen ſein," ſprach der König, „ich will dir einen Rat geben, ſtecke deine Taſche voll Erbſen und mache ein klein Loch in die Taſche, wirſt du wieder abgeholt, ſo fallen ſie heraus und laſſen die Spur auf der Straße." Als der König ſo ſprach, ſtand das Männchen unſichtbar dabei und hörte alles mit an. Nachts, als es die ſchlafende Königstochter wieder durch die Straßen trug, fielen zwar einzelne Erbſen aus der Taſche, aber ſie konnten keine Spur machen, denn das liſtige Männchen hatte vorher in allen Straßen Erbſen verſtreut. Die Königstochter aber mußte wieder bis zum Hahnenſchrei Mägdedienſte tun.

Der König ſchickte am folgenden Morgen ſeine Leute aus, welche die Spur ſuchen ſollten, aber es war vergeblich, denn in allen Straßen ſaßen die armen Kinder und laſen Erbſen auf und ſagten „es hat heut Nacht Erbſen geregnet."/„Wir müſſen etwas anderes ausſinnen," ſprach der König, „behalt deine Schuh an, wenn du dich zu Bett legſt, und ehe du von dort zurückkehrſt, verſtecke einen davon; ich will ihn ſchon finden." Das ſchwarze Männchen vernahm den Anſchlag, und als der Soldat abends verlangte, er ſollte die Königstochter wieder herbeitragen, riet es ihm ab und ſagte, gegen dieſe Liſt wüßte es kein Mittel, und wenn der Schuh bei ihm gefunden würde, ſo könnte es ihm ſchlimm ergehen. „Tue was ich dir ſage," erwiderte der Soldat, und die Königstochter mußte auch in der dritten Nacht wie eine Magd arbeiten; ſie verſteckte aber, ehe ſie zurückgetragen wurde, einen Schuh unter das Bett.

Am andern Morgen ließ der König in der ganzen Stadt den Schuh ſeiner Tochter ſuchen: er ward bei dem Soldaten gefunden, und der Soldat ſelbſt, der ſich auf Bitten des Kleinen zum Tor hinaus gemacht hatte, ward bald eingeholt und ins Gefängnis geworfen. Er hatte ſein Beſtes bei der Flucht vergeſſen, das blaue Licht und das Gold, und hatte nur noch einen

Dukaten in der Tasche. Als er nun mit Ketten belastet an dem Fenster seines Gefängnisses stand, sah er einen seiner Kameraden vorbeigehen. Er klopfte an die Scheibe, und als er herbeikam, sagte er „sei so gut und hol mir das kleine Bündelchen, das ich in dem Gasthaus habe liegen lassen, ich gebe dir dafür einen Dukaten.“ Der Kamerad lief hin, und brachte ihm das Verlangte. Sobald der Soldat wieder allein war, steckte er seine Pfeife an und ließ das schwarze Männchen kommen. „Sei ohne Furcht,“ sprach es zu seinem Herrn, „geh hin wo sie dich hinführen und laß alles geschehen, nimm nur das blaue Licht mit.“ Am andern Tag ward Gericht über den Soldaten gehalten, und obgleich er nichts Böses getan hatte, verurteilte ihn der Richter doch zum Tode. Als er nun hinausgeführt wurde, bat er den König um eine letzte Gnade. „Was für eine?“ fragte der König. „Daß ich auf dem Weg noch eine Pfeife rauchen darf.“/„Du kannst drei rauchen,“ antwortete der König, „aber glaube nicht, daß ich dir das Leben schenke.“ Da zog der Soldat seine Pfeife heraus und zündete sie an dem blauen Licht an, und wie ein paar Ringel vom Rauch aufgestiegen waren, so stand schon das Männchen da, hatte einen kleinen Knüppel in der Hand und sprach „was befiehlt mein Herr?“/„Schlag mir da die falschen Richter und ihre Häscher zu Boden und verschone auch den König nicht, der mich so schlecht behandelt hat.“ Da fuhr das Männchen wie der Blitz, zickzack, hin und her, und wen es mit seinem Knüppel nur anrührte, der fiel schon zu Boden und getraute sich nicht mehr zu regen. Dem König ward angst, er legte sich auf das Bitten, und um nur das Leben zu behalten gab er dem Soldaten das Reich und seine Tochter zur Frau.

# 119. Des Teufels rußiger Bruder

Ein abgedankter Soldat hatte nichts zu leben und wußte ſich nicht mehr zu helfen. Da ging er hinaus in den Wald, und als er ein Weilchen gegangen war, begegnete ihm ein kleines Männchen, das war aber der Teufel. Das Männchen ſagte zu ihm „was fehlt dir? du ſiehſt ja ſo trübſelig aus.“ Da ſprach der Soldat „ich habe Hunger aber kein Geld.“ Der Teufel ſagte „willſt du dich bei mir vermieten und mein Knecht ſein, ſo ſollſt du für dein Lebtag genug haben; ſieben Jahre ſollſt du mir dienen, hernach biſt du wieder frei. Aber eins ſag ich dir, du darfſt dich nicht waſchen, nicht kämmen, nicht ſchnippen, keine Nägel und Haare abſchneiden und kein Waſſer aus den Augen wiſchen.“ Der Soldat ſprach „friſch dran, wenn's nicht anders ſein kann,“ und ging mit dem Männchen fort, das führte ihn geradewegs in die Hölle hinein. Dann ſagte es ihm was er zu tun hätte: er müßte das Feuer ſchüren unter den Keſſeln, wo die Höllenbraten drin ſäßen, das Haus rein halten, den Kehrdreck hinter die Türe tragen und überall auf Ordnung ſehen; aber guckte er ein einziges Mal in die Keſſel hinein, ſo würde es ihm ſchlimm ergehen. Der Soldat ſprach „es iſt gut, ich will's ſchon beſorgen.“ Da ging nun der alte Teufel wieder hinaus auf ſeine Wanderung, und der Soldat trat ſeinen Dienſt an, legte Feuer zu, kehrte und trug den Kehrdreck hinter die Türe, alles wie es befohlen war. Wie der alte Teufel wiederkam, ſah er nach ob alles geſchehen war, zeigte ſich zufrieden und ging zum zweiten Male fort. Der Soldat ſchaute ſich nun einmal recht um, da ſtanden die Keſſel ringsherum in der Hölle und war ein gewaltiges Feuer darunter, und es kochte und brutzelte darin. Er hätte für ſeine Leben gerne hineingeſchaut, wenn es ihm der Teufel nicht ſo ſtreng verboten hätte: endlich konnte er ſich nicht mehr anhalten, hob vom erſten Keſſel ein klein bißchen den Deckel auf und guckte hinein.

Da sah er seinen ehemaligen Unteroffizier darin sitzen: „aha, Vogel," sprach er, „treff ich dich hier? du hast mich gehabt, jetzt hab ich dich," ließ geschwind den Deckel fallen, schürte das Feuer und legte noch frisch zu. Danach ging er zum zweiten Kessel, hob ihn auch ein wenig auf und guckte, da saß sein Fähnrich darin: „aha, Vogel, treff ich dich hier? du hast mich gehabt, jetzt hab ich dich," machte den Deckel wieder zu und trug noch einen Klotz herbei, der sollte ihm erst recht heiß machen. Nun wollte er auch sehen wer im dritten Kessel säße, da war's gar ein General: „aha, Vogel, treff ich dich hier? du hast mich gehabt, jetzt hab ich dich," holte den Blasbalg und ließ das Höllenfeuer recht unter ihm flackern. Also tat er sieben Jahre seinen Dienst in der Hölle, wusch sich nicht, kämmte sich nicht, schnippte sich nicht, schnitt sich die Nägel und Haare nicht und wischte sich kein Wasser aus den Augen; und die sieben Jahre waren ihm so kurz, daß er meinte, es wäre nur ein halbes Jahr gewesen. Als nun die Zeit vollends herum war, kam der Teufel und sagte „nun, Hans, was hast du gemacht?"/„Ich habe das Feuer unter den Kesseln geschürt, ich habe gekehrt und den Kehrdreck hinter die Tür getragen."/„Aber du hast auch in die Kessel geguckt; dein Glück ist, daß du noch Holz zugelegt hast, sonst war dein Leben verloren; jetzt ist deine Zeit herum, willst du wieder heim?"/„Ja," sagte der Soldat, „ich wollt auch gerne sehen was mein Vater daheim macht." Sprach der Teufel „damit du deinen verdienten Lohn kriegst, geh und raffe dir deinen Ranzen voll Kehrdreck und nimm's mit nach Haus. Du sollst auch gehen ungewaschen und ungekämmt, mit langen Haaren am Kopf und am Bart, mit ungeschnittenen Nägeln und mit trüben Augen, und wenn du gefragt wirst, woher du kämst, sollst du sagen ‚aus der Hölle', und wenn du gefragt wirst, wer du wärst, sollst du sagen ‚des Teufels rußiger Bruder und mein König auch'." Der Soldat schwieg still und tat was der Teufel sagte, aber er war mit seinem Lohn gar nicht zufrieden.

Sobald er nun wieder oben im Wald war, hob er seinen Ranzen vom Rücken und wollt ihn ausschütten: wie er ihn aber öffnete, so war der Kehrdreck pures Gold geworden. „Das hätte

ich mir nicht gedacht" sprach er, war vergnügt und ging in die Stadt hinein. Vor dem Wirtshaus stand der Wirt, und wie ihn der herankommen sah, erschrak er, weil Hans so entsetzlich aussah, ärger als eine Vogelscheuche. Er rief ihn an und fragte „woher kommst du?"/„Aus der Hölle."/„Wer bist du?"/„Dem Teufel sein rußiger Bruder und mein König auch." Nun wollte der Wirt ihn nicht einlassen, wie er ihm aber das Gold zeigte, ging er und klinkte selber die Türe auf. Da ließ sich Hans die beste Stube geben und köstlich aufwarten, aß und trank sich satt, wusch sich aber nicht und kämmte sich nicht, wie ihm der Teufel geheißen hatte und legte sich endlich schlafen. Dem Wirt aber stand der Ranzen voll Gold vor Augen und ließ ihm keine Ruhe, bis er in der Nacht hinschlich und ihn wegstahl.

Wie nun Hans am andern Morgen aufstand, den Wirt bezahlen und weitergehen wollte, da war sein Ranzen weg. Er faßte sich aber kurz, dachte, „du bist ohne Schuld unglücklich gewesen," und kehrte wieder um, geradezu in die Hölle: da klagte er dem alten Teufel seine Not und bat ihn um Hilfe. Der Teufel sagte „setze dich, ich will dich waschen, kämmen, schnippen, die Haare und Nägel schneiden und die Augen auswischen," und als er mit ihm fertig war, gab er ihm den Ranzen wieder voll Kehrdreck und sprach „geh hin und sage dem Wirt, er sollte dir dein Gold wieder herausgeben, sonst wollt ich kommen und ihn abholen, und er sollte an deinem Platz das Feuer schüren." Hans ging hinauf und sprach zum Wirt „du hast mein Gold gestohlen, gibst du's nicht wieder, so kommst du in die Hölle an meinen Platz und sollst aussehen so greulich wie ich." Da gab ihm der Wirt das Gold und noch mehr dazu und bat ihn nur still davon zu sein; und Hans war nun ein reicher Mann.

Hans machte sich auf den Weg heim zu seinem Vater, kaufte sich einen schlechten Linnenkittel auf den Leib, ging herum und machte Musik, denn das hatte er beim Teufel in der Hölle gelernt. Es war aber ein alter König im Land, vor dem mußt er spielen, und der geriet darüber in solche Freude, daß er dem Hans seine älteste Tochter zur Ehe versprach. Als die aber hörte, daß sie so einen gemeinen Kerl im weißen Kittel heiraten sollte,

ſprach ſie „eh ich das tät, wollt ich lieber ins tiefſte Waſſer gehen.“ Da gab ihm der König die jüngſte, die wollt's ihrem Vater zuliebe gerne tun; und alſo bekam des Teufels rußiger Bruder die Königstochter und als der alte König geſtorben war auch das ganze Reich.

## 120. Der Bärenhäuter

Es war einmal ein junger Kerl, der ließ ſich als Soldat anwerben, hielt ſich tapfer und war immer der vorderſte, wenn es blaue Bohnen regnete. Solange der Krieg dauerte, ging alles gut, aber als Friede geſchloſſen war, erhielt er ſeinen Abſchied, und der Hauptmann ſagte, er könnte gehen wohin er wollte. Seine Eltern waren tot, und er hatte keine Heimat mehr, da ging er zu ſeinen Brüdern und bat, ſie möchten ihm ſo lange Unterhalt geben bis der Krieg wieder anfinge. Die Brüder aber waren hartherzig und ſagten „was ſollen wir mit dir? wir können dich nicht brauchen, ſieh zu wie du dich durchſchlägſt.“ Der Soldat hatte nichts übrig als ſein Gewehr, das nahm er auf die Schulter und wollte in die Welt gehen. Er kam auf eine große Heide, auf der nichts zu ſehen war als ein Ring von Bäumen; darunter ſetzte er ſich ganz traurig nieder und ſann über ſein Schickſal nach. „Ich habe kein Geld,“ dachte er, „ich habe nichts gelernt als das Kriegshandwerk, und jetzt, weil Friede geſchloſſen iſt, brauchen ſie mich nicht mehr; ich ſehe voraus ich muß verhungern.“ Auf einmal hörte er ein Brauſen, und wie er ſich umblickte, ſtand ein unbekannter Mann vor ihm, der einen grünen Rock trug, recht ſtattlich ausſah, aber einen garſtigen Pferdefuß hatte. „Ich weiß ſchon was dir fehlt,“ ſagte der Mann, „Geld und Gut ſollſt du haben, ſoviel du mit aller Gewalt durchbringen kannſt, aber ich muß zuvor wiſſen ob du dich nicht fürchteſt, damit ich mein Geld nicht umſonſt ausgebe.“/„Ein Soldat und Furcht, wie paßt das zuſammen?“ antwortete er, „du kannſt mich auf die Probe ſtel-

len."/„Wohlan," antwortete der Mann, „ſchau hinter dich." Der Soldat kehrte ſich um und ſah einen großen Bär, der brummend auf ihn zutrabte. „Oho," rief der Soldat, „dich will ich an der Naſe kitzeln, daß dir die Luſt zum Brummen vergehen ſoll," legte an und ſchoß den Bär auf die Schnauze, daß er zuſammenfiel und ſich nicht mehr regte. „Ich ſehe wohl," ſagte der Fremde, „daß dir's an Mut nicht fehlt, aber es iſt noch eine Bedingung dabei, die mußt du erfüllen."/„Wenn mir's an meiner Seligkeit nicht ſchadet," antwortete der Soldat, der wohl merkte wen er vor ſich hatte, „ſonſt laß ich mich auf nichts ein."/„Das wirſt du ſelber ſehen," antwortete der Grünrock, „du darfſt in den nächſten ſieben Jahren dich nicht waſchen, dir Bart und Haare nicht kämmen, die Nägel nicht ſchneiden und kein Vaterunſer beten. Dann will ich dir einen Rock und einen Mantel geben, den mußt du in dieſer Zeit tragen. Stirbſt du in dieſen ſieben Jahren, ſo biſt du mein, bleibſt du aber leben, ſo biſt du frei und biſt reich dazu für dein Lebtag." Der Soldat dachte an die große Not, in der er ſich befand, und da er ſo oft in den Tod gegangen war, wollte er es auch jetzt wagen und willigte ein. Der Teufel zog den grünen Rock aus, reichte ihn dem Soldaten hin und ſagte „wenn du den Rock an deinem Leibe haſt und in die Taſche greifſt, ſo wirſt du die Hand immer voll Geld haben." Dann zog er dem Bären die Haut ab und ſagte „das ſoll dein Mantel ſein und auch dein Bett, denn darauf mußt du ſchlafen und darfſt in kein anderes Bett kommen. Und dieſer Tracht wegen ſollſt du Bärenhäuter heißen." Hierauf verſchwand der Teufel.

Der Soldat zog den Rock an, griff gleich in die Taſche und fand, daß die Sache ihre Richtigkeit hatte. Dann hing er die Bärenhaut um, ging in die Welt, war guter Dinge und unterließ nichts was ihm wohl und dem Gelde wehe tat. Im erſten Jahr ging es noch leidlich, aber in dem zweiten ſah er ſchon aus wie ein Ungeheuer. Das Haar bedeckte ihm faſt das ganze Geſicht, ſein Bart glich einem Stück grobem Filztuch, ſeine Finger hatten Krallen, und ſein Geſicht war ſo mit Schmutz bedeckt, daß, wenn man Kreſſe hineingeſät hätte, ſie aufgegangen wäre.

Wer ihn ſah, lief fort, weil er aber allerorten den Armen Geld gab, damit ſie für ihn beteten, daß er in den ſieben Jahren nicht ſtürbe, und weil er alles gut bezahlte, ſo erhielt er doch immer noch Herberge. Im vierten Jahre kam er in ein Wirtshaus, da wollte ihn der Wirt nicht aufnehmen und wollte ihm nicht einmal einen Platz im Stall anweiſen, weil er fürchtete ſeine Pferde würden ſcheu werden. Doch als der Bärenhäuter in die Taſche griff und eine Handvoll Dukaten herausholte, ſo ließ der Wirt ſich erweichen und gab ihm eine Stube im Hintergebäude; doch mußte er verſprechen, ſich nicht ſehen zu laſſen, damit ſein Haus nicht in böſen Ruf käme.

Als der Bärenhäuter abends allein ſaß und von Herzen wünſchte, daß die ſieben Jahre herum wären, ſo hörte er in einem Nebenzimmer ein lautes Jammern. Er hatte ein mitleidiges Herz, öffnete die Türe und erblickte einen alten Mann, der heftig weinte und die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug. Der Bärenhäuter trat näher, aber der Mann ſprang auf und wollte entfliehen. Endlich, als er eine menſchliche Stimme vernahm, ließ er ſich bewegen, und durch freundliches Zureden brachte es der Bärenhäuter dahin, daß er ihm die Urſache ſeines Kummers offenbarte. Sein Vermögen war nach und nach geſchwunden, er und ſeine Töchter mußten darben, und er war ſo arm, daß er den Wirt nicht einmal bezahlen konnte und ins Gefängnis geſetzt werden ſollte. „Wenn Ihr weiter keine Sorge habt," ſagte der Bärenhäuter, „Geld habe ich genug." Er ließ den Wirt herbeikommen, bezahlte ihn und ſteckte dem Unglücklichen noch einen Beutel voll Gold in die Taſche.

Als der alte Mann ſich aus ſeinen Sorgen erlöſt ſah, wußte er nicht, womit er ſich dankbar beweiſen ſollte. „Komm mit mir," ſprach er zu ihm, „meine Töchter ſind Wunder von Schönheit, wähle dir eine davon zur Frau. Wenn ſie hört, was du für mich getan haſt, ſo wird ſie ſich nicht weigern. Du ſiehſt freilich ein wenig ſeltſam aus, aber ſie wird dich ſchon wieder in Ordnung bringen." Dem Bärenhäuter gefiel das wohl und er ging mit. Als ihn die älteſte erblickte, entſetzte ſie ſich ſo gewaltig vor ſeinem Antlitz, daß ſie aufſchrie und fortlief. Die zweite blieb

zwar stehen und betrachtete ihn von Kopf bis zu den Füßen, dann aber sprach sie „wie kann ich einen Mann nehmen, der keine menschliche Gestalt mehr hat? Da gefiel mir der rasierte Bär noch besser, der einmal hier zu sehen war und sich für einen Menschen ausgab, der hatte doch einen Husarenpelz an und weiße Handschuhe. Wenn er nur häßlich wäre, so könnte ich mich an ihn gewöhnen." Die jüngste aber sprach „lieber Vater, das muß ein guter Mann sein, der Euch aus der Not geholfen hat, habt Ihr ihm dafür eine Braut versprochen, so muß Euer Wort gehalten werden." Es war schade, daß das Gesicht des Bärenhäuters von Schmutz und Haaren bedeckt war, sonst hätte man sehen können wie ihm das Herz im Leibe lachte, als er diese Worte hörte. Er nahm einen Ring von seinem Finger, brach ihn entzwei und gab ihr die eine Hälfte, die andere behielt er für sich. In ihre Hälfte aber schrieb er seinen Namen und in seine Hälfte schrieb er ihren Namen und bat sie, ihr Stück gut aufzuheben. Hierauf nahm er Abschied und sprach „ich muß noch drei Jahre wandern, komm ich aber nicht wieder, so bist du frei, weil ich dann tot bin. Bitte aber Gott, daß er mir das Leben erhält."

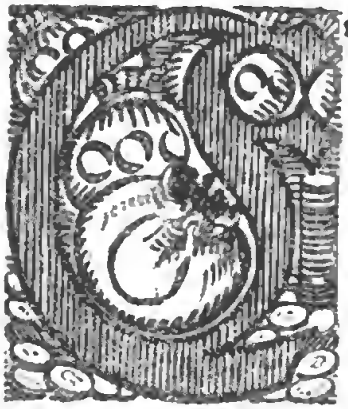
Die arme Braut kleidete sich ganz schwarz, und wenn sie an ihren Bräutigam dachte, so kamen ihr die Tränen in die Augen. Von ihren Schwestern ward ihr nichts als Hohn und Spott zuteil. „Nimm dich in acht," sprach die älteste, „wenn du ihm die Hand reichst, so schlägt er dir mit der Tatze darauf."/„Hüte dich," sagte die zweite, „die Bären lieben die Süßigkeit, und wenn du ihm gefällst, so frißt er dich auf."/„Du mußt nur immer seinen Willen tun," hub die älteste wieder an, „sonst fängt er an zu brummen." Und die zweite fuhr fort „aber die Hochzeit wird lustig sein, Bären die tanzen gut." Die Braut schwieg still und ließ sich nicht irremachen. Der Bärenhäuter aber zog in der Welt herum, von einem Ort zum andern, tat Gutes, wo er konnte und gab den Armen reichlich, damit sie für ihn beteten. Endlich als der letzte Tag von den sieben Jahren anbrach, ging er wieder hinaus auf die Heide und setzte sich unter den Ring von Bäumen. Nicht lange, so sauste der Wind, und der Teufel stand vor ihm und blickte ihn verdrießlich an; dann warf er ihm

den alten Rock hin und verlangte seinen grünen zurück. „So weit sind wir noch nicht," antwortete der Bärenhäuter, „erst sollst du mich reinigen." Der Teufel mochte wollen oder nicht, er mußte Wasser holen, den Bärenhäuter abwaschen, ihm die Haare kämmen und die Nägel schneiden. Hierauf sah er wie ein tapferer Kriegsmann aus und war viel schöner als je vorher.

Als der Teufel glücklich abgezogen war, so war es dem Bärenhäuter ganz leicht ums Herz. Er ging in die Stadt, tat einen prächtigen Sammetrock an, setzte sich in einen Wagen mit vier Schimmeln bespannt und fuhr zn dem Haus seiner Braut. Niemand erkannte ihn, der Vater hielt ihn für einen vornehmen Feldobrist und führte ihn in das Zimmer wo seine Töchter saßen. Er mußte sich zwischen den beiden ältesten niederlassen; sie schenkten ihm Wein ein, legten ihm die besten Bissen vor und meinten, sie hätten keinen schönern Mann auf der Welt gesehen. Die Braut aber saß in schwarzem Kleide ihm gegenüber, schlug die Angen nicht auf und sprach kein Wort. Als er endlich den Vater fragte, ob er ihm eine seiner Töchter zur Frau geben wollte, so sprangen die beiden ältesten auf, liefen in ihre Kammer und wollten prächtige Kleider anziehen, denn eine jede bildete sich ein, sie wäre die Auserwählte. Der Fremde, sobald er mit seiner Braut allein war, holte den halben Ring hervor und warf ihn in einen Becher mit Wein, den er ihr über den Tisch reichte. Sie nahm ihn an, aber als sie getrunken hatte und den halben Ring auf dem Grund liegen fand, so schlug ihr das Herz. Sie holte die andere Hälfte, die sie an einem Band um den Hals trug, hielt sie daran, und es zeigte sich, daß beide Teile vollkommen zneinander paßten. Da sprach er „ich bin dein verlobter Bräutigam, den du als Bärenhäuter gesehen hast, aber durch Gottes Gnade habe ich meine menschliche Gestalt wiedererhalten und bin wieder rein geworden." Er ging auf sie zu, umarmte sie und gab ihr einen Kuß. Indem kamen die beiden Schwestern in vollem Putz herein, und als sie sahen, daß der schöne Mann der jüngsten zuteil geworden war, und hörten, daß das der Bärenhäuter war, liefen sie voll Zorn und Wut hinaus; die eine ersäufte sich im Brunnen, die andere erhenkte

ſich an einem Baum. Am Abend klopfte jemand an der Türe, und als der Bräutigam öffnete, ſo war's der Teufel im grünen Rock, der ſprach „ſiehſt du, nun habe ich zwei Seelen für deine eine.“

## 121. Die drei Handwerksburſchen



Es waren drei Handwerksburſchen, die hatten es verabredet, auf ihrer Wanderung beiſammenzubleiben und immer in einer Stadt zu arbeiten. Auf eine Zeit aber fanden ſie bei ihren Meiſtern kein Verdienſt mehr, ſo daß ſie endlich ganz abgeriſſen waren und nichts zu leben hatten. Da ſprach der eine „was ſollen wir anfangen? hier bleiben können wir nicht länger, wir wollen wieder wandern, und wenn wir in der Stadt, wo wir hinkommen, keine Arbeit finden, ſo wollen wir beim Herbergsvater ausmachen, daß wir ihm ſchreiben wo wir uns aufhalten und einer vom andern Nachricht haben kann, und dann wollen wir uns trennen;“ das ſchien den andern auch das Beſte. Sie zogen fort, da kam ihnen auf dem Weg ein reich gekleideter Mann entgegen, der fragte wer ſie wären. „Wir ſind Handwerksleute und ſuchen Arbeit: wir haben uns bisher zuſammengehalten, wenn wir aber keine mehr finden, ſo wollen wir uns trennen.“/„Das hat keine Not,“ ſprach der Mann, „wenn ihr tun wollt was ich euch ſage, ſoll's euch an Geld und Arbeit nicht fehlen; ja ihr ſollt große Herren werden und in Kutſchen fahren.“ Der eine ſprach „wenn's unſerer Seele und Seligkeit nicht ſchadet, ſo wollen wir's wohl tun.“/„Nein,“ antwortete der Mann, „ich habe keinen Teil an euch.“ Der andere aber hatte nach ſeinen Füßen geſehen, und als er da einen Pferdefuß und einen Menſchenfuß erblickte, wollte er ſich nicht mit ihm einlaſſen. Der Teufel aber ſprach „gebt euch zufrieden, es iſt nicht auf euch abgeſehen, ſondern auf eines anderen Seele, der ſchon halb mein iſt und deſſen Maß nur vollaufen ſoll.“ Weil ſie nun ſicher waren, willigten ſie ein, und der Teufel ſagte ihnen was er verlangte, der erſte ſollte auf jede Frage antwor-

ten „wir alle drei," der zweite „ums Geld," der dritte „und das war recht." Das sollten sie immer hintereinander sagen, weiter aber dürften sie kein Wort sprechen, und überträten sie das Gebot, so wäre gleich alles Gold verschwunden: solange sie es aber befolgten, sollten ihre Taschen immer voll sein. Zum Anfang gab er ihnen auch gleich so viel als sie tragen konnten und hieß sie in die Stadt in das und das Wirtshaus gehen. Sie gingen hinein, der Wirt kam ihnen entgegen und fragte „wollt ihr etwas zu essen?" Der erste antwortete „wir alle drei."/„Ja," sagte der Wirt, „das mein ich auch." Der zweite „ums Geld."/„Das versteht sich," sagte der Wirt. Der dritte „und das war recht."/„Jawohl war's recht," sagte der Wirt. Es ward ihnen nun gut Essen und Trinken gebracht und wohl aufgewartet. Nach dem Essen mußte die Bezahlung geschehen, da hielt der Wirt dem einen die Rechnung hin, der sprach „wir alle drei," der zweite „ums Geld," der dritte „und das war recht."/„Freilich ist's recht," sagte der Wirt, „alle drei bezahlen, und ohne Geld kann ich nichts geben." Sie bezahlten aber noch mehr als er gefordert hatte. Die Gäste sahen das mit an und sprachen „die Leute müssen toll sein."/„Ja, das sind sie auch," sagte der Wirt, „sie sind nicht recht klug." So blieben sie eine Zeitlang in dem Wirtshaus und sprachen kein ander Wort als „wir alle drei, ums Geld, und das war recht." Sie sahen aber und wußten alles was darin vorging. Es trug sich zu, daß ein großer Kaufmann kam mit vielem Geld, der sprach „Herr Wirt, heb Er mir mein Geld auf, da sind die drei närrischen Handwerksburschen, die möchten mir's stehlen." Das tat der Wirt. Wie er den Mantelsack in seine Stube trug, fühlte er, daß er schwer von Gold war. Darauf gab er den drei Handwerkern unten ein Lager, der Kaufmann aber kam oben hin in eine besondere Stube. Als Mitternacht war und der Wirt dachte sie schliefen alle, kam er mit seiner Frau, und sie hatten eine Holzaxt und schlugen den reichen Kaufmann tot; nach vollbrachtem Mord legten sie sich wieder schlafen. Wie's nun Tag war, gab's großen Lärm, der Kaufmann lag tot im Bett und schwamm in seinem Blut. Da liefen alle Gäste zusammen, der Wirt aber sprach „das haben die drei tollen

Handwerker getan." Die Gäſte beſtätigten es und ſagten „niemand anders kann's geweſen ſein." Der Wirt aber ließ ſie rufen und ſagte zu ihnen „habt ihr den Kaufmann getötet?"/„Wir alle drei," ſagte der erſte, „ums Geld" der zweite, „und das war recht" der dritte. „Da hört ihr's nun," ſprach der Wirt, „ſie geſtehen's ſelber." Sie wurden alſo ins Gefängnis gebracht und ſollten gerichtet werden. Wie ſie nun ſahen, daß es ſo ernſthaft ging, ward ihnen doch angſt, aber nachts kam der Teufel und ſprach „haltet nur noch einen Tag aus, und verſcherzt euer Glück nicht, es ſoll euch kein Haar gekrümmt werden." Am andern Morgen wurden ſie vor Gericht geführt: da ſprach der Richter „ſeid ihr die Mörder?"/„Wir alle drei."/„Warum habt ihr den Kaufmann erſchlagen?"/„Ums Geld."/„Ihr Böſewichter," ſagte der Richter, „habt ihr euch nicht der Sünde geſcheut?"/„Und das war recht."/„Sie haben bekannt und ſind noch halsſtarrig dazu," ſprach der Richter, „führt ſie gleich zum Tod." Alſo wurden ſie hinausgebracht, und der Wirt mußte mit in den Kreis treten. Wie ſie nun von den Henkersknechten gefaßt und oben aufs Gerüſt geführt wurden, wo der Scharfrichter mit bloßem Schwerte ſtand, kam auf einmal eine Kutſche mit vier blutroten Füchſen beſpannt und fuhr, daß das Feuer aus den Steinen ſprang, aus dem Fenſter aber winkte einer mit einem weißen Tuche. Da ſprach der Scharfrichter „es kommt Gnade," und ward auch aus dem Wagen „Gnade! Gnade!" gerufen. Da trat der Teufel heraus, als ein ſehr vornehmer Herr, prächtig gekleidet und ſprach „ihr drei ſeid unſchuldig; ihr dürft nun ſprechen, ſagt heraus was ihr geſehen und gehört habt." Da ſprach der älteſte „wir haben den Kaufmann nicht getötet, der Mörder ſteht da im Kreis" und deutete auf den Wirt, „zum Wahrzeichen geht hin in ſeinen Keller, da hängen noch viele andere, die er ums Leben gebracht." Da ſchickte der Richter die Henkersknechte hin, die fanden es, wie's geſagt war, und als ſie dem Richter das berichtet hatten, ließ er den Wirt hinaufführen und ihm das Haupt abſchlagen. Da ſprach der Teufel zu den dreien „nun hab ich die Seele, die ich haben wollte, ihr ſeid aber frei und habt Geld für euer Lebtag."

# 122. Der Teufel und seine Großmutter

Es war ein großer Krieg, und der König hatte viel Soldaten, gab ihnen aber wenig Sold, so daß sie nicht davon leben konnten. Da taten sich drei zusammen und wollten ausreißen. Einer sprach zum andern „wenn wir erwischt werden, so hängt man uns an den Galgenbaum, wie wollen wir's machen?" Sprach der andere „seht dort das große Kornfeld, wenn wir uns da verstecken, so findet uns kein Mensch: das Heer darf nicht hinein und muß morgen weiterziehen." Sie krochen in das Korn, aber das Heer zog nicht weiter, sondern blieb rund herum liegen. Sie saßen zwei Tage und zwei Nächte im Korn und hatten so großen Hunger, daß sie beinah gestorben wären: gingen sie aber heraus, so war ihnen der Tod gewiß. Da sprachen sie „was hilft uns unser Ausreißen, wir müssen hier elendig sterben." Indem kam ein feuriger Drache durch die Luft geflogen, der senkte sich zu ihnen herab und fragte sie, warum sie sich da versteckt hätten. Sie antworteten „wir sind drei Soldaten und sind ausgerissen, weil unser Sold gering war, nun müssen wir hier Hungers sterben, wenn wir liegen bleiben, oder wir müssen am Galgen baumeln, wenn wir herausgehen."/„Wollt ihr mir sieben Jahre dienen," sagte der Drache, „so will ich euch mitten durchs Heer führen, daß euch niemand erwischen soll?"/„Wir haben keine Wahl und müssen's annehmen" antworteten sie. Da packte sie der Drache in seine Klauen, führte sie durch die Luft über das Heer hinweg und setzte sie weit davon wieder auf die Erde; der Drache war aber niemand als der Teufel. Er gab ihnen ein kleines Peitschchen und sprach „peitscht und knallt ihr damit, so wird so viel Geld vor euch herumspringen, als ihr verlangt: ihr könnt dann wie große Herren leben, Pferde halten und in Wagen fahren: nach Verlauf der sieben Jahre aber seid ihr mein eigen." Dann hielt er ihnen ein Buch vor, in das mußten sie sich alle drei unterschreiben. „Doch

will ich euch," sprach er, „erſt noch ein Rätſel aufgeben, könnt ihr das raten, ſollt ihr frei ſein und aus meiner Gewalt entlaſſen." Da flog der Drache von ihnen weg, und ſie reiſten fort mit ihren Peitſchchen, hatten Geld die Fülle, ließen ſich Herrenkleider machen und zogen in der Welt herum. Wo ſie waren, lebten ſie in Freuden und Herrlichkeit, fuhren mit Pferden und Wagen, aßen und tranken, taten aber nichts Böſes. Die Zeit verſtrich ihnen ſchnell, und als es mit den ſieben Jahren zu Ende ging, ward zweien gewaltig angſt und bang, der dritte aber nahm's auf die leichte Schulter und ſprach „Brüder, fürchtet nichts, ich bin nicht auf den Kopf gefallen, ich errate das Rätſel." Sie gingen hinaus aufs Feld, ſaßen da und die zwei machten betrübte Geſichter. Da kam eine alte Frau daher, die fragte, warum ſie ſo traurig wären. „Ach, was liegt Euch daran, Ihr könnt uns doch nicht helfen."/„Wer weiß," antwortete ſie, „vertraut mir nur euren Kummer." Da erzählten ſie ihr, ſie wären des Teufels Diener geweſen, faſt ſieben Jahre lang, der hätte ihnen Geld wie Heu geſchafft, ſie hätten ſich ihm aber verſchrieben und wären ihm verfallen, wenn ſie nach den ſieben Jahren nicht ein Rätſel auflöſen könnten. Die Alte ſprach „ſoll euch geholfen werden, ſo muß einer von euch in den Wald gehen, da wird er an eine eingeſtürzte Felſenwand kommen, die ausſieht wie ein Häuschen, in das muß er eintreten, dann wird er Hilfe finden." Die zwei Traurigen dachten „das wird uns doch nicht retten," und blieben ſitzen, der dritte aber, der Luſtige, machte ſich auf und ging ſo weit in den Wald, bis er die Felſenhütte fand. In dem Häuschen aber ſaß eine ſteinalte Frau, die war des Teufels Großmutter und fragte ihn woher er käme und was er hier wolle. Er erzählte ihr alles, was geſchehen war, und weil er ihr wohlgefiel, hatte ſie Erbarmen und ſagte ſie wollte ihm helfen. Sie hob einen großen Stein auf, der über einem Keller lag, und ſagte „da verſtecke dich, du kannſt alles hören was hier geſprochen wird, ſitz nur ſtill und rege dich nicht: wann der Drache kommt, will ich ihn wegen der Rätſel befragen: mir ſagt er alles; und dann achte auf das was er antwortet." Um zwölf Uhr nachts kam der Drache angeflogen und verlangte ſein Eſſen.

Die Großmutter deckte den Tiſch und trug Trank und Speiſe auf, daß er vergnügt war, und ſie aßen und tranken zuſammen. Da fragte ſie ihn im Geſpräch, wie's den Tag ergangen wäre und wieviel Seelen er kriegt hätte. „Es wollte mir heute nicht recht glücken," antwortete er, „aber ich habe drei Soldaten gepackt, die ſind mir ſicher."/„Ja, drei Soldaten," ſagte ſie, „die haben etwas an ſich, die können dir noch entkommen." Sprach der Teufel höhniſch „die ſind mein, denen gebe ich noch ein Rätſel auf, das ſie nimmermehr raten können."/„Was iſt das für ein Rätſel?" fragte ſie. „Das will ich dir ſagen: in der großen Nordſee liegt eine tote Meerkatze, das ſoll ihr Braten ſein: und von einem Walfiſch die Rippe, das ſoll ihr ſilberner Löffel ſein: und ein alter hohler Pferdefuß, das ſoll ihr Weinglas ſein." Als der Teufel zu Bett gegangen war, hob die alte Großmutter den Stein auf und ließ den Soldaten heraus. „Haſt du auch alles wohl in acht genommen?"/„Ja," ſprach er, „ich weiß genug und will mir ſchon helfen." Darauf mußte er auf einem andern Weg durchs Fenſter heimlich und in aller Eile zu ſeinen Geſellen zurückgehen. Er erzählte ihnen, wie der Teufel von der alten Großmutter wäre überliſtet worden und wie er die Auflöſung des Rätſels von ihm vernommen hätte. Da waren ſie alle fröhlich und guter Dinge, nahmen die Peitſche und ſchlugen ſich ſoviel Geld, daß es auf der Erde herumſprang. Als die ſieben Jahre völlig herum waren, kam der Teufel mit dem Buche, zeigte die Unterſchriften und ſprach „ich will euch mit in die Hölle nehmen, da ſollt ihr eine Mahlzeit haben: könnt ihr mir raten, was ihr für einen Braten werdet zu eſſen kriegen, ſo ſollt ihr frei und los ſein und dürft auch das Peitſchchen behalten." Da fing der erſte Soldat an „in der großen Nordſee liegt eine tote Meerkatze, das wird wohl der Braten ſein." Der Teufel ärgerte ſich, machte „hm! hm! hm!" und fragte den zweiten, „was ſoll aber euer Löffel ſein?"/„Von einem Walfiſch die Rippe, das ſoll unſer ſilberner Löffel ſein." Der Teufel ſchnitt ein Geſicht, knurrte wieder dreimal „hm! hm! hm!" und ſprach zum dritten „wißt ihr auch was euer Weinglas ſein ſoll?"/„Ein alter Pferdefuß, das ſoll unſer Weinglas ſein." Da flog der

Teufel mit einem lauten Schrei fort und hatte keine Gewalt mehr über ſie; aber die drei behielten das Peitſchchen, ſchlugen Geld hervor, ſoviel ſie wollten und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

## 123. Der Bauer und der Teufel

Es war einmal ein kluges und verſchmitztes Bäuerlein, von deſſen Streichen viel zu erzählen wäre: die ſchönſte Geſchichte iſt aber doch, wie er den Teufel einmal dran gekriegt und zum Narren gehabt hat.

Das Bäuerlein hatte eines Tages ſeinen Acker beſtellt und rüſtete ſich zur Heimfahrt als die Dämmerung ſchon eingetreten war. Da erblickte er mitten auf ſeinem Acker einen Haufen feuriger Kohlen, und als er voll Verwunderung hinzuging, ſo ſaß oben auf der Glut ein kleiner ſchwarzer Teufel. „Du ſitzeſt wohl auf einem Schatz?" ſprach das Bäuerlein. „Jawohl," antwortete der Teufel, „auf einem Schatz, der mehr Gold und Silber enthält als du dein Lebtag geſehen haſt."/ „Der Schatz liegt auf meinem Feld und gehört mir" ſprach das Bäuerlein. „Er iſt dein" antwortete der Teufel, „wenn du mir zwei Jahre lang die Hälfte von dem gibſt, was dein Acker hervorbringt: Geld habe ich genug, aber ich trage Verlangen nach den Früchten der Erde." Das Bäuerlein ging auf den Handel ein. „Damit aber kein Streit bei der Teilung entſteht," ſprach es, „ſo ſoll dir gehören was über der Erde iſt und mir was unter der Erde iſt." Dem Teufel gefiel das wohl, aber das liſtige Bäuerlein hatte Rüben geſäet. Als nun die Zeit der Ernte kam, ſo erſchien der Teufel und wollte ſeine Frucht holen, er fand aber nichts als die gelben welken Blätter, und das Bäuerlein, ganz vergnügt, grub ſeine Rüben aus. „Einmal haſt du den Vorteil gehabt," ſprach der Teufel, „aber für das nächſte Mal ſoll das nicht gelten. Dein iſt was über der Erde wächſt und mein was darunter iſt."/„Mir auch recht" antwortete das Bäuerlein. Als aber die Zeit zur Ausſaat kam, ſäte das Bäuerlein

nicht wieder Rüben, sondern Weizen. Die Frucht ward reif, das Bäuerlein ging auf den Acker und schnitt die vollen Halme bis zur Erde ab. Als der Teufel kam, fand er nichts als Stoppeln und fuhr wütend in eine Felsenschlucht hinab. „So muß man die Füchse prellen" sprach das Bäuerlein, ging hin und holte sich den Schatz.

## 124. Der Grabhügel

in reicher Bauer stand eines Tages in seinem Hof und schaute nach seinen Feldern und Gärten: das Korn wuchs kräftig heran und die Obstbäume hingen voll Früchte. Das Getreide des vorigen Jahres lag noch in so mächtigen Haufen auf dem Boden, daß es kaum die Balken tragen konnten. Dann ging er in den Stall, da standen die gemästeten Ochsen, die fetten Kühe und die spiegelglatten Pferde. Endlich ging er in seine Stube zurück und warf seine Blicke auf die eisernen Kasten, in welchen sein Geld lag. Als er so dastand und seinen Reichtum übersah, klopfte es auf einmal heftig bei ihm an. Es klopfte aber nicht an die Türe seiner Stube, sondern an die Türe seines Herzens. Sie tat sich auf und er hörte eine Stimme, die zu ihm sprach „hast du den Deinigen damit wohlgetan? hast du die Not der Armen angesehen? hast du mit den Hungrigen dein Brot geteilt? war dir genug was du besaßest oder hast du noch immer mehr verlangt?" Das Herz zögerte nicht mit der Antwort „ich bin hart und unerbittlich gewesen und habe den Meinigen niemals etwas Gutes erzeigt. Ist ein Armer gekommen, so habe ich mein Auge weg gewendet. Ich habe mich um Gott nicht bekümmert, sondern nur an die Mehrung meines Reichtums gedacht. Wäre alles mein eigen gewesen, was der Himmel bedeckte, dennoch hätte ich nicht genug gehabt." Als er diese Antwort vernahm, erschrak er heftig: die Knie fingen an ihm zu zittern und er mußte sich niedersetzen. Da klopfte es abermals an die Türe seiner Stube. Es war sein

Nachbar, ein armer Mann, der ein Häufchen Kinder hatte, die er nicht mehr sättigen konnte. „Ich weiß," dachte der Arme, „mein Nachbar ist reich, aber er ist ebenso hart: ich glaube nicht, daß er mir hilft, aber meine Kinder schreien nach Brot, da will ich es wagen." Er sprach zu dem Reichen „Ihr gebt nicht leicht etwas von dem Eurigen weg, aber ich stehe da wie einer, dem das Wasser bis an den Kopf geht: meine Kinder hungern, leiht mir vier Malter Korn." Der Reiche sah ihn lange an, da begann der erste Sonnenstrahl der Milde einen Tropfen von dem Eis der Habsucht abzuschmelzen. „Vier Malter will ich dir nicht leihen," antwortete er, „sondern achte will ich dir schenken, aber eine Bedingung mußt du erfüllen."/„Was soll ich tun?" sprach der Arme. „Wenn ich tot bin, sollst du drei Nächte an meinem Grabe wachen." Dem Bauer ward bei dem Antrag unheimlich zumut, doch in der Not, in der er sich befand, hätte er alles bewilligt: er sagte also zu und trug das Korn heim.

Es war, als hätte der Reiche vorausgesehen was geschehen würde, nach drei Tagen fiel er plötzlich tot zur Erde; man wußte nicht recht wie es zugegangen war, aber niemand trauerte um ihn. Als er bestattet war, fiel dem Armen sein Versprechen ein: gerne wäre er davon entbunden gewesen, aber er dachte „er hat sich gegen dich doch mildtätig erwiesen, du hast mit seinem Korn deine hungrigen Kinder gesättigt, und wäre das auch nicht, du hast einmal das Versprechen gegeben und mußt du es halten." Bei einbrechender Nacht ging er auf den Kirchhof und setzte sich auf den Grabhügel. Es war alles still, nur der Mond schien über die Grabhügel und manchmal flog eine Eule vorbei und ließ ihre kläglichen Töne hören. Als die Sonne aufging, begab sich der Arme ungefährdet heim und ebenso ging die zweite Nacht ruhig vorüber. Den Abend des dritten Tages empfand er eine besondere Angst, es war ihm als stände noch etwas bevor. Als er hinauskam, erblickte er an der Mauer des Kirchhofs einen Mann, den er noch nie gesehen hatte. Er war nicht mehr jung, hatte Narben im Gesicht und seine Augen blickten scharf und feurig umher. Er war ganz von einem alten Mantel bedeckt und nur große Reiterstiefeln waren sichtbar. „Was sucht Ihr

hier?" redete ihn der Bauer an, „gruſelt Euch nicht auf dem einſamen Kirchhof?"/„Ich ſuche nichts," antwortete er „aber ich fürchte auch nichts. Ich bin wie der Junge, der ausging das Gruſeln zu lernen und ſich vergeblich bemühte, der aber bekam die Königstochter zur Frau und mit ihr große Reichtümer, und ich bin immer arm geblieben. Ich bin nichts als ein abgedankter Soldat und will hier die Nacht zubringen, weil ich ſonſt kein Obdach habe."/„Wenn Ihr keine Furcht habt," ſprach der Bauer, „ſo bleibt bei mir und helft mir dort den Grabhügel bewachen."/„Wacht halten iſt Sache des Soldaten," antwortete er, „was uns hier begegnet, Gutes oder Böſes, das wollen wir gemeinſchaftlich tragen." Der Bauer ſchlug ein und ſie ſetzten ſich zuſammen auf das Grab.

Alles blieb ſtill bis Mitternacht, da ertönte auf einmal ein ſchneidendes Pfeifen in der Luft, und die beiden Wächter erblickten den Böſen, der leibhaftig vor ihnen ſtand. „Fort, ihr Halunken," rief er ihnen zu, „der in dem Grab liegt, iſt mein: ich will ihn holen, und wo ihr nicht weggeht, dreh ich euch die Hälſe um."/„Herr mit der roten Feder," ſprach der Soldat, „Ihr ſeid mein Hauptmann nicht, ich brauch Euch nicht zu gehorchen, und das Fürchten hab ich noch nicht gelernt. Geht Eurer Wege, wir bleiben hier ſitzen." Der Teufel dachte „mit Gold fängſt du die zwei Haderlumpen am beſten," zog gelindere Saiten auf und fragte ganz zutraulich ob ſie nicht einen Beutel mit Gold annehmen und damit heimgehen wollten. „Das läßt ſich hören," antwortete der Soldat, „aber mit einem Beutel voll Gold iſt uns nicht gedient: wenn Ihr ſo viel Gold geben wollt, als da in einen von meinen Stiefeln geht, ſo wollen wir Euch das Feld räumen und abziehen."/„So viel habe ich nicht bei mir," ſagte der Teufel, „aber ich will es holen: in der benachbarten Stadt wohnt ein Wechſler, der mein guter Freund iſt, der ſtreckt mir gerne ſoviel vor." Als der Teufel verſchwunden war, zog der Soldat ſeinen linken Stiefel aus und ſprach „dem Kohlenbrenner wollen wir ſchon eine Naſe drehen: gebt mir nur Euer Meſſer, Gevatter." Er ſchnitt von dem Stiefel die Sohle ab und ſtellte ihn neben den Hügel in das hohe Gras an den

Rand einer halb überwachsenen Grube. „So ist alles gut," sprach er, „nun kann der Schornsteinfeger kommen."

Beide setzten sich und warteten, es dauerte nicht lange, so kam der Teufel und hatte ein Säckchen Gold in der Hand. „Schüttet es nur hinein," sprach der Soldat und hob den Stiefel ein wenig in die Höhe, „das wird aber nicht genug sein." Der Schwarze leerte das Säckchen, das Gold fiel durch und der Stiefel blieb leer. „Dummer Teufel," rief der Soldat, „es schickt nicht: habe ich es nicht gleich gesagt? kehrt nur wieder um und holt mehr." Der Teufel schüttelte den Kopf, ging und kam nach einer Stunde mit einem viel größeren Sack unter dem Arm. „Nur eingefüllt," rief der Soldat, „aber ich zweifle, daß der Stiefel voll wird." Das Gold klingelte als es hinabfiel, und der Stiefel blieb leer. Der Teufel blickte mit seinen glühenden Augen selbst hinein und überzeugte sich von der Wahrheit. „Ihr habt unverschämt starke Waden" rief er und verzog den Mund. „Meint Ihr," erwiderte der Soldat, „ich hätte einen Pferdefuß wie Ihr? seit wann seid Ihr so knauserig? macht daß Ihr mehr Gold herbeischafft, sonst wird aus unserm Handel nichts." Der Unhold trollte sich abermals fort. Diesmal blieb er länger aus, und als er endlich erschien, keuchte er unter der Last eines Sackes, der auf seiner Schulter lag. Er schüttete ihn in den Stiefel, der sich aber so wenig füllte als vorher. Er ward wütend und wollte dem Soldat den Stiefel aus der Hand reißen, aber in dem Augenblick drang der erste Strahl der aufgehenden Sonne am Himmel herauf und der böse Geist entfloh mit lautem Geschrei. Die arme Seele war gerettet.

Der Bauer wollte das Gold teilen, aber der Soldat sprach „gib den Armen was mir zufällt: ich ziehe zu dir in deine Hütte, und wir wollen mit dem übrigen in Ruhe und Frieden zusammenleben, solange es Gott gefällt."

# 125. Der Stiefel von Büffelleder

Ein Soldat, der sich vor nichts fürchtet, kümmert sich auch um nichts. So einer hatte seinen Abschied erhalten, und da er nichts gelernt hatte und nichts verdienen konnte, so zog er umher und bat gute Leute um Almosen. Auf seinen Schultern hing ein alter Wettermantel, und ein Paar Reiterstiefeln von Büffelleder waren ihm auch noch geblieben. Eines Tages ging er, ohne auf Weg und Steg zu achten, immer ins Feld hinein und gelangte endlich in einen Wald. Er wußte nicht wo er war, sah aber auf einem abgehauenen Baumstamm einen Mann sitzen, der gut gekleidet war und einen grünen Jägerrock trug. Der Soldat reichte ihm die Hand, ließ sich neben ihm auf das Gras nieder und streckte seine Beine aus. „Ich sehe, du hast feine Stiefel an, die glänzend gewichst sind," sagte er zu dem Jäger, „wenn du aber herumziehen müßtest wie ich, so würden sie nicht lange halten. Schau die meinigen an, die sind von Büffelleder und haben schon lange gedient, gehen aber durch dick und dünn." Nach einer Weile stand der Soldat auf und sprach „ich kann nicht länger bleiben, der Hunger treibt mich fort. Aber, Bruder Wichsstiefel, wohinaus geht der Weg?"/„Ich weiß es selber nicht," antwortete der Jäger, „ich habe mich in dem Wald verirrt."/„So geht dir's ja wie mir" sprach der Soldat, „gleich und gleich gesellt sich gern, wir wollen beieinander bleiben und den Weg suchen." Der Jäger lächelte ein wenig, und sie gingen zusammen fort immer weiter, bis die Nacht einbrach. „Wir kommen aus dem Wald nicht heraus" sprach der Soldat, „aber ich sehe dort in der Ferne ein Licht schimmern, da wird's etwas zu essen geben." Sie fanden ein Steinhaus, klopften an die Türe und ein altes Weib öffnete. „Wir suchen ein Nachtquartier" sprach der Soldat, „und etwas Unterfutter für den Magen, denn der meinige ist so leer wie ein alter Tornister."/„Hier könnt ihr nicht bleiben," antwortete die Alte, „das ist ein

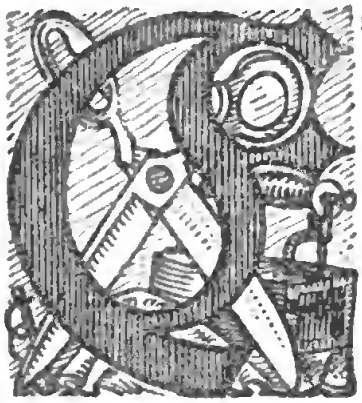
Räuberhaus, und ihr tut am klügſten, daß ihr euch fortmacht, bevor ſie heimkommen, denn finden ſie euch, ſo ſeid ihr verloren."/„Es wird ſo ſchlimm nicht ſein," antwortete der Soldat, „ich habe ſeit zwei Tagen keinen Biſſen genoſſen, und es iſt mir einerlei ob ich hier umkomme oder im Wald vor Hunger ſterbe. Ich gehe herein." Der Jäger wollte nicht folgen, aber der Soldat zog ihm am Ärmel mit ſich: „komm Bruderherz, es wird nicht gleich an den Kragen gehen." Die Alte hatte Mitleid und ſagte „kriecht hinter den Ofen, wenn ſie etwas übriglaſſen und eingeſchlafen ſind, ſo will ich's euch zuſtecken." Kaum ſaßen ſie in der Ecke, ſo kamen zwölf Räuber hereingeſtürmt, ſetzten ſich an den Tiſch, der ſchon gedeckt war und forderten mit Ungeſtüm Eſſen. Die Alte trug einen großen Braten herein, und die Räuber ließen ſich's wohlſchmecken. Als der Geruch von der Speiſe dem Soldaten in die Naſe ſtieg, ſagte er zum Jäger „ich halt's nicht länger aus, ich ſetze mich an den Tiſch und eſſe mit."/„Du bringſt uns ums Leben" ſprach der Jäger und hielt ihn am Arme. Aber der Soldat fing an laut zu huſten. Als die Räuber das hörten, warfen ſie Meſſer und Gabel hin, ſprangen auf und entdeckten die beiden hinter dem Ofen. „Aha, ihr Herrn," riefen ſie, „ſitzt ihr in der Ecke? was wollt ihr hier? ſeid ihr als Kundſchafter ausgeſchickt? wartet, ihr ſollt an einem dürren Aſt das Fliegen lernen."/„Nur manierlich" ſprach der Soldat, „mich hungert, gebt mir zu eſſen, hernach könnt ihr mit mir machen was ihr wollt." Die Räuber ſtutzten und der Anführer ſprach „ich ſehe du fürchteſt dich nicht, gut, Eſſen ſollſt du haben, aber hernach mußt du ſterben."/„Das wird ſich finden" ſagte der Soldat, ſetzte ſich an den Tiſch und fing an tapfer in den Braten einzuhauen. „Bruder Wichsſtiefel, komm und iß," rief er dem Jäger zu, „du wirſt hungrig ſein, ſo gut als ich, und einen beſſern Braten kannſt du zu Haus nicht haben;" aber der Jäger wollte nicht eſſen. Die Räuber ſahen dem Soldaten mit Erſtaunen zu und ſagten „der Kerl macht keine Umſtände." Hernach ſprach er „das Eſſen wäre ſchon gut, nun ſchafft auch einen guten Trunk herbei." Der Anführer war in der Laune ſich das auch noch gefallen zu laſſen und rief der Alten zu „hol

eine Flaſche aus dem Keller und zwar von dem beſten.“ Der Soldat zog den Pfropfen heraus daß es knallte, ging mit der Flaſche zu dem Jäger und ſprach „gib acht, Bruder, du ſollſt dein blaues Wunder ſehen: jetzt will ich eine Geſundheit auf die ganze Sippſchaft ausbringen.“ Dann ſchwenkte er die Flaſche über den Köpfen der Räuber, rief „ihr ſollt alle leben, aber das Maul auf und die rechte Hand in die Höhe“ und tat einen herzhaften Zug. Kaum waren die Worte heraus, ſo ſaßen ſie alle bewegungslos als wären ſie von Stein, hatten das Maul offen und ſtreckten den rechten Arm in die Höhe. Der Jäger ſprach zu dem Soldaten „ich ſehe du kannſt noch andere Kunſtſtücke, aber nun komm und laß uns heimgehen.“/„Oho, Bruderherz, das wäre zu früh abmarſchiert, wir haben den Feind geſchlagen und wollen erſt Beute machen. Die ſitzen da feſt und ſperren das Maul vor Verwunderung auf: ſie dürfen ſich aber nicht rühren bis ich es erlaube. Komm iß und trink.“ Die Alte mußte noch eine Flaſche von dem beſten holen, und der Soldat ſtand nicht eher auf als bis er wieder für drei Tage gegeſſen hatte. Endlich als der Tag kam, ſagte er „nun iſt Zeit, daß wir das Zelt abbrechen, und damit wir einen kurzen Marſch haben, ſo ſoll die Alte uns den nächſten Weg nach der Stadt zeigen.“ Als ſie dort angelangt waren, ging er zu ſeinen alten Kameraden und ſprach „ich habe draußen im Wald ein Neſt voll Galgenvögel aufgefunden, kommt mit, wir wollen es ausheben.“ Der Soldat führte ſie an und ſprach zu dem Jäger „du mußt wieder mit zurück und zuſehen wie ſie flattern, wenn wir ſie an den Füßen packen.“ Er ſtellte die Mannſchaft rings um die Räuber herum, dann nahm er die Flaſche, trank einen Schluck, ſchwenkte ſie über ihnen her und rief „ihr ſollt alle leben!“ Augenblicklich hatten ſie ihre Bewegung wieder, wurden aber niedergeworfen und an Händen und Füßen mit Stricken gebunden. Dann hieß ſie der Soldat wie Säcke in einen Wagen werfen und ſagte „fahrt ſie nur gleich vor das Gefängnis.“ Der Jäger aber nahm einen von der Mannſchaft beiſeite und gab ihm noch eine Beſtellung mit.

„Bruder Wichsſtiefel,“ ſprach der Soldat, „wir haben den Feind glücklich überrumpelt und uns wohl genährt, jetzt wollen

wir als Nachzügler in aller Ruhe hinterher marſchieren." Als ſie ſich der Stadt näherten, ſo ſah der Soldat, wie ſich eine Menge Menſchen aus dem Stadttor drängten, lautes Freudengeſchrei erhuben und grüne Zweige in der Luft ſchwangen. Dann ſah er, daß die ganze Leibwache herangezogen kam. „Was ſoll das heißen?" ſprach er ganz verwundert zu dem Jäger. „Weißt du nicht" antwortete er, „daß der König lange Zeit aus ſeinem Reich entfernt war, heute kehrt er zurück, und da gehen ihm alle entgegen." / „Aber wo iſt der König" ſprach der Soldat, „ich ſehe ihn nicht." / „Hier iſt er," antwortete der Jäger, „ich bin der König und habe meine Ankunft melden laſſen." Dann öffnete er ſeinen Jägerrock, daß man die königlichen Kleider ſehen konnte. Der Soldat erſchrak, fiel auf die Knie und bat ihn um Vergebung, daß er ihn in der Unwiſſenheit wie ſeinesgleichen behandelt und ihn mit ſolchem Namen angeredet habe. Der König aber reichte ihm die Hand und ſprach „du biſt ein braver Soldat und haſt mir das Leben gerettet. Du ſollſt keine Not mehr leiden, ich will ſchon für dich ſorgen. Und wenn du einmal ein Stück guten Braten eſſen willſt, ſo gut als in dem Räuberhaus, ſo komm nur in die königliche Küche. Willſt du aber eine Geſundheit ausbringen, ſo ſollſt du erſt bei mir Erlaubnis dazu holen."

## 126. Der Schneider im Himmel



Es trug ſich zu, daß der liebe Gott an einem ſchönen Tag in dem himmliſchen Garten ſich ergehen wollte und alle Apoſtel und Heiligen mitnahm, alſo daß niemand mehr im Himmel blieb als der heilige Petrus. Der Herr hatte ihm befohlen, während ſeiner Abweſenheit niemand einzulaſſen, Petrus ſtand alſo an der Pforte und hielt Wache. Nicht lange ſo klopfte jemand an. Petrus fragte wer da wäre und was er wollte. „Ich bin ein armer ehrlicher Schneider," antwortete eine feine Stimme, „der um Einlaß bittet." / „Ja, ehrlich," ſagte Petrus, „wie der Dieb am Galgen, du haſt lange Finger

gemacht und den Leuten das Tuch abgezwickt. Du kommſt nicht in den Himmel, der Herr hat mir verboten, ſo lange er draußen wäre, irgend jemand einzulaſſen." / „Seid doch barmherzig," rief der Schneider, „kleine Flicklappen, die von ſelbſt vom Tiſch herabfallen, ſind nicht geſtohlen und nicht der Rede wert. Seht, ich hinke und habe von dem Weg daher Blaſen an den Füßen, ich kann unmöglich wieder umkehren. Laßt mich nur hinein, ich will alle ſchlechte Arbeit tun. Ich will die Kinder tragen, die Windeln waſchen, die Bänke, darauf ſie geſpielt haben, ſäubern und abwiſchen und ihre zerriſſenen Kleider flicken." Der heilige Petrus ließ ſich aus Mitleid bewegen und öffnete dem lahmen Schneider die Himmelspforte ſo weit, daß er mit ſeinem dürren Leib hineinſchlüpfen konnte. Er mußte ſich in einen Winkel hinter die Türe ſetzen und ſollte ſich da ſtill und ruhig verhalten, damit ihn der Herr, wenn er zurückkäme, nicht bemerkte und zornig würde. Der Schneider gehorchte, als aber der heilige Petrus einmal zur Tür hinaustrat, ſtand er auf und ging voll Neugierde in allen Winkeln des Himmels herum und beſah ſich die Gelegenheit. Endlich kam er zu einem Platz, da ſtanden viele ſchöne und köſtliche Stühle und in der Mitte ein ganz goldener Seſſel, der mit glänzenden Edelſteinen beſetzt war; er war auch viel höher als die übrigen Stühle, und ein goldener Fußſchemel ſtand davor. Es war aber der Seſſel, auf welchem der Herr ſaß, wenn er daheim war, und von welchem er alles ſehen konnte, was auf Erden geſchah. Der Schneider ſtand ſtill und ſah den Seſſel eine gute Weile an, denn er gefiel ihm beſſer als alles andere. Endlich konnte er den Vorwitz nicht bezähmen, ſtieg hinauf und ſetzte ſich in den Seſſel. Da ſah er alles was auf Erden geſchah und bemerkte eine alte häßliche Frau, die an einem Bach ſtand und wuſch und zwei Schleier heimlich beiſeite tat. Der Schneider erzürnte ſich bei dieſem Anblicke ſo ſehr, daß er den goldenen Fußſchemel ergriff und durch den Himmel auf die Erde hinab nach der alten Diebin warf. Da er aber den Schemel nicht wieder heraufholen konnte, ſo ſchlich er ſich ſachte aus dem Seſſel weg, ſetzte ſich an ſeinen Platz hinter die Türe und tat als ob er kein Waſſer getrübt hätte.

Als der Herr und Meiſter mit dem himmliſchen Gefolge wieder zurückkam, ward er zwar den Schneider hinter der Türe nicht gewahr, als er ſich aber auf ſeinen Seſſel ſetzte, mangelte der Schemel. Er fragte den heiligen Petrus wo der Schemel hingekommen wäre, der wußte es nicht. Da fragte er weiter ob er jemand hereingelaſſen hätte. „Ich weiß niemand," antwortete Petrus „der dageweſen wäre, als ein lahmer Schneider, der noch hinter der Türe ſitzt." Da ließ der Herr den Schneider vor ſich treten und fragte ihn ob er den Schemel weggenommen und wo er ihn hingetan hätte. „O Herr," antwortete der Schneider freudig, „ich habe ihn im Zorne hinab auf die Erde nach dem alten Weibe geworfen, das ich bei der Wäſche zwei Schleier ſtehlen ſah." / „O du Schalk," ſprach der Herr, „wollt ich richten wie du richteſt, wie meinſt du daß es dir ſchon längſt ergangen wäre? ich hätte ſchon lange keine Stühle, Bänke, Seſſel, ja keine Ofengabel mehr hier gehabt, ſondern alles nach den Sündern hinabgeworfen. Fortan kannſt du nicht mehr im Himmel bleiben, ſondern mußt wieder hinaus vor das Tor: da ſieh zu wo du hinkommſt. Hier ſoll niemand ſtrafen, denn ich allein, der Herr."

Petrus mußte den Schneider wieder hinaus vor den Himmel bringen, und weil er zerriſſene Schuhe hatte und die Füße voll Blaſen, nahm er einen Stock in die Hand und zog nach Warteinweil, wo die frommen Soldaten ſitzen und ſich luſtig machen.

## 127. Das Bürle im Himmel

' iſch emol es arms fromms Bürle gſtorbe, und chunt do vor d' Himmelspforte. Zur gliche Zit iſch au e riche riche Herr do gſt und het au i Himmel welle. Do chunt der heilige Petrus mitem Schlüſſel und macht uf und lot der Herr ine; das Bürle het er aber, wies ſchint, nid gſeh und macht d' Pforte ämel wieder zue. Do het das Bürle voruſſe ghört wie de Herr mit alle Freude im

Himmel uf gno worde isch, und wie se drin musiziert und gsunge händ. Åndle isch es do wider still worde, und der heilig Petrus chunt, macht d' Himmelspforte uf un lot das Bürle au ine. S Bürle het do gmeint s werd jetzt au musiziert und gsunge, wenn es chöm, aber do isch alles still gsi; me hets frile mit aller Liebe ufgno, und d' Ängele sind em egäge cho, aber gsunge het niemer (niemand). Do frogt das Bürle der heilig Petrus worum das me be im nid singe wie be dem riche Herr, s geu, schints, do im Himmel au parteiisch zue wie uf der Erde. Do säit der heilig Petrus „nai wäger, du bisch is so lieb wie alle andere und muesch alle himmlische Freude gniesse wie de rich Herr, aber lueg, so arme Bürle, wie du äis bisch, chömme alle Tag e Himmel, so ne riche Herr aber chunt nume alle hundert Johr öppe äine."

## 128. Lieb und Leid teilen

s war einmal ein Schneider, der war ein zänkischer Mensch, und seine Frau, die gut, fleißig und fromm war, konnte es ihm niemals recht machen. Was sie tat, er war unzufrieden, brummte, schalt raufte und schlug sie. Als die Obrigkeit endlich davon hörte, ließ sie ihn vorfordern und ins Gefängnis setzen, damit er sich bessern sollte. Er saß eine Zeitlang bei Wasser und Brot, dann wurde er wieder frei gelassen, mußte aber geloben seine Frau nicht mehr zu schlagen, sondern friedlich mit ihr zu leben, Lieb und Leid zu teilen, wie sich's unter Eheleuten gebührt. Eine Zeitlang ging es gut, dann aber geriet er wieder in seine alte Weise, war mürrisch und zänkisch. Und weil er sie nicht schlagen durfte, wollte er sie bei den Haaren packen und raufen. Die Frau entwischte ihm und sprang auf den Hof hinaus, er lief aber mit der Elle und Schere hinter ihr her, jagte sie herum und warf ihr die Elle und Schere, und was ihm sonst zur Hand war, nach. Wenn er sie traf, so lachte er, und wenn er sie fehlte, so tobte und wetterte er. Er trieb es so lange bis die Nachbarn der Frau zu Hilfe kamen. Der Schnei-

der ward wieder vor die Obrigkeit gerufen und an sein Versprechen erinnert. „Liebe Herren," antwortete er, „ich habe gehalten was ich gelobt habe, ich habe sie nicht geschlagen, sondern Lieb und Leid mit ihr geteilt."/„Wie kann das sein," sprach der Richter, „da sie abermals so große Klage über Euch führt?"/„Ich habe sie nicht geschlagen, sondern ihr nur, weil sie so wunderlich aussah, die Haare mit der Hand kämmen wollen: sie ist mir aber entwichen und hat mich böslich verlassen. Da bin ich ihr nachgeeilt und habe, damit sie zu ihrer Pflicht zurückkehre, als eine gutgemeinte Erinnerung nachgeworfen was mir eben zur Hand war. Ich habe auch Lieb und Leid mit ihr geteilt, denn so oft ich sie getroffen habe, ist es mir lieb gewesen und ihr leid: habe ich sie aber gefehlt, so ist es ihr lieb gewesen, mir aber leid." Die Richter waren aber mit dieser Antwort nicht zufrieden, sondern ließen ihm seinen verdienten Lohn auszahlen.

## 129. Meister Pfriem

Meister Pfriem war ein kleiner hagerer aber lebhafter Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht, aus dem nur die aufgestülpte Nase vorragte, war pockennarbig und leichenblaß, sein Haar grau und struppig, seine Augen klein, aber sie blitzten unaufhörlich rechts und links hin. Er bemerkte alles, tadelte alles, wußte alles besser und hatte in allem recht. Ging er auf der Straße, so ruderte er heftig mit beiden Armen und einmal schlug er einem Mädchen, das Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, daß er selbst davon begossen ward. „Schafskopf," rief er ihr zu indem er sich schüttelte, „konntest du nicht sehen, daß ich hinter dir herkam?" Seines Handwerks war er ein Schuster, und wenn er arbeitete, so fuhr er mit dem Draht so gewaltig aus, daß er jedem, der sich nicht weit genug in der Ferne hielt, die Faust in den Leib stieß. Kein Geselle blieb länger als einen Monat bei ihm, denn er hatte

an der beſten Arbeit immer etwas auszuſetzen. Bald waren die Stiche nicht gleich, bald war ein Schuh länger, bald ein Abſatz höher als der andere, bald war das Leder nicht hinlänglich geſchlagen. „Warte,“ ſagte er zu dem Lehrjungen, „ich will dir ſchon zeigen wie man die Haut weich ſchlägt,“ holte den Riemen und gab ihm ein paar Hiebe über den Rücken. Faulenzer nannte er ſie alle. Er ſelber brachte aber doch nicht viel vor ſich, weil er keine Viertelſtunde ruhig ſitzen blieb. War ſeine Frau frühmorgens aufgeſtanden und hatte Feuer angezündet, ſo ſprang er aus dem Bett und lief mit bloßen Füßen in die Küche. „Wollt ihr mir das Haus anzünden?“ ſchrie er, „das iſt ja ein Feuer, daß man einen Ochſen dabei braten könnte! oder koſtet das Holz etwa kein Geld?“ Standen die Mägde am Waſchfaß, lachten und erzählten ſich was ſie wußten, ſo ſchalt er ſie aus „da ſtehen die Gänſe und ſchnattern und vergeſſen über dem Geſchwätz ihre Arbeit. Und wozu die friſche Seife? heilloſe Verſchwendung und obendrein eine ſchändliche Faulheit: ſie wollen die Hände ſchonen und das Zeug nicht ordentlich reiben.“ Er ſprang fort, ſtieß aber einen Eimer voll Lauge um, ſo daß die ganze Küche überſchwemmt ward. Richtete man ein neues Haus auf, ſo lief er ans Fenſter und ſah zu. „Da vermauern ſie wieder den roten Sandſtein,“ rief er, „der niemals austrocknet; in dem Haus bleibt kein Menſch geſund. Und ſeht einmal wie ſchlecht die Geſellen die Steine aufſetzen. Der Mörtel taugt auch nichts: Kies muß hinein, nicht Sand. Ich erlebe noch, daß den Leuten das Haus über dem Kopf zuſammenfällt.“ Er ſetzte ſich und tat ein paar Stiche, dann ſprang er wieder auf, hakte ſein Schurzfell los und rief „ich will nur hinaus und den Menſchen ins Gewiſſen reden.“ Er geriet aber an die Zimmerleute. „Was iſt das?“ rief er, „ihr haut ja nicht nach der Schnur. Meint ihr die Balken würden gerad ſtehen? es weicht einmal alles aus den Fugen.“ Er riß einem Zimmermann die Axt aus der Hand und wollte ihm zeigen wie er hauen müßte, als aber ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Axt weg und ſprang zu dem Bauer, der nebenher ging. „Ihr ſeid nicht recht bei Troſt,“ rief er, „wer ſpannt junge Pferde vor einen ſchwer

beladenen Wagen? die armen Tiere werden Euch auf dem Platz umfallen." Der Bauer gab ihm keine Antwort, und Pfriem lief vor Ärger in seine Werkstatt zurück. Als er sich wieder zur Arbeit setzen wollte, reichte ihm der Lehrjunge einen Schuh. „Was ist das wieder?" schrie er ihn an, „habe ich Euch nicht gesagt Ihr sollt die Schuhe nicht so weit ausschneiden? wer wird einen solchen Schuh kaufen an dem fast nichts ist als die Sohle? ich verlange, daß meine Befehle unmangelhaft befolgt werden."/ „Meister," antwortete der Lehrjunge, „Ihr mögt wohl recht haben, daß der Schuh nichts taugt, aber es ist derselbe, den Ihr zugeschnitten und selbst in Arbeit genommen habt. Als Ihr vorhin aufgesprungen seid, habt Ihr ihn vom Tisch herabgeworfen, und ich habe ihn nur aufgehoben. Euch könnte es aber ein Engel vom Himmel nicht recht machen."

Meister Pfriem träumte in einer Nacht er wäre gestorben und befände sich auf dem Weg nach dem Himmel. Als er anlangte, klopfte er heftig an die Pforte: „es wundert mich," sprach er, „daß sie nicht einen Ring am Tor haben, „man klopft sich die Knöchel wund." Der Apostel Petrus öffnete und wollte sehen wer so ungestüm Einlaß begehrte. „Ach, Ihr seid's, Meister Pfriem," sagte er, „ich will Euch wohl einlassen, aber ich warne Euch, daß Ihr von Eurer Gewohnheit ablaßt und nichts tadelt, was Ihr im Himmel seht: es könnte Euch übel bekommen."/ „Ihr hättet Euch die Ermahnung sparen können," erwiderte Pfriem, „ich weiß schon was sich ziemt, und hier ist, Gott sei Dank, alles vollkommen und nichts zu tadeln, wie auf Erden." Er trat also ein und ging in den weiten Räumen des Himmels auf und ab. Er sah sich um, rechts und links, schüttelte aber zuweilen mit dem Kopf oder brummte etwas vor sich hin. Indem erblickte er zwei Engel, die einen Balken wegtrugen. Es war der Balken, den einer im Auge gehabt hatte, während er nach dem Splitter in den Augen anderer suchte. Sie trugen aber den Balken nicht der Länge nach, sondern quer. „Hat man je einen solchen Unverstand gesehen?" dachte Meister Pfriem; doch schwieg er und gab sich zufrieden: „es ist im Grunde einerlei, wie man den Balken trägt, gerade oder quer, wenn man nur damit durchkommt, und

wahrhaftig, ich ſehe ſie ſtoßen nirgend an." Bald hernach erblickte er zwei Engel, welche Waſſer aus einem Brunnen in ein Faß ſchöpften, zugleich bemerkte er, daß das Faß durchlöchert war und das Waſſer von allen Seiten herauslief. Sie tränkten die Erde mit Regen. „Alle Hagel!" platzte er heraus, beſann ſich aber glücklicherweiſe und dachte „vielleicht iſt's bloßer Zeitvertreib; macht's einem Spaß, ſo kann man dergleichen unnütze Dinge tun, zumal hier im Himmel, wo man, wie ich ſchon bemerkt habe, doch nur faulenzt." Er ging weiter und ſah einen Wagen, der in einem tiefen Loch ſtecken geblieben war. „Kein Wunder," ſprach er zu dem Mann, der dabeiſtand, „wer wird ſo unvernünftig aufladen? was habt Ihr da?"/„Fromme Wünſche," antwortete der Mann, „ich konnte damit nicht auf den richtigen Weg kommen, aber ich habe den Wagen noch glücklich heraufgeſchoben, und hier werden ſie mich nicht ſtecken laſſen." Wirklich kam ein Engel und ſpannte zwei Pferde vor. „Ganz gut," meinte Pfriem, „aber zwei Pferde bringen den Wagen nicht heraus, viere müſſen wenigſtens davor." Ein anderer Engel kam und führte noch zwei Pferde herbei, ſpannte ſie aber nicht vorn ſondern hinten an. Das war dem Meiſter Pfriem zuviel. „Tolpatſch," brach er los, „was machſt du da? hat man je, ſo lange die Welt ſteht, auf dieſe Weiſe einen Wagen herausgezogen? da meinen ſie aber in ihrem dünkelhaften Übermut alles beſſer zu wiſſen." Er wollte weiterreden, aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn am Kragen gepackt und ſchob ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt hinaus. Unter der Pforte drehte der Meiſter noch einmal den Kopf nach dem Wagen und ſah wie er von vier Flügelpferden in die Höhe gehoben ward.

In dieſem Augenblick erwachte Meiſter Pfriem. „Es geht freilich im Himmel etwas anders her als auf Erden," ſprach er zu ſich ſelbſt, „und da läßt ſich manches entſchuldigen, aber wer kann geduldig mit anſehen, daß man die Pferde zugleich hinten und vorn anſpannt? freilich, ſie hatten Flügel, aber wer kann das wiſſen? Es iſt übrigens eine gewaltige Dummheit, Pferden, die vier Beine zum laufen haben, noch ein Paar Flügel anzu-

heften. Aber ich muß aufstehen, sonst machen sie mir im Haus lauter verkehrtes Zeng. Es ist nur ein Glück, daß ich nicht wirklich gestorben bin."

## 130. Der Gevatter Tod

Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder und mußte Tag und Nacht arbeiten, damit er ihnen nur Brot geben konnte. Als nun das dreizehnte zur Welt kam, wußte er sich in seiner Not nicht zu helfen, lief hinaus auf die Landstraße und wollte den ersten der ihm begegnete zu Gevatter bitten. Der erste der ihm begegnete, das war der liebe Gott, der wußte schon was er auf dem Herzen hatte und sprach zu ihm „armer Mann, du dauerst mich, ich will dein Kind aus der Taufe heben, will für es sorgen und glücklich machen auf Erden." Der Mann sprach „wer bist du?" / „Ich bin der liebe Gott." / „So begehr ich dich nicht zu Gevatter," sagte der Mann, „du gibst dem Reichen und lässest den Armen hungern." Das sprach der Mann, weil er nicht wußte wie weislich Gott Reichtum und Armut verteilt. Also wendete er sich von dem Herrn und ging weiter. Da trat der Teufel zu ihm und sprach „was suchst du? willst du mich zum Paten deines Kindes nehmen, so will ich ihm Gold die Hülle und Fülle und alle Lust der Welt dazu geben." Der Mann fragte „wer bist du?" / „Ich bin der Teufel." / „So begehr ich dich nicht zum Gevatter," sprach der Mann, „du betrügst und verführst die Menschen." Er ging weiter, da kam der dürrbeinige Tod auf ihn zugeschritten und sprach „nimm mich zu Gevatter." Der Mann fragte „wer bist du?" / „Ich bin der Tod, der alle gleich macht." Da sprach der Mann „du bist der Rechte, du holst den Reichen wie den Armen ohne Unterschied, du sollst mein Gevattersmann sein." Der Tod antwortete „ich will dein Kind reich und berühmt machen, denn wer mich zum Freunde hat, dem kann's nicht fehlen." Der Mann sprach „künftigen Sonntag ist die Taufe, da stelle dich zu rechter Zeit ein."

Der Tod erſchien wie er verſprochen hatte und ſtand ganz ordentlich Gevatter.

Als der Knabe zu Jahren gekommen war, trat zu einer Zeit der Pate ein und hieß ihn mitgehen. Er führte ihn hinaus in den Wald, zeigte ihm ein Kraut, das da wuchs, und ſprach „jetzt ſollſt du dein Patengeſchenk empfangen. Ich mache dich zu einem berühmten Arzt. Wenn du zu einem Kranken gerufen wirſt, ſo will ich dir jedesmal erſcheinen: ſteh ich zu Häupten des Kranken, ſo kannſt du keck ſprechen, du wollteſt ihn wieder geſund machen, und gibſt du ihm dann von jenem Kraut ein, ſo wird er geneſen; ſteh ich aber zu Füßen des Kranken, ſo iſt er mein und du mußt ſagen, alle Hilfe ſei umſonſt und kein Arzt in der Welt könne ihn retten. Aber hüte dich, daß du das Kraut nicht gegen meinen Willen gebrauchſt, es könnte dir ſchlimm ergehen."

Es dauerte nicht lange, ſo war der Jüngling der berühmteſte Arzt auf der ganzen Welt. „Er braucht nur den Kranken anzuſehen, ſo weiß er ſchon wie es ſteht, ob er wieder geſund wird, oder ob er ſterben muß," ſo hieß es von ihm, und weit und breit kamen die Leute herbei, holten ihn zu den Kranken und gaben ihm ſo viel Gold, daß er bald ein reicher Mann war. Nun trug es ſich zu, daß der König erkrankte: der Arzt ward berufen und ſollte ſagen ob Geneſung möglich wäre. Wie er aber zu dem Bette trat, ſo ſtand der Tod zu den Füßen des Kranken, und da war für ihn kein Kraut mehr gewachſen. „Wenn ich doch einmal den Tod überliſten könnte," dachte der Arzt, „er wird's freilich übelnehmen, aber da ich ſein Pate bin, ſo drückt er wohl ein Auge zu: ich will's wagen." Er faßte alſo den Kranken und legte ihn verkehrt, ſo daß der Tod zu Häupten desſelben zu ſtehen kam. Dann gab er ihm von dem Kraute ein, und der König erholte ſich und ward geſund. Der Tod aber kam zu dem Arzte, machte ein böſes und finſteres Geſicht, drohte mit dem Finger und ſagte „du haſt mich hinter das Licht geführt: diesmal will ich dir's nachſehen, weil du mein Pate biſt, aber wagſt du das noch einmal, ſo geht dir's an den Kragen und ich nehme dich ſelbſt mit fort."

Bald hernach verfiel die Tochter des Königs in eine ſchwere Krankheit. Sie war ſein einziges Kind, er weinte Tag und Nacht, daß ihm die Augen erblindeten, und ließ bekanntmachen, wer ſie vom Tode errettete, der ſollte ihr Gemahl werden und die Krone erben. Der Arzt, als er zu dem Bett der Kranken kam, erblickte den Tod zu ihren Füßen. Er hätte ſich der Warnung ſeines Paten erinnern ſollen, aber die große Schönheit der Königstochter und das Glück ihr Gemahl zu werden betörten ihn ſo, daß er alle Gedanken in den Wind ſchlug. Er ſah nicht, daß der Tod ihm zornige Blicke zuwarf, die Hand in die Höhe hob und mit der dürren Fauſt drohte; er hob die Kranke auf und legte ihr Haupt dahin, wo die Füße gelegen hatten. Dann gab er ihr das Kraut ein, und alsbald röteten ſich ihre Wangen, und das Leben regte ſich von neuem.

Der Tod, als er ſich zum zweitenmal um ſein Eigentum betrogen ſah, ging mit langen Schritten auf den Arzt zu und ſprach „es iſt aus mit dir und die Reihe kommt nun an dich," packte ihn mit ſeiner eiskalten Hand ſo hart, daß er nicht widerſtehen konnte und führte ihn in eine unterirdiſche Höhle. Da ſah er wie tauſend Lichter in unüberſehbaren Reihen brannten, einige groß, andere halbgroß, andere klein. Jeden Augenblick verloſchen einige, und andere brannten wieder auf, alſo daß die Flämmchen in beſtändigem Wechſel hin und her zu hüpfen ſchienen. „Siehſt du," ſprach der Tod, „das ſind die Lebenslichter der Menſchen. Die großen gehören Kindern, die halbgroßen Eheleuten in ihren beſten Jahren, die kleinen gehören Greiſen. Doch auch Kinder und junge Leute haben oft nur ein kleines Lichtchen." / „Zeige mir mein Lebenslicht," ſagte der Arzt und meinte es wäre noch recht groß. Der Tod deutete auf ein kleines Endchen, das eben auszugehen drohte und ſagte „ſiehſt du, da iſt es." / „Ach, lieber Pate," ſagte der erſchrockene Arzt, „zündet mir ein neues an, tut mir's zuliebe, damit ich meines Lebens genießen kann, König werde und Gemahl der ſchönen Königstochter." / „Ich kann nicht," antwortete der Tod, „erſt muß eins verlöſchen, eh ein neues anbrennt." / „So ſetzt das alte auf ein neues, das gleich fortbrennt wenn jenes zu Ende iſt," bat

der Arzt. Der Tod ſtellte ſich als ob er ſeinen Wunſch erfüllen wollte, langte ein friſches großes Licht herbei: aber weil er ſich rächen wollte verſah er's beim Umſtecken abſichtlich, und das Stückchen fiel um und erloſch. Alsbald ſank der Arzt zu Boden und war nun ſelbſt in die Hand des Todes geraten.

## 131. Die Boten des Todes

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Rieſe auf der großen Landſtraße, da ſprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief „halt! keinen Schritt weiter!“/„Was,“ ſprach der Rieſe, „du Wicht, den ich zwiſchen den Fingern zerdrücken kann, du willſt mir den Weg vertreten? Wer biſt du, daß du ſo keck reden darfſt?“/„Ich bin der Tod,“ erwiderte der andere, „mir widerſteht niemand, und auch du mußt meinen Befehlen gehorchen.“ Der Rieſe aber weigerte ſich und fing an mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer heftiger Kampf, zuletzt behielt der Rieſe die Oberhand und ſchlug den Tod mit ſeiner Fauſt nieder, daß er neben einem Stein zuſammenſank. Der Rieſe ging ſeiner Wege, und der Tod lag da beſiegt und war ſo kraftlos, daß er ſich nicht wieder erheben konnte. „Was ſoll daraus werden,“ ſprach er, „wenn ich da in der Ecke liegen bleibe? es ſtirbt niemand mehr auf der Welt, und ſie wird ſo mit Menſchen angefüllt werden, daß ſie nicht mehr Platz haben nebeneinander zu ſtehen.“ Indem kam ein junger Menſch des Wegs, friſch und geſund, ſang ein Lied und warf ſeine Augen hin und her. Als er den Halbohnmächtigen erblickte, ging er mitleidig heran, richtete ihn auf, flößte ihm aus ſeiner Flaſche einen ſtärkenden Trank ein und wartete bis er wieder zu Kräften kam. „Weißt du auch,“ ſagte der Fremde, indem er ſich aufrichtete, „wer ich bin und wem du wieder auf die Beine geholfen haſt?“/„Nein,“ antwortete der Jüngling, „ich kenne dich nicht.“/„Ich bin der Tod,“ ſprach er, „ich verſchone niemand und kann auch mit dir keine Ausnahme machen.

Damit du aber ſiehſt daß ich dankbar bin, ſo verſpreche ich dir, daß ich dich nicht unverſehens überfallen, ſondern dir erſt meine Boten ſenden will, bevor ich komme und dich abhole."/„Wohlan," ſprach der Jüngling, „immer ein Gewinn, daß ich weiß wann du kommſt und ſo lange wenigſtens ſicher vor dir bin." Dann zog er weiter, war luſtig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein. Allein Jugend und Geſundheit hielten nicht lange aus, bald kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn bei Tag plagten und ihm nachts die Ruhe wegnahmen. „Sterben werde ich nicht," ſprach er zu ſich ſelbſt, „denn der Tod ſendet erſt ſeine Boten, ich wollte nur die böſen Tage der Krankheit wären erſt vorüber." Sobald er ſich geſund fühlte, fing er wieder an in Freuden zu leben. Da klopfte ihn eines Tages jemand auf die Schulter: er blickte ſich um, und der Tod ſtand hinter ihm und ſprach „folge mir, die Stunde deines Abſchieds von der Welt iſt gekommen."/„Wie," antwortete der Menſch, „willſt du dein Wort brechen? haſt du mir nicht verſprochen, daß du mir, bevor du ſelbſt kämeſt, deine Boten ſenden wollteſt? ich habe keinen geſehen."/„Schweig," erwiderte der Tod, „habe ich dir nicht einen Boten über den andern geſchickt? kam nicht das Fieber, ſtieß dich an, rüttelte dich und warf dich nieder? hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? zwickte dich nicht die Gicht in allen Gliedern? brauſte dir's nicht in den Ohren? nagte nicht der Zahnſchmerz in deinen Backen? ward dir's nicht dunkel vor den Augen? Über das alles, hat nicht mein leiblicher Bruder, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert? lagſt du nicht in der Nacht, als wärſt du ſchon geſtorben?" Der Menſch wußte nichts zu erwidern, ergab ſich in ſein Geſchick und ging mit dem Tode fort.

# 132. Die Lebenszeit

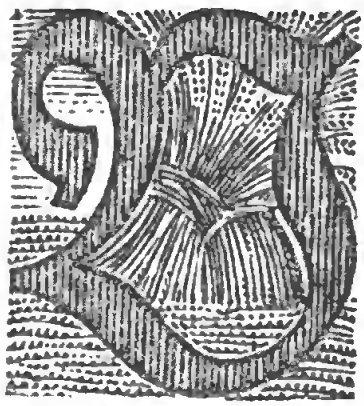
ls Gott die Welt geſchaffen hatte und allen Kreaturen ihre Lebenszeit beſtimmen wollte, kam der Eſel und fragte „Herr, wie lange ſoll ich leben?“/„Dreißig Jahre,“ antwortete Gott, „iſt dir das recht?“/„Ach Herr,“ erwiderte der Eſel, „das iſt eine lange Zeit. Bedenke mein mühſeliges Daſein: von Morgen bis in die Nacht ſchwere Laſten tragen, Kornſäcke in die Mühle ſchleppen, damit andere das Brot eſſen, mit nichts als mit Schlägen und Fußtritten ermuntert und aufgefriſcht zu werden! erlaß mir einen Teil der langen Zeit.“ Da erbarmte ſich Gott und ſchenkte ihm achtzehn Jahre. Der Eſel ging getröſtet hinweg und der Hund erſchien. „Wie lange willſt du leben?“ ſprach Gott zu ihm, „dem Eſel ſind dreißig Jahre zuviel, du aber wirſt damit zufrieden ſein.“/„Herr,“ antwortete der Hund, „iſt das dein Wille? bedenke was ich laufen muß, das halten meine Füße ſo lange nicht aus; und habe ich erſt die Stimme zum bellen verloren und die Zähne zum beißen, was bleibt mir übrig als aus einer Ecke in die andere zu laufen und zu knurren?“ Gott ſah, daß er recht hatte und erließ ihm zwölf Jahre. Darauf kam der Affe. „Du willſt wohl gerne dreißig Jahre leben?“ ſprach der Herr zu ihm, „du brauchſt nicht zu arbeiten, wie der Eſel und der Hund, und biſt immer guter Dinge.“/„Ach Herr,“ antwortete er, „das ſieht ſo aus, iſt aber anders. Wenn's Hirſenbrei regnet, habe ich keinen Löffel. Ich ſoll immer luſtige Streiche machen, Geſichter ſchneiden damit die Leute lachen, und wenn ſie mir einen Apfel reichen und ich beiße hinein, ſo iſt er ſauer. Wie oft ſteckt die Traurigkeit hinter dem Spaß! Dreißig Jahre halte ich das nicht aus.“ Gott war gnädig und ſchenkte ihm zehn Jahre.

Endlich erſchien der Menſch, war freudig, geſund und friſch und bat Gott ihm ſeine Zeit zu beſtimmen. „Dreißig Jahre ſollſt du leben,“ ſprach der Herr, „iſt dir das genug?“/„Welch

eine kurze Zeit!" rief der Menſch, „wenn ich mein Haus gebaut habe und das Feuer auf meinem eigenen Herde brennt: wenn ich Bäume gepflanzt habe, die blühen und Früchte tragen, und ich meines Lebens froh zu werden gedenke, ſo ſoll ich ſterben! o Herr, verlängere meine Zeit."/„Ich will dir die achtzehn Jahre des Eſels zulegen" ſagte Gott. „Das iſt nicht genug" erwiderte der Menſch. „Du ſollſt auch die zwölf Jahre des Hundes haben."/„Immer noch zu wenig."/„Wohlan," ſagte Gott, „ich will dir noch die zehn Jahre des Affen geben, aber mehr erhältſt du nicht." Der Menſch ging fort, war aber nicht zufriedengeſtellt.

Alſo lebt der Menſch ſiebenzig Jahr. Die erſten dreißig ſind ſeine menſchlichen Jahre, die gehen ſchnell dahin; da iſt er geſund, heiter, arbeitet mit Luſt und freut ſich ſeines Daſeins. Hierauf folgen die achtzehn Jahre des Eſels, da wird ihm eine Laſt nach der andern aufgelegt: er muß das Korn tragen, das andere nährt, und Schläge und Tritte ſind der Lohn ſeiner treuen Dienſte. Dann kommen die zwölf Jahre des Hundes, da liegt er in den Ecken, knurrt und hat keine Zähne mehr zu beißen. Und wenn dieſe Zeit vorüber iſt, ſo machen die zehn Jahre des Affen den Beſchluß. Da iſt der Menſch ſchwachköpfig und närriſch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder.

## 133. Die Kornähre



Vorzeiten, als Gott noch ſelbſt auf Erden wandelte, da war die Fruchtbarkeit des Bodens viel größer als ſie jetzt iſt: damals trugen die Ähren nicht fünfzig- oder ſechzigfältig, ſondern vier- bis fünfhundertfältig. Da wuchſen die Körner am Halm von unten bis oben hinauf: ſo lang er war, ſo lang war auch die Ähre. Aber wie die Menſchen ſind, im Überfluß achten ſie des Segens nicht mehr, der von Gott kommt, werden gleichgültig und leichtſinnig. Eines Tages ging eine Frau an einem Kornfeld vorbei, und ihr kleines Kind, das neben

ihr sprang, fiel in eine Pfütze und beschmutzte sein Kleidchen. Da riß die Mutter eine Handvoll der schönen Ähren ab und reinigte ihm damit das Kleid. Als der Herr, der eben vorüberkam, das sah, zürnte er und sprach „fortan soll der Kornhalm keine Ähre mehr tragen: die Menschen sind der himmlischen Gabe nicht länger wert." Die Umstehenden, die das hörten, erschraken, fielen auf die Knie und flehten, daß er noch etwas möchte an dem Halm stehen lassen: wenn sie selbst es auch nicht verdienten, doch der unschuldigen Hühner wegen, die sonst verhungern müßten. Der Herr, der ihr Elend voraussah, erbarmte sich und gewährte die Bitte. Also blieb noch oben die Ähre übrig, wie sie jetzt wächst.

## 134. Die ungleichen Kinder Evas

Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben waren, so mußten sie auf unfruchtbarer Erde sich ein Haus bauen und im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen. Adam hackte das Feld und Eva spann Wolle. Eva brachte jedes Jahr ein Kind zur Welt, die Kinder waren aber ungleich, einige schön, andere häßlich. Nachdem eine geraume Zeit verlaufen war, sendete Gott einen Engel an die beiden und ließ ihnen entbieten, daß er kommen und ihren Haushalt schauen wollte. Eva, freudig daß der Herr so gnädig war, säuberte emsig ihr Haus, schmückte es mit Blumen und streute Binsen auf den Estrich. Dann holte sie ihre Kinder herbei, aber nur die schönen. Sie wusch und badete sie, kämmte ihnen die Haare, legte ihnen neugewaschene Hemden an und ermahnte, sie in der Gegenwart des Herrn sich anständig und züchtig zu betragen. Sie sollten sich vor ihm sittig neigen, die Hand darbieten und auf seine Fragen bescheiden und verständig antworten. Die häßlichen Kinder aber sollten sich nicht sehen lassen. Das eine verbarg sie unter das Heu, das andere unter das Dach, das dritte in das Stroh, das vierte in den Ofen, das fünfte in den Keller, das sechste un-

ter eine Kufe, das siebente unter das Weinfaß, das achte unter ihren alten Pelz, das neunte und zehnte unter das Tuch, aus dem sie ihnen Kleider zu machen pflegte, und das elfte und zwölfte unter das Leder, aus dem sie ihnen die Schuhe zuschnitt. Eben war sie fertig geworden, als es an die Haustüre klopfte. Adam blickte durch eine Spalte und sah daß es der Herr war. Ehrerbietig öffnete er und der himmlische Vater trat ein. Da standen die schönen Kinder in der Reihe, neigten sich, boten ihm die Hände dar und knieten nieder. Der Herr aber fing an sie zu segnen, legte auf den ersten seine Hände und sprach „du sollst ein gewaltiger König werden," ebenso zu dem zweiten „du ein Fürst," zu dem dritten „du ein Graf," zu dem vierten „du ein Ritter," zu dem fünften „du ein Edelmann," zu dem sechsten „du ein Bürger," zum siebenten „du ein Kaufmann," zu dem achten „du ein gelehrter Mann." Er erteilte ihnen also allen seinen reichen Segen. Als Eva sah daß der Herr so mild und gnädig war, dachte sie „ich will meine ungestalteten Kinder herbeiholen, vielleicht daß er ihnen auch seinen Segen gibt." Sie lief also und holte sie aus dem Heu, Stroh, Ofen, und wo sie sonst hin versteckt waren, hervor. Da kam die ganze grobe, schmutzige, grindige und rußige Schar. Der Herr lächelte, betrachtete sie alle und sprach „auch diese will ich segnen." Er legte auf den ersten die Hände und sprach zu ihm „du sollst werden ein Bauer," zu dem zweiten „du ein Fischer," zu dem dritten „du ein Schmied," zu dem vierten „du ein Lohgerber," zu dem fünften „du ein Weber," zu dem sechsten „du ein Schuhmacher," zu dem siebenten „du ein Schneider," zu dem achten „du ein Töpfer," zu dem neunten „du ein Karrenführer," zu dem zehnten „du ein Schiffer," zu dem elften „du ein Bote," zu dem zwölften „du ein Hausknecht dein lebelang."

Als Eva das alles mit angehört hatte, sagte sie „Herr, wie teilst du deinen Segen so ungleich! Es sind doch alle meine Kinder, die ich geboren habe: deine Gnade sollte über alle gleich ergehen." Gott aber erwiderte „Eva, das verstehst du nicht. Mir gebührt und ist Not, daß ich die ganze Welt mit deinen Kindern versehe: wenn sie alle Fürsten und Herren wären, wer

ſollte Korn bauen, dreſchen, mahlen und backen? wer ſchmieden, weben, zimmern, bauen, graben, ſchneiden und nähen? Jeder ſoll ſeinen Stand vertreten, daß einer den andern erhalte und alle ernährt werden wie am Leib die Glieder." Da antwortete Eva „ach Herr, vergib, ich war zu raſch, daß ich dir einredete. Dein göttlicher Wille geſchehe auch an meinen Kindern."

## 135. Der Arme und der Reiche

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch ſelber auf Erden unter den Menſchen wandelte, trug es ſich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, bevor er zu einer Herberge kommen konnte. Nun ſtanden auf dem Weg vor ihm zwei Häuſer einander gegenüber, das eine groß und ſchön, das andere klein und ärmlich anzuſehen, und gehörte das große einem Reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unſer Herrgott „dem Reichen werde ich nicht beſchwerlich fallen: bei ihm will ich übernachten." Der Reiche, als er an ſeine Türe klopfen hörte, machte das Fenſter auf und fragte den Fremdling was er ſuche? Der Herr antwortete „ich bitte um ein Nachtlager." Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott ſchlichte Kleider trug und nicht ausſah wie einer, der viel Geld in der Taſche hat, ſchüttelte er mit dem Kopf und ſprach „ich kann Euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und ſollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Türe klopft, ſo könnte ich ſelber den Bettelſtab in die Hand nehmen. Sucht Euch anderswo ein Auskommen." Schlug damit ſein Fenſter zu und ließ den lieben Gott ſtehen. Alſo kehrte ihm der liebe Gott den Rücken und ging hinüber zu dem kleinen Haus. Kaum hatte er angeklopft, ſo klinkte der Arme ſchon ſein Türchen auf und bat den Wandersmann einzutreten. „Bleibt die Nacht über bei mir," ſagte er, „es iſt ſchon finſter, und heute könnt ihr doch nicht weiterkommen." Das gefiel dem lieben

Gott und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte er möchte sich's bequem machen und vorliebnehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gerne. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein wenig Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott nieder und aß mit ihnen, und schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Nachdem sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach „hör, lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann: er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde."/ „Von Herzen gern," antwortete er, „ich will's ihm anbieten," ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möchte er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber sie ließen nicht ab, bis er es endlich tat und sich in ihr Bett legte: sich selber aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Türe stand, kehrte er sich um und sprach „weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen." Da sagte der Arme „was soll ich mir sonst wünschen als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lang wir leben, gesund dabei bleiben und unser notdürftiges tägliches Brot haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen." Der liebe Gott sprach „willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?" / „O ja," sagte der Mann, „wenn ich das auch noch erhalten kann, so wär mir's wohl lieb." Da erfüllte der Herr ihre Wünsche, verwandelte ihr altes Haus in ein neues, gab ihnen nochmals seinen Segen und zog weiter.

Es war schon voller Tag, als der Reiche aufstand. Er legte sich ans Fenster und sah gegenüber ein neues reinliches Haus

mit roten Ziegeln, wo ſonſt eine alte Hütte geſtanden hatte. Da machte er große Augen, rief ſeine Frau herbei und ſprach „ſag mir, was iſt geſchehen? Geſtern Abend ſtand noch die alte elende Hütte, und heute ſteht da ein neues ſchönes Haus. Lauf hinüber und höre wie das gekommen iſt.“ Die Frau ging und fragte den Armen aus: er erzählte ihr „geſtern Abend kam ein Wanderer, der ſuchte Nachtherberge, und heute Morgen beim Abſchied hat er uns drei Wünſche gewährt, die ewige Seligkeit, Geſundheit in dieſem Leben und das notdürftige tägliche Brot dazu und zuletzt noch ſtatt unſerer alten Hütte ein ſchönes neues Haus.“ Die Frau des Reichen lief eilig zurück und erzählte ihrem Manne wie alles gekommen war. Der Mann ſprach „ich möchte mich zerreißen und zerſchlagen: hätte ich das nur gewußt! der Fremde iſt zuvor hier geweſen und hat bei uns übernachten wollen, ich habe ihn aber abgewieſen.“ / „Eil dich,“ ſprach die Frau, „und ſetze dich auf dein Pferd, ſo kannſt du den Mann noch einholen, und dann mußt du dir auch drei Wünſche gewähren laſſen.“

Der Reiche befolgte den guten Rat, jagte mit ſeinem Pferd davon und holte den lieben Gott noch ein. Er redete fein und lieblich und bat er möcht's nicht übelnehmen, daß er nicht gleich wäre eingelaſſen worden, er hätte den Schlüſſel zur Haustüre geſucht, derweil wäre er weggegangen: wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja,“ ſprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es tun.“ Da fragte der Reiche ob er nicht auch drei Wünſche tun dürfte, wie ſein Nachbar? Ja, ſagte der liebe Gott, das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und er ſollte ſich lieber nichts wünſchen. Der Reiche meinte er wollte ſich ſchon etwas ausſuchen, das zu ſeinem Glücke gereiche, wenn er nur wüßte, daß es erfüllt würde. Sprach der liebe Gott „reit heim, und drei Wünſche, die du tuſt, die ſollen in Erfüllung gehen.“

Nun hatte der Reiche was er verlangte, ritt heimwärts und fing an nachzuſinnen was er ſich wünſchen ſollte. Wie er ſich ſo bedachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu ſpringen, ſo daß er immerfort in ſeinen Gedanken geſtört wurde

und ſie gar nicht zuſammenbringen konnte. Er klopfte ihm an den Hals und ſagte „ſei ruhig, Lieſe,“ aber das Pferd machte aufs neue Männchen. Da ward er zuletzt ärgerlich und rief ganz ungeduldig „ſo wollt ich, daß du den Hals zerbrächſt!“ Wie er das Wort ausgeſprochen hatte, plump, fiel er auf die Erde, und lag das Pferd tot und regte ſich nicht mehr; damit war der erſte Wunſch erfüllt. Weil er aber von Natur geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich laſſen, ſchnitt's ab, hing's auf ſeinen Rücken, und mußte nun zu Fuß gehen. „Du haſt noch zwei Wünſche übrig,“ dachte er und tröſtete ſich damit. Wie er nun langſam durch den Sand dahinging und zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm ſo warm und verdrießlich zumut: der Sattel drückte ihn auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er ſich wünſchen ſollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und Schätze der Welt wünſche,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „ſo fällt mir hernach noch allerlei ein, dieſes oder jenes, das weiß ich im voraus: ich will's aber ſo einrichten, daß mir gar nichts mehr übrig zu wünſchen bleibt.“ Dann ſeufzte er und ſprach „ja, wenn ich der bayeriſche Bauer wäre, der auch drei Wünſche frei hatte, der wußte ſich zu helfen, der wünſchte ſich zuerſt recht viel Bier, und zweitens ſo viel Bier als er trinken könnte, und drittens noch ein Faß Bier dazu.“ Manchmal meinte er jetzt hätte er es gefunden, aber hernach ſchien's ihm doch zu wenig. Da kam ihm ſo in die Gedanken was es jetzt ſeine Frau gut hätte, die ſäße daheim in einer kühlen Stube und ließe ſich's wohl ſchmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, ſprach er ſo hin „ich wollte die ſäße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, ſtatt daß ich ihn da auf meinem Rücken ſchleppe.“ Und wie das letzte Wort aus ſeinem Munde kam, ſo war der Sattel von ſeinem Rücken verſchwunden, und er merkte, daß ſein zweiter Wunſch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erſt recht heiß, er fing an zu laufen und wollte ſich daheim ganz einſam in ſeine Kammer hinſetzen und auf etwas Großes für den letzten Wunſch ſinnen. Wie er aber ankommt und die Stubentür aufmacht, ſitzt da ſeine Frau mittendrin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert

und ſchreit. Da ſprach er „gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichtümer der Welt herbeiwünſchen, nur bleib da ſitzen.“ Sie ſchalt ihn aber einen Schafskopf und ſprach „was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel ſitze; du haſt mich daraufgewünſcht, du mußt mir auch wieder herunterhelfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunſch tun, daß ſie vom Sattel ledig wäre und herunter ſteigen könnte; und der Wunſch ward alsbald erfüllt. Alſo hatte er nichts davon als Ärger, Mühe, Scheltworte und ein verlorenes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, ſtill und fromm bis an ihr ſeliges Ende.

## 136. Die klare Sonne bringt's an den Tag

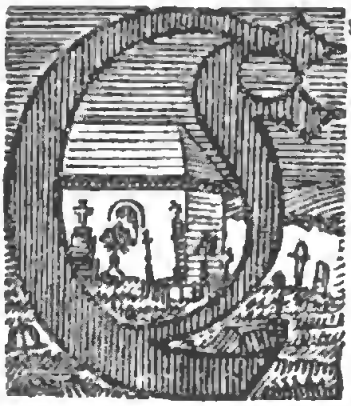
Ein Schneidergeſell reiſte in der Welt auf ſein Handwerk herum und konnte er einmal keine Arbeit finden, und war die Armut bei ihm ſo groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Weg ein Jude, und da dachte er, der hätte viel Geld bei ſich und ſtieß Gott aus ſeinem Herzen, ging auf ihn los und ſprach „gib mir dein Geld, oder ich ſchlage dich tot.“ Da ſagte der Jude „ſchenkt mir doch das Leben, Geld habe ich keins und nicht mehr als acht Heller.“ Der Schneider aber ſprach „du haſt doch Geld, und das ſoll auch heraus,“ brauchte Gewalt und ſchlug ihn ſo lange bis er nah am Tod war. Und wie der Jude nun ſterben wollte, ſprach er das letzte Wort „die klare Sonne wird es an den Tag bringen!“ und ſtarb damit. Der Schneidergeſell griff ihm in die Taſche und ſuchte nach Geld, er fand aber nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude geſagt hatte. Da packte er ihn auf, trug ihn hinter einen Buſch und zog weiter auf ſein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereiſt war, kam er in eine Stadt bei einem Meiſter in Arbeit, der hatte eine ſchöne Tochter, in die verliebte er ſich, und heiratete ſie und lebte in einer guten vergnügten Ehe.

Über lang, als ſie ſchon zwei Kinder hatten, ſtarben Schwiegervater und Schwiegermutter, und die jungen Leute hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tiſch vor dem Fenſter ſaß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Unterſchale ausgegoſſen hatte und eben trinken wollte, da ſchien die Sonne darauf und der Widerſchein blinkte oben an der Wand ſo hin und her und machte Kringel daran. Da ſah der Schneider hinauf und ſprach „ja, die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht!" Die Frau ſprach „ei, lieber Mann, was iſt denn das? was meinſt du damit?" Er antwortete „das darf ich dir nicht ſagen." Sie aber ſprach „wenn du mich lieb haſt, mußt du mir's ſagen" und gab ihm die allerbeſten Worte, es ſollt's kein Menſch wiedererfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderſchaft ganz abgeriſſen und ohne Geld geweſen, habe er einen Juden erſchlagen, und der Jude habe in der letzten Todesangſt die Worte geſprochen „die klare Sonne wird's an den Tag bringen!" Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen und hätt an der Wand geblinkt und Kringel gemacht, ſie hätt's aber nicht gekonnt. Danach bat er ſie noch beſonders, ſie dürfte es niemand ſagen, ſonſt käme er um ſein Leben; das verſprach ſie auch. Als er ſich aber zur Arbeit geſetzt hatte, ging ſie zu ihrer Gevatterin und vertraute ihr die Geſchichte, ſie dürfte ſie aber keinem Menſchen wiederſagen; ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor das Gericht und ward gerichtet. Da brachte es doch die klare Sonne an den Tag.

# 137. Die Sterntaler

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte darin zu wohnen und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen und endlich gar nichts mehr als die Kleider auf dem Leib und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach „ach, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungrig." Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte „Gott segne dir's" und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach „es friert mich so an meinem Kopfe, schenk mir etwas, womit ich ihn bedecken kann." Da tat es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fror: da gab es ihm seins: und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte „es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, du kannst wohl dein Hemd weggeben," und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so dastand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte blanke Taler: und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an und das war vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Taler hinein und war reich für sein Lebtag.

# 138. Der arme Junge im Grab



Es war einmal ein armer Hirtenjunge, dem war Vater und Mutter gestorben, und er war von der Obrigkeit einem reichen Mann in das Haus gegeben, der sollte ihn ernähren und erziehen. Der Mann aber und seine Frau hatten ein böses Herz, waren bei allem Reichtum geizig und mißgünstig, und ärgerten sich wenn jemand einen Bissen von ihrem Brot in den Mund steckte. Der arme Junge mochte tun was er wollte, er erhielt wenig zu essen, aber desto mehr Schläge.

Eines Tages sollte er die Glucke mit ihren Küchlein hüten. Sie verlief sich aber mit ihren Jungen durch einen Heckenzaun: gleich schoß ein Habicht herab und entführte sie durch die Lüfte. Der Junge schrie aus Leibeskräften „Dieb, Dieb, Spitzbub." Aber was half das? der Habicht brachte seinen Raub nicht wieder zurück. Der Mann hörte den Lärm, lief herbei, und als er vernahm, daß seine Henne weg war, so geriet er in Wut und gab dem Jungen eine solche Tracht Schläge, daß er sich ein paar Tage lang nicht regen konnte. Nun mußte er die Küchlein ohne die Henne hüten, aber da war die Not noch größer, das eine lief dahin, das andere dorthin. Da meinte er es klug zu machen, wenn er sie alle zusammen an eine Schnur bände, weil ihm dann der Habicht keins wegstehlen könnte. Aber weit gefehlt. Nach ein paar Tagen, als er von dem Herumlaufen und vom Hunger ermüdet einschlief, kam der Raubvogel und packte eins von den Küchlein, und da die anderen daran festhingen, so trug er sie alle mit fort, setzte sich auf einen Baum und schluckte sie hinunter. Der Bauer kam eben nach Haus und als er das Unglück sah, erboste er sich und schlug den Jungen so unbarmherzig, daß er mehrere Tage im Bette liegen mußte.

Als er wieder auf den Beinen war, sprach der Bauer zu ihm „du bist mir zu dumm, ich kann dich zum Hüter nicht brauchen, du sollst als Bote gehen." Da schickte er ihn zum Richter, dem er

einen Korb voll Trauben bringen ſollte, und gab ihm noch einen Brief mit. Unterwegs plagte Hunger und Durſt den armen Jungen ſo heftig, daß er zwei von den Trauben aß. Er brachte dem Richter den Korb, als dieſer aber den Brief geleſen und die Trauben gezählt hatte, ſo ſagte er „es fehlen zwei Stück.“ Der Junge geſtand ganz ehrlich, daß er, von Hunger und Durſt getrieben, die fehlenden verzehrt habe. Der Richter ſchrieb einen Brief an den Bauer und verlangte noch einmal ſo viel Trauben. Auch dieſe mußte der Junge mit einem Brief hintragen. Als ihn wieder ſo gewaltig hungerte und durſtete, ſo konnte er ſich nicht anders helfen, er verzehrte abermals zwei Trauben. Doch nahm er vorher den Brief aus dem Korb, legte ihn unter einen Stein und ſetzte ſich darauf, damit der Brief nicht zuſehen und ihn verraten könnte. Der Richter aber ſtellte ihn doch der fehlenden Stücke wegen zur Rede. „Ach,“ ſagte der Junge, „wie habt Ihr das erfahren? der Brief konnte es nicht wiſſen, denn ich hatte ihn zuvor unter einen Stein gelegt.“ Der Richter mußte über die Einfalt lachen und ſchickte dem Mann einen Brief, worin er ihn ermahnte, den armen Jungen beſſer zu halten und es ihm an Speis und Trank nicht fehlen zu laſſen; auch möchte er ihn lehren was recht und unrecht ſei.

„Ich will dir den Unterſchied ſchon zeigen,“ ſagte der harte Mann; „willſt du aber eſſen, ſo mußt du auch arbeiten, und tuſt du etwas Unrechtes, ſo ſollſt du durch Schläge hinlänglich belehrt werden.“ Am folgenden Tag ſtellte er ihn an eine ſchwere Arbeit. Er ſollte ein paar Bund Stroh zum Futter für die Pferde ſchneiden; dabei drohte der Mann „in fünf Stunden,“ ſprach er, „bin ich wieder zurück, wenn dann das Stroh nicht zu Häckſel geſchnitten iſt, ſo ſchlage ich dich ſo lange bis du kein Glied mehr regen kannſt.“ Der Bauer ging mit ſeiner Frau, dem Knecht und der Magd auf den Jahrmarkt und ließ dem Jungen nichts zurück als ein kleines Stück Brot. Der Junge ſtellte ſich an den Strohſtuhl und fing an aus Leibeskräften zu arbeiten. Da ihm dabei heiß ward, ſo zog er ſein Röcklein aus und warf's auf das Stroh. In der Angſt nicht fertig zu werden ſchnitt er immerzu, und in ſeinem Eifer zerſchnitt er unvermerkt

mit dem Stroh auch sein Röcklein. Zu spät ward er das Unglück gewahr, das sich nicht wieder gutmachen ließ. „Ach," rief er, „jetzt ist es aus mit mir. Der böse Mann hat mir nicht umsonst gedroht, kommt er zurück und sieht was ich getan habe, so schlägt er mich tot. Lieber will ich mir selbst das Leben nehmen."

Der Junge hatte einmal gehört wie die Bäuerin sprach „unter dem Bett habe ich einen Topf mit Gift stehen." Sie hatte es aber nur gesagt, um die Näscher zurückzuhalten, denn es war Honig darin. Der Junge kroch unter das Bett, holte den Topf hervor und aß ihn ganz aus. „Ich weiß nicht," sprach er „die Leute sagen der Tod sei bitter, mir schmeckt er süß. Kein Wunder, daß die Bäuerin sich oft den Tod wünscht." Er setzte sich auf ein Stühlchen und war gefaßt zu sterben. Aber statt daß er schwächer werden sollte, fühlte er sich von der nahrhaften Speise gestärkt. „Es muß kein Gift gewesen sein," sagte er, „aber der Bauer hat einmal gesagt, in seinem Kleiderkasten läge ein Fläschchen mit Fliegengift, das wird wohl das wahre Gift sein und mir den Tod bringen." Es war aber kein Fliegengift, sondern Ungarwein. Der Junge holte die Flasche heraus und trank sie aus. „Auch dieser Tod schmeckt süß," sagte er, doch als bald hernach der Wein anfing ihm ins Gehirn zu steigen und ihn zu betäuben, so meinte er sein Ende nahte sich heran. „Ich fühle, daß ich sterben muß," sprach er, „ich will hinaus auf den Kirchhof gehen und ein Grab suchen." Er taumelte fort, erreichte den Kirchhof und legte sich in ein frisch geöffnetes Grab. Die Sinne verschwanden ihm immer mehr. In der Nähe stand ein Wirtshaus, wo eine Hochzeit gefeiert wurde: als er die Musik hörte, deuchte er sich schon im Paradies zu sein, bis er endlich alle Besinnung verlor. Der arme Junge erwachte nicht wieder, die Glut des heißen Weines und der kalte Tau der Nacht nahmen ihm das Leben, und er verblieb in dem Grab, in das er sich selbst gelegt hatte.

Als der Bauer die Nachricht von dem Tod des Jungen erhielt, erschrak er und fürchtete vor das Gericht geführt zu werden: ja die Angst faßte ihn so gewaltig, daß er ohnmächtig zur Erde sank. Die Frau, die mit einer Pfanne voll Schmalz am Herde stand, lief herzu um ihm Beistand zu leisten. Aber das

Feuer schlug in die Pfanne, ergriff das ganze Haus, und nach wenigen Stunden lag es schon in Asche. Die Jahre, die sie noch zu leben hatten, brachten sie, von Gewissensbissen geplagt, in Armut und Elend zu.

## 139. Der Nagel

Ein Kaufmann hatte auf der Messe gute Geschäfte gemacht, alle Waren verkauft und seine Geldkatze mit Gold und Silber gespickt. Er wollte jetzt heimreisen und vor Einbruch der Nacht zu Haus sein. Er packte also den Mantelsack mit dem Geld auf sein Pferd und ritt fort. Zu Mittag rastete er in einer Stadt: als er weiter wollte, führte ihm der Hausknecht das Roß vor, sprach aber „Herr, am linken Hinterfuß fehlt im Hufeisen ein Nagel."/„Laß ihn fehlen," erwiderte der Kaufmann, „die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl festhalten. Ich habe Eile." Nachmittags, als er wieder abgestiegen war und dem Roß Brot geben ließ, kam der Knecht in die Stube und sagte „Herr, Eurem Pferd fehlt am linken Hinterfuß ein Hufeisen. Soll ich's zum Schmied führen?"/„Laß es fehlen," erwiderte der Herr, „die paar Stunden, die noch übrig sind, wird das Pferd wohl aushalten. Ich habe Eile." Er ritt fort, aber nicht lange, so fing das Pferd zu hinken an. Es hinkte nicht lange, so fing es an zu stolpern, und es stolperte nicht lange, so fiel es nieder und brach ein Bein. Der Kaufmann mußte das Pferd liegen lassen, den Mantelsack abschnallen, auf die Schulter nehmen und zu Fuß nach Haus gehen, wo er erst spät in der Nacht anlangte. „An allem Unglück," sprach er zu sich selbst, „ist der verwünschte Nagel schuld." Eile mit Weile.

# 140. Der Jude im Dorn

s war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Knecht, der diente ihm fleißig und redlich, war alle Morgen der erſte aus dem Bett und abends der letzte hinein, und wenn's eine ſaure Arbeit gab, wo keiner anpacken wollte, ſo ſtellte er ſich immer zuerſt daran. Dabei klagte er nicht, ſondern war mit allem zufrieden und war immer luſtig. Als ſein Jahr herum war, gab ihm der Herr keinen Lohn und dachte „das iſt das geſcheiteſte, ſo ſpare ich etwas und er geht mir nicht weg, ſondern bleibt hübſch im Dienſt." Der Knecht ſchwieg auch ſtill, tat das zweite Jahr wie das erſte ſeine Arbeit, und als er am Ende desſelben abermals keinen Lohn bekam, ließ er ſich's gefallen und blieb noch länger. Als auch das dritte Jahr herum war, bedachte ſich der Herr, griff in die Taſche, holte aber nichts heraus. Da fing der Knecht endlich an und ſprach „Herr, ich habe Euch drei Jahre redlich gedient, ſeid ſo gut und gebt mir was mir von Rechts wegen zukommt: ich wollte fort und mich gerne weiter in der Welt umſehen." Da antwortete der Geizhals „ja, mein lieber Knecht, du haſt mir unverdroſſen gedient, dafür ſollſt du mildiglich belohnt werden," griff abermals in die Taſche und zählte dem Knecht drei Heller einzeln auf, „da haſt du für jedes Jahr einen Heller, das iſt ein großer und reichlicher Lohn, wie du ihn bei wenigen Herrn empfangen hätteſt." Der gute Knecht, der vom Geld wenig verſtand, ſtrich ſein Kapital ein und dachte „nun haſt du vollauf in der Taſche, was willſt du ſorgen und dich mit ſchwerer Arbeit länger plagen."

Da zog er fort, bergauf, bergab, ſang und ſprang nach Herzensluſt. Nun trug es ſich zu, als er an einem Buſchwerk vorüberkam, daß ein kleines Männchen hervortrat und ihn anrief „wo hinaus, Bruder Luſtig? ich ſehe du trägſt nicht ſchwer an deinen Sorgen."/„Was ſoll ich traurig ſein," antwortete der Knecht, „ich habe vollauf, der Lohn von drei Jahren klingelt in meiner

Taſche."/„Wieviel iſt denn deines Schatzes?" fragte ihn das Männchen, „Wieviel? drei bare Heller, richtig gezählt."/„Höre," ſagte der Zwerg, „ich bin ein armer bedürftiger Mann, ſchenke mir deine drei Heller: ich kann nichts mehr arbeiten, du aber biſt jung und kannſt dir dein Brot leicht verdienen." Und weil der Knecht ein gutes Herz hatte und Mitleid mit dem Männchen fühlte, ſo reichte er ihm ſeine drei Heller und ſprach „in Gottes Namen, es wird mir doch nicht fehlen." Da ſprach das Männchen „weil ich dein gutes Herz ſehe, ſo gewähre ich dir drei Wünſche, für jeden Heller einen, die ſollen dir in Erfüllung gehen."/„Aha," ſprach der Knecht, „du biſt einer, der blau pfeifen kann. Wohlan, wenn's doch ſein ſoll, ſo wünſche ich mir erſtlich ein Vogelrohr, das alles trifft, wonach ich ziele: zweitens eine Fiedel, wenn ich darauf ſtreiche, ſo muß alles tanzen, was den Klang hört: und drittens, wenn ich an jemand eine Bitte tue, ſo darf er ſie nicht abſchlagen."/„Das ſollſt du alles haben" ſprach das Männlein, griff in den Buſch, und, denk einer, da lag ſchon Fiedel und Vogelrohr in Bereitſchaft, als wenn ſie beſtellt wären. Er gab ſie dem Knecht und ſprach „was du dir immer erbitten wirſt, kein Menſch auf der Welt ſoll dir's abſchlagen."

„Herz, was begehrſt du nun?" ſprach der Knecht zu ſich ſelber und zog luſtig weiter. Bald darauf begegnete er einem Juden mit einem langen Ziegenbart, der ſtand und horchte auf den Geſang eines Vogels, der hoch oben in der Spitze eines Baumes ſaß. „Gottes Wunder!" rief er aus, „ſo ein kleines Tier hat ſo eine grauſam mächtige Stimme! wenn's doch mein wäre! wer ihm doch Salz auf den Schwanz ſtreuen könnte!"/„Wenn's weiter nichts iſt," ſprach der Knecht, „der Vogel ſoll bald herunter ſein," legte an und traf aufs Haar, und der Vogel fiel herab in die Dornhecken. „Geh, Spitzbub," ſagte er zum Juden, „und hol dir den Vogel heraus."/„Mein," ſprach der Jude, „laß der Herr den Bub weg, ſo kommt ein Hund gelaufen; ich will mir den Vogel aufleſen, weil Ihr ihn doch einmal getroffen habt," legte ſich auf die Erde und fing an, ſich in den Buſch hineinzuarbeiten. Wie er nun mitten in dem Dorn ſteckte,

plagte der Mutwille den guten Knecht, daß er seine Fiedel abnahm und anfing zu geigen. Gleich fing auch der Jude an die Beine zu heben und in die Höhe zu springen: und je mehr der Knecht strich, desto besser ging der Tanz. Aber die Dörner zerrissen ihm den schäbigen Rock, kämmten ihm den Ziegenbart und stachen und zwickten ihn am ganzen Leib. „Mein," rief der Jude, „was soll mir das Geigen! laß der Herr das Geigen, ich begehre nicht zu tanzen." Aber der Knecht hörte nicht darauf und dachte „du hast die Leute genug geschunden, nun soll dir's die Dornhecke nicht besser machen," und fing von neuem an zu geigen, daß der Jude immer höher aufspringen mußte und die Fetzen von seinem Rock an den Stacheln hängen blieben. „Au weih geschrien!" rief der Jude, „geb ich doch dem Herrn, was Er verlangt, wenn Er nur das Geigen läßt, einen ganzen Beutel mit Gold."/„Wenn du so spendabel bist," sprach der Knecht, „so will ich wohl mit meiner Musik aufhören, aber das muß ich dir nachrühmen, du machst deinen Tanz noch mit, daß es eine Art hat;" nahm darauf den Beutel und ging seiner Wege.

Der Jude blieb stehen und sah ihm nach und war still bis der Knecht weit weg und ihm ganz aus den Augen war, dann schrie er aus Leibeskräften „du miserabler Musikant, du Bierfiedler: wart, wenn ich dich allein erwische! ich will dich jagen, daß du die Schuhsohlen verlieren sollst: du Lump, steck einen Groschen ins Maul, daß du sechs Heller wert bist," und schimpfte weiter was er nur losbringen konnte. Und als er sich damit etwas zugute getan und Luft gemacht hatte, lief er in die Stadt zum Richter. „Herr Richter, au weih geschrien! seht wie mich auf offener Landstraße ein gottloser Mensch beraubt und übel zugerichtet hat: ein Stein auf dem Erdboden möcht sich erbarmen: die Kleider zerfetzt! der Leib zerstochen und zerkratzt! mein bißchen Armut samt dem Beutel genommen! lauter Dukaten, ein Stück schöner als das andere, um Gottes willen, laßt den Menschen ins Gefängnis werfen." Sprach der Richter „war's ein Soldat, der dich mit seinem Säbel so zugerichtet hat?"/„Gott bewahr!" sagte der Jude, „einen nackten Degen hat er nicht gehabt, aber ein Rohr hat er gehabt auf dem Buckel hängen und

eine Geige am Hals; der Böſewicht iſt leicht zu erkennen." Der Richter ſchickte ſeine Leute nach ihm aus, die fanden den guten Knecht, der ganz langſam weitergezogen war, und fanden auch den Beutel mit Gold bei ihm. Als er vor Gericht geſtellt wurde, ſagte er „ich habe den Juden nicht angerührt und ihm das Geld nicht genommen, er hat mir's aus freien Stücken angeboten, damit ich nur aufhörte zu geigen, weil er meine Muſik nicht vertragen konnte."/„Gott bewahr!" ſchrie der Jude, „der greift die Lügen wie Fliegen an der Wand." Aber der Richter glaubte es auch nicht und ſprach „das iſt eine ſchlechte Entſchuldigung, das tut kein Jude," und verurteilte den guten Knecht, weil er auf offener Straße einen Raub begangen hätte, zum Galgen. Als er aber abgeführt ward, ſchrie ihm noch der Jude zu „du Bärenhäuter, du Hundemuſikant, jetzt kriegſt du deinen wohlverdienten Lohn." Der Knecht ſtieg ganz ruhig mit dem Henker die Leiter hinauf, auf der letzten Sproſſe aber drehte er ſich um und ſprach zum Richter „gewährt mir noch eine Bitte, eh ich ſterbe."/„Ja," ſprach der Richter, „wenn du nicht um dein Leben bitteſt." / „Nicht ums Leben," antwortete der Knecht, „ich bitte, laßt mich zu guter Letzt noch einmal auf meiner Geige ſpielen." Der Jude erhob ein Zetergeſchrei, „um Gottes willen, erlaubt's nicht, erlaubt's nicht." Allein der Richter ſprach „warum ſoll ich ihm die kurze Freude nicht gönnen: es iſt ihm zugeſtanden, und dabei ſoll es ſein Bewenden haben." Auch konnte er es ihm nicht abſchlagen wegen der Gabe, die dem Knecht verliehen war. Der Jude aber rief „au weih! au weih! bindet mich an, bindet mich feſt." Da nahm der gute Knecht ſeine Geige vom Hals, legte ſie zurecht, und wie er den erſten Strich tat, fing alles an zu wanken, der Richter, die Schreiber und die Gerichtsdiener: und der Strick fiel dem aus der Hand, der den Juden feſtbinden wollte: beim zweiten Strich hoben alle die Beine, und der Henker ließ den guten Knecht los und machte ſich zum Tanze fertig: bei dem dritten Strich ſprang alles in die Höhe und fing an zu tanzen, und der Richter und der Jude waren vorn und ſprangen am beſten. Bald tanzte alles mit, was auf den Markt aus Neugierde herbeigekommen war,

alte und junge, dicke und magere Leute untereinander: ſogar die Hunde, die mitgelaufen waren, ſetzten ſich auf die Hinterfüße und hüpften mit. Und je länger er ſpielte, deſto höher ſprangen die Tänzer, daß ſie ſich einander an die Köpfe ſtießen und anfingen jämmerlich zu ſchreien. Endlich rief der Richter ganz außer Atem „ich ſchenke dir dein Leben, höre nur auf zu geigen.“ Der gute Knecht ließ ſich bewegen, ſetzte die Geige ab, hing ſie wieder um den Hals und ſtieg die Leiter herab. Da trat er zu dem Juden, der auf der Erde lag und nach Atem ſchnappte, und ſagte „Spitzbube, jetzt geſteh wo du das Geld her haſt, oder ich nehme meine Geige vom Hals und fange wieder an zu ſpielen.“ / „Ich hab's geſtohlen, ich hab's geſtohlen,“ ſchrie er, „du aber haſt's redlich verdient.“ Da ließ der Richter den Juden zum Galgen führen und als einen Dieb aufhängen.

## 141. Der gute Handel

Ein Bauer, der hatte ſeine Kuh auf den Markt getrieben und für ſieben Taler verkauft. Auf dem Heimweg mußte er an einem Teich vorbei, und da hörte er ſchon von weitem, wie die Fröſche riefen „ak, ak, ak, ak.“ / „Ja,“ ſprach er für ſich, „die ſchreien auch ins Haberfeld hinein: ſieben ſind's, die ich gelöſt habe, keine acht.“ Als er zu dem Waſſer herankam, rief er ihnen zu „dummes Vieh, das ihr ſeid! wißt ihr's nicht beſſer? ſieben Taler ſind's und keine acht.“ Die Fröſche blieben aber bei ihrem „ak, ak, ak, ak.“ / „Nun, wenn ihr's nicht glauben wollt, ich kann's euch vorzählen,“ holte das Geld aus der Taſche und zählte die ſieben Taler ab, immer vierundzwanzig Groſchen auf einen. Die Fröſche kehrten ſich aber nicht an ſeine Rechnung und riefen abermals „ak, ak, ak, ak!“/ „Ei,“ rief der Bauer ganz bös, „wollt ihr's beſſer wiſſen als ich, ſo zählt ſelber,“ und warf ihnen das Geld miteinander ins Waſſer hinein. Er blieb ſtehen und wollte warten, bis ſie fertig wären und ihm das Seinige wiederbrächten, aber die Fröſche

beharrten auf ihrem Sinn, ſchrien immerfort „ak, ak, ak, ak!“ und warfen auch das Geld nicht wieder heraus. Er wartete noch eine gute Weile, bis der Abend anbrach und er nach Hauſe mußte, da ſchimpfte er die Frösche aus und rief „ihr Waſſerpatſcher, ihr Dickköpfe, ihr Klotzaugen, ein groß Maul habt ihr und könnt ſchreien, daß einem die Ohren wehtun, aber ſieben Taler könnt ihr nicht zählen: meint ihr, ich wollte daſtehen, bis ihr fertig wärt?“ Damit ging er fort, aber die Frösche riefen noch „ak, ak, ak, ak,“ hinter ihm her, daß er ganz verdrießlich heimkam.

Über eine Zeit erhandelte er ſich wieder eine Kuh, die ſchlachtete er und machte die Rechnung, wenn er das Fleiſch gut verkaufte, könnte er ſo viel löſen, als die beiden Kühe wert wären, und das Fell hätte er obendrein. Als er nun mit dem Fleiſch zu der Stadt kam, war vor dem Tore ein ganzes Rudel Hunde zuſammengelaufen, voran ein großer Windhund: der ſprang um das Fleiſch, ſchnupperte und bellte „was, was, was, was.“ Als er gar nicht aufhören wollte, ſprach der Bauer zu ihm „ja, ich merke wohl, du ſagſt ‚was, was,‘ weil du etwas von dem Fleiſch verlangſt, da ſollte ich aber ſchön ankommen, wenn ich dir's geben wollte.“ Der Hund antwortete nichts als „was, was.“ / „Willſt du's auch nicht wegfreſſen und für deine Kameraden da gutſtehen?“ / „Was, was,“ ſprach der Hund. „Nun, wenn du dabei beharrſt, ſo will ich dir's laſſen, ich kenn dich wohl und weiß, bei wem du dienſt: aber das ſage ich dir, in drei Tagen muß ich mein Geld haben, ſonſt geht dir's ſchlimm: du kannſt mir's nur hinausbringen.“ Darauf lud er das Fleiſch ab und kehrte wieder um: die Hunde machten ſich darüber her und bellten laut „was, was.“ Der Bauer, der es von weitem hörte, ſprach zu ſich „horch, jetzt verlangen ſie alle was, aber der große muß mir einſtehen.“

Als drei Tage herum waren, dachte der Bauer „heute abend haſt du dein Geld in der Taſche,“ und war ganz vergnügt. Aber es wollte niemand kommen und auszahlen. „Es iſt kein Verlaß mehr auf jemand,“ ſprach er, und endlich riß ihm die Geduld, daß er in die Stadt zu dem Fleiſcher ging und ſein Geld

forderte. Der Fleiſcher meinte, es wäre ein Spaß, aber der Bauer ſagte „Spaß beiſeite, ich will mein Geld: hat der große Hund euch nicht die ganze geſchlachtete Kuh vor drei Tagen heimgebracht?" Da ward der Fleiſcher zornig, griff nach einem Beſenſtiel und jagte ihn hinaus. „Wart," ſprach der Bauer, „es gibt noch Gerechtigkeit auf der Welt!" und ging in das königliche Schloß und bat ſich Gehör aus. Er ward vor den König geführt, der daſaß mit ſeiner Tochter und fragte, was ihm für ein Leid widerfahren wäre? „Ach," ſagte er, „die Frösche und die Hunde haben mir das Meinige genommen, und der Metzger hat mich dafür mit dem Stock bezahlt," und erzählte weitläufig, wie es zugegangen war. Darüber fing die Königstochter laut an zu lachen, und der König ſprach zu ihm „recht kann ich dir hier nicht geben, aber dafür ſollſt du meine Tochter zur Frau haben: ihr Lebtag hat ſie noch nicht gelacht, als eben über dich, und ich habe ſie dem verſprochen, der ſie zum Lachen brächte. Du kannſt Gott für dein Glück danken." / „O," antwortete der Bauer, „ich will ſie gar nicht: ich habe daheim nur eine einzige Frau, und die iſt mir ſchon zuviel: wenn ich nach Hauſe komme, ſo iſt mir nicht anders, als ob in jedem Winkel eine ſtände." Da ward der König zornig und ſagte „du biſt ein Grobian." / „Ach, Herr König," antwortete der Bauer, „was könnt ihr von einem Ochſen anders erwarten als Rindfleiſch!" / „Warte," erwiderte der König, „du ſollſt einen andern Lohn haben. Jetzt pack dich fort, aber in drei Tagen komm wieder, ſo ſollen dir fünfhundert vollgezählt werden."

Wie der Bauer hinaus vor die Tür kam, ſprach die Schildwache „du haſt die Königstochter zum Lachen gebracht, da wirſt du was Rechtes bekommen haben." / „Ja, das mein ich," antwortete der Bauer, „fünfhundert werden mir ausgezahlt." / „Hör," ſprach der Soldat, „gib mir etwas davon! was willſt du mit all dem Geld anfangen!" / „Weil du's biſt," ſprach der Bauer, „ſo ſollſt du zweihundert haben, melde dich in drei Tagen beim König und laß dir's aufzählen." Ein Jude, der in der Nähe geſtanden und das Geſpräch mit angehört hatte, lief dem Bauer nach, hielt ihn beim Rock und ſprach „Gotteswunder, was ſeid

Ihr ein Glückskind! ich will's Euch wechseln, ich will's Euch umsetzen in Scheidemünz, was wollt Ihr mit den harten Talern?" / „Mauschel," sagte der Bauer, „dreihundert kannst du noch haben, gib mir's gleich in Münze, heute über drei Tage wirst du dafür beim König bezahlt werden." Der Jude freute sich über das Profitchen und brachte die Summe in schlechten Groschen, wo drei so viel wert sind als zwei gute. Nach Verlauf der drei Tage ging der Bauer, dem Befehl des Königs gemäß, vor den König. „Zieht den Rock ihm aus," sprach dieser, „er soll seine fünfhundert haben." / „Ach," sagte der Bauer, „sie gehören nicht mehr mein, zweihundert habe ich an die Schildwache verschenkt, und dreihundert hat mir der Jude eingewechselt, von Rechts wegen gebührt mir gar nichts." Indem kam der Soldat und der Jude herein, verlangten das Ihrige, das sie dem Bauer abgewonnen hatten, und erhielten die Schläge richtig zugemessen. Der Soldat ertrug's geduldig und wußte schon wie's schmeckte: der Jude aber tat jämmerlich, „au weih geschrien! sind das die harten Taler?" Der König mußte über den Bauer lachen, und da aller Zorn verschwunden war, sprach er „weil du deinen Lohn schon verloren hast, bevor er dir zuteil ward, so will ich dir einen Ersatz geben: geh in meine Schatzkammer und hol dir Geld, soviel du willst." Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen und füllte in seine weiten Taschen, was nur hinein wollte. Danach ging er ins Wirtshaus und überzählte sein Geld. Der Jude war ihm nachgeschlichen und hörte, wie er mit sich allein brummte „nun hat mich der Spitzbube von König doch hinters Licht geführt! hätte er mir nicht selbst das Geld geben können, so wüßte ich, was ich hätte, wie kann ich nun wissen, ob das richtig ist, was ich so auf gut Glück eingesteckt habe!" / „Gott bewahre," sprach der Jude für sich, „der spricht despektierlich von unserm Herrn, ich lauf und geb's an, da krieg ich eine Belohnung, und er wird obendrein noch bestraft." Als der König von den Reden des Bauern hörte, geriet er in Zorn und hieß den Juden hingehen und den Sünder herbeiholen. Der Jude lief zum Bauer, „Ihr sollt gleich zum Herrn König kommen, wie Ihr geht und steht." / „Ich weiß besser, was sich schickt," ant-

wortete der Bauer, „erſt laß ich mir einen neuen Rock machen; meinſt du, ein Mann, der ſo viel Geld in der Taſche hat, ſollte in dem alten Lumpenrock hingehen?“ Der Jude, als er ſah, daß der Bauer ohne einen andern Rock nicht wegzubringen war, und weil er fürchtete, wenn der Zorn des Königs verraucht wäre, ſo käme er um ſeine Belohnung und der Bauer um ſeine Strafe, ſo ſprach er „ich will Euch für die kurze Zeit einen ſchönen Rock leihen aus bloßer Freundſchaft; was tut der Menſch nicht alles aus Liebe!“ Der Bauer ließ ſich das gefallen, zog den Rock vom Juden an und ging mit ihm fort. Der König hielt dem Bauer die böſen Reden vor, die der Jude hinterbracht hatte. „Ach,“ ſprach der Bauer, „was ein Jude ſagt, iſt immer gelogen, dem geht kein wahres Wort aus dem Munde; der Kerl da iſt imſtande und behauptet, ich hätte ſeinen Rock an.“ / „Was ſoll mir das?“ ſchrie der Jude, „iſt der Rock nicht mein? hab ich ihn Euch nicht aus bloßer Freundſchaft geborgt, damit Ihr vor den Herrn König treten konntet?“ Wie der König das hörte, ſprach er „einen hat der Jude gewiß betrogen, mich oder den Bauer,“ und ließ ihm noch etwas in harten Talern nachzahlen. Der Bauer aber ging in dem guten Rock und mit dem guten Geld in der Taſche heim und ſprach „diesmal hab ich's getroffen.“

## 142. Die klugen Leute

Eines Tages holte ein Bauer ſeinen hagebüchnen Stock aus der Ecke und ſprach zu ſeiner Frau „Trine, ich gehe jetzt über Land und komme erſt in drei Tagen wieder zurück. Wenn der Viehhändler in der Zeit bei uns einſpricht und will unſere drei Kühe kaufen, ſo kannſt du ſie losſchlagen, aber nicht anders als für zweihundert Taler, geringer nicht, hörſt du.“/„Geh nur in Gottes Namen,“ antwortete die Frau, „ich will das ſchon machen.“/„Ja, du!“ ſprach der Mann, „du biſt als kleines Kind einmal auf den Kopf gefallen, das hängt

dir bis auf dieſe Stunde nach. Aber das ſage ich dir, machſt du dummes Zeug, ſo ſtreiche ich dir den Rücken blau und das ohne Farbe, bloß mit dem Stock, den ich da in der Hand habe, und der Anſtrich ſoll ein ganzes Jahr halten, darauf kannſt du dich verlaſſen." Damit ging der Mann ſeiner Wege.

Am andern Morgen kam der Viehhändler, und die Frau brauchte mit ihm nicht viel Worte zu machen. Als er die Kühe beſehen hatte und den Preis vernahm, ſagte er „das gebe ich gerne, ſo viel ſind ſie unter Brüdern wert. Ich will die Tiere gleich mitnehmen." Er machte ſie von der Kette los und trieb ſie aus dem Stall. Als er eben zum Hoftor hinaus wollte, faßte ihn die Frau am Ärmel und ſprach „Ihr müßt mir erſt die zweihundert Taler geben, ſonſt kann ich Euch nicht gehen laſſen."/ „Richtig," antwortete der Mann, „ich habe nur vergeſſen meine Geldkatze umzuſchnallen. Aber macht Euch keine Sorge, Ihr ſollt Sicherheit haben, bis ich zahle. Zwei Kühe nehme ich mit und die dritte laſſe ich Euch zurück, ſo habt Ihr ein gutes Pfand." Der Frau leuchtete das ein, ſie ließ den Mann mit ſeinen Kühen abziehen und dachte „wie wird ſich der Hans freuen, wenn er ſieht, daß ich es ſo klug gemacht habe." Der Bauer kam den dritten Tag, wie er geſagt hatte, nach Haus und fragte gleich ob die Kühe verkauft wären. „Freilich, lieber Hans," antwortete die Frau, „und wie du geſagt haſt, für zweihundert Taler. So viel ſind ſie kaum wert, aber der Mann nahm ſie ohne Widerrede."/„Wo iſt das Geld?" fragte der Bauer. „Das Geld, das habe ich nicht," antwortete die Frau, „er hatte gerade ſeine Geldkatze vergeſſen, wird's aber bald bringen; er hat mir ein gutes Pfand zurückgelaſſen."/„Was für ein Pfand?" fragte der Mann. „Eine von den drei Kühen, die kriegt er nicht eher, als bis er die andern bezahlt hat. Ich habe es klug gemacht, ich habe die kleinſte zurückbehalten, die frißt am wenigſten." Der Mann ward zornig, hob ſeinen Stock in die Höhe und wollte ihr damit den verheißenen Anſtrich geben. Plötzlich ließ er ihn ſinken und ſagte „du biſt die dümmſte Gans, die auf Gottes Erdboden herumwackelt, aber du dauerſt mich. Ich will auf die Landſtraße gehen und drei Tage lang warten, ob ich jemand finde, der noch ein-

fältiger ist als du bist. Glückt mir's, so sollst du frei sein, finde ich ihn aber nicht, so sollst du deinen wohlverdienten Lohn ohne Abzug erhalten."

Er ging hinaus auf die Straße, setzte sich auf einen Stein und wartete auf die Dinge, die kommen sollten. Da sah er einen Leiterwagen heranfahren, und eine Frau stand mitten darauf, statt auf dem Gebund Stroh zu sitzen, das dabeilag, oder neben den Ochsen zu gehen und sie zu leiten. Der Mann dachte „das ist wohl eine, wie du sie suchst," sprang auf und lief vor dem Wagen hin und her, wie einer der nicht recht gescheit ist. „Was wollt Ihr, Gevatter," sagte die Frau zu ihm, „ich kenne Euch nicht, von wo kommt Ihr her?"/„Ich bin von dem Himmel gefallen," antwortete der Mann, „und weiß nicht wie ich wieder hinkommen soll! könnt Ihr mich nicht hinauffahren?"/„Nein," sagte die Frau, „ich weiß den Weg nicht. Aber wenn Ihr aus dem Himmel kommt, so könnt Ihr mir wohl sagen wie es meinem Mann geht, der schon seit drei Jahren dort ist: Ihr habt ihn gewiß gesehen?"/„Ich habe ihn wohl gesehen, aber es kann nicht allen Menschen gutgehen. Er hütet die Schafe, und das liebe Vieh macht ihm viel zu schaffen, das springt auf die Berge und verirrt sich in der Wildnis, und da muß er hinterherlaufen und es wieder zusammentreiben. Abgerissen ist er auch, und die Kleider werden ihm bald vom Leib fallen. Schneider gibt es dort nicht, der heilige Petrus läßt keinen hinein, wie Ihr aus dem Märchen wißt."/„Wer hätte sich das gedacht!" rief die Frau, „wißt Ihr was? ich will seinen Sonntagsrock holen, der noch daheim im Schrank hängt, den kann er dort mit Ehren tragen. Ihr seid so gut und nehmt ihn mit."/„Das geht nicht wohl," antwortete der Bauer, „Kleider darf man nicht in den Himmel bringen, die werden einem vor dem Tor abgenommen."/„Hört mich an," sprach die Frau, „ich habe gestern meinen schönen Weizen verkauft und ein hübsches Geld dafür bekommen, das will ich ihm schicken. Wenn Ihr den Beutel in die Tasche steckt, so wird's kein Mensch gewahr."/„Kann's nicht anders sein," erwiderte der Bauer, „so will ich Euch wohl den Gefallen tun."/„Bleibt nur da sitzen," sagte sie, „ich will heimfahren und

den Beutel holen; ich bin bald wieder hier. Ich ſetze mich nicht auf das Bund Stroh, ſondern ſtehe auf dem Wagen, ſo hat's das Vieh leichter." Sie trieb ihre Ochſen an, und der Bauer dachte „die hat Anlage zur Narrheit, bringt ſie das Geld wirklich, ſo kann meine Frau von Glück ſagen, denn ſie kriegt keine Schläge." Es dauerte nicht lange, ſo kam ſie gelaufen, brachte das Geld und ſteckte es ihm ſelbſt in die Taſche. Eh ſie wegging, dankte ſie ihm noch tauſendmal für ſeine Gefälligkeit.

Als die Frau wieder heimkam, ſo fand ſie ihren Sohn, der aus dem Feld zurückgekehrt war. Sie erzählte ihm, was ſie für unerwartete Dinge erfahren hätte und ſetzte dann hinzu „ich freue mich recht, daß ich Gelegenheit gefunden habe, meinem armen Mann etwas zu ſchicken, wer hätte ſich vorgeſtellt, daß er im Himmel an etwas Mangel leiden würde?" Der Sohn war in der größten Verwunderung, „Mutter," ſagte er, „ſo einer aus dem Himmel kommt nicht alle Tage, ich will gleich hinaus und ſehen, daß ich den Mann noch finde: der muß mir erzählen, wie's dort ausſieht und wie's mit der Arbeit geht." Er ſattelte das Pferd und ritt in aller Haſt fort. Er fand den Bauer, der unter einem Weidenbaum ſaß und das Geld, das im Beutel war, zählen wollte. „Habt Ihr nicht den Mann geſehen," rief ihm der Junge zu, „der aus dem Himmel gekommen iſt?"/„Ja," antwortete der Bauer, „der hat ſich wieder auf den Rückweg gemacht und iſt den Berg dort hinaufgegangen, von wo er's etwas näher hat. Ihr könnt ihn noch einholen, wenn Ihr ſcharf reitet."/„Ach", ſagte der Junge, „ich habe mich den ganzen Tag abgeäſchert, und der Ritt hierher hat mich vollends müde gemacht: Ihr kennt den Mann, ſeid ſo gut und ſetzt Euch auf mein Pferd und überredet ihn, daß er hierherkommt."/„Aha," meinte der Bauer, „das iſt auch einer, der keinen Docht in ſeiner Lampe hat."/„Warum ſollte ich Euch den Gefallen nicht tun?" ſprach er, ſtieg auf und ritt im ſtärkſten Trab fort. Der Junge blieb ſitzen bis die Nacht einbrach, aber der Bauer kam nicht zurück. „Gewiß," dachte er, „hat der Mann aus dem Himmel große Eile gehabt und nicht umkehren wollen, und der Bauer hat ihm das Pferd mitgegeben, um es meinem Vater zu bringen." Er

ging heim und erzählte seiner Mutter, was geschehen war: das Pferd habe er dem Vater geschickt, damit er nicht immer herumzulaufen brauche. „Du hast wohl getan," antwortete sie, „du hast noch junge Beine und kannst zu Fuß gehen."

Als der Bauer nach Haus gekommen war, stellte er das Pferd in den Stall neben die verpfändete Kuh, ging dann zu seiner Frau und sagte „Trine, das war dein Glück, ich habe zwei gefunden, die noch einfältigere Narren sind als du: diesmal kommst du ohne Schläge davon, ich will sie für eine andere Gelegenheit aufsparen." Dann zündete er seine Pfeife an, setzte sich in den Großvaterstuhl und sprach „das war ein gutes Geschäft, für zwei magere Kühe ein glattes Pferd und dazu einen großen Beutel voll Geld. Wenn die Dummheit immer soviel einbrächte, so wollte ich sie gerne in Ehren halten." So dachte der Bauer, aber dir sind gewiß die Einfältigen lieber.

## 143. Der Frieder und das Catherlieschen

Es war ein Mann, der hieß Frieder, und seine Frau, die hieß Catherlieschen, die hatten einander geheiratet und lebten zusammen als junge Eheleute. Eines Tages sprach der Frieder „ich will jetzt zu Acker, Catherlieschen, wann ich wiederkomme, muß etwas Gebratenes auf dem Tisch stehen für den Hunger und ein frischer Trunk dabei für den Durst."/ „Geh nur, Friederchen," antwortete die Catherlies, „geh nur, will dir's schon rechtmachen." Als nun die Essenszeit herbeirückte, holte sie eine Wurst aus dem Schornstein, tat sie in eine Bratpfanne, legte Butter dazu und stellte sie übers Feuer. Die Wurst fing an zu braten und zu brutzeln, Catherlieschen stand dabei, hielt den Pfannenstiel und hatte so seine Gedanken: da fiel ihm ein „bis die Wurst fertig wird, derweil könntest du ja im Keller den Trunk zapfen." Also stellte es den Pfannenstiel fest, nahm eine Kanne, ging hinab in den Keller und zapfte Bier. Das Bier lief in die Kanne, und Catherlieschen sah ihm zu, da fiel

ihm ein „holla, der Hund oben ist nicht beigetan, der könnte die Wurst aus der Pfanne holen, du kämst mir recht!" und im Hui war es die Kellertreppe hinauf; aber der Spitz hatte die Wurst schon im Maul und schleifte sie auf der Erde mit sich fort. Doch Catherlieschen, nicht faul, setzte ihm nach und jagte ihn ein gut Stück ins Feld; aber der Hund war geschwinder als Catherlieschen, ließ auch die Wurst nicht fahren, sondern über die Äcker hin hüpfen. „Hin ist hin!" sprach Catherlieschen, kehrte um, und weil es sich müde gelaufen hatte, ging es hübsch langsam und kühlte sich ab. Während der Zeit lief das Bier aus dem Faß immerzu, denn Catherlieschen hatte den Hahn nicht umgedreht, und als die Kanne voll und sonst kein Platz da war, so lief es in den Keller und hörte nicht eher auf, als bis das ganze Faß leer war. Catherlieschen sah schon auf der Treppe das Unglück. „Spuk," rief es, „was fängst du jetzt an, daß es der Frieder nicht merkt!" Es besann sich ein Weilchen, endlich fiel ihm ein, von der letzten Kirmes stände noch ein Sack mit schönem Weizenmehl auf dem Boden, das wollte es herabholen und in das Bier streuen. „Ja," sprach es, „wer zu rechter Zeit was spart, der hat's hernach in der Not," stieg auf den Boden, trug den Sack herab und warf ihn gerade auf die Kanne voll Bier, daß sie umstürzte und der Trunk des Frieders auch im Keller schwamm. „Es ist ganz recht," sprach Catherlieschen, „wo eins ist, muß das andere auch sein" und zerstreute das Mehl im ganzen Keller. Als es fertig war, freute es sich gewaltig über seine Arbeit und sagte „wie's so reinlich und sauber hier aussieht!"

Um Mittagszeit kam der Frieder heim. „Nun, Frau, was hast du mir zurechtgemacht?" / „Ach, Friederchen," antwortete sie, ich wollte dir ja eine Wurst braten, aber während ich das Bier dazu zapfte, hat sie der Hund aus der Pfanne weggeholt, und während ich dem Hund nachsprang, ist das Bier ausgelaufen, und als ich das Bier mit dem Weizenmehl auftrocknen wollte, hab ich die Kanne auch noch umgestoßen; aber sei nur zufrieden, der Keller ist wieder ganz trocken." Sprach der Frieder „Catherlieschen, Catherlieschen, das hättest du nicht tun müssen! läßt die Wurst wegholen und das Bier aus dem Faß

laufen, und verschüttest obendrein unser feines Mehl!" / „Ja, Friederchen, das habe ich nicht gewußt, hättest mir's sagen müssen."

Der Mann dachte „geht das so mit deiner Frau, so mußt du dich besser vorsehen." Nun hatte er eine hübsche Summe Taler zusammengebracht, die wechselte er in Gold ein und sprach zum Catherlieschen „siehst du, das sind gelbe Gickelinge, die will ich in einen Topf tun und im Stall unter der Kuhkrippe vergraben: aber daß du mir ja davonbleibst, sonst geht dir's schlimm." Sprach sie „nein, Friederchen, will's gewiß nicht tun." Nun, als der Frieder fort war, da kamen Krämer, die irdne Näpfe und Töpfe feilhatten, ins Dorf und fragten bei der jungen Frau an, ob sie nichts zu handeln hätte. „O, ihr lieben Leute," sprach Catherlieschen, „ich hab kein Geld und kann nichts kaufen; aber könnt ihr gelbe Gickelinge brauchen, so will ich wohl kaufen." / „Gelbe Gickelinge, warum nicht? laßt sie einmal sehen." / „So geht in den Stall und grabt unter der Kuhkrippe, so werdet ihr die gelben Gickelinge finden, ich darf nicht dabeigehen." Die Spitzbuben gingen hin, gruben und fanden eitel Gold. Da packten sie auf damit, liefen fort und ließen Töpfe und Näpfe im Hause stehen. Catherlieschen meinte, sie müßte das neue Geschirr auch brauchen: weil nun in der Küche ohnehin kein Mangel daran war, schlug sie jedem Topf den Boden aus und steckte sie insgesamt zum Zierat auf die Zaunpfähle rings ums Haus herum. Wie der Frieder kam und den neuen Zierat sah, sprach er „Catherlieschen, was hast du gemacht?" / „Hab's gekauft, Friederchen, für die gelben Gickelinge, die unter der Kuhkrippe steckten: bin selber nicht dabeigegangen, die Krämer haben sich's herausgraben müssen." / „Ach, Frau," sprach der Frieder, „was hast du gemacht! das waren keine Gickelinge, es war eitel Gold und war all unser Vermögen; das hättest du nicht tun sollen." / „Ja, Friederchen," antwortete sie, „das hab ich nicht gewußt, hättest mir's vorher sagen sollen."

Catherlieschen stand ein Weilchen und besann sich, da sprach sie „hör, Friederchen, das Gold wollen wir schon wieder kriegen, wollen hinter den Dieben herlaufen." / „So komm," sprach

der Frieder, „wir wollen's verſuchen; nimm aber Butter und Käſe mit, daß wir auf dem Weg was zu eſſen haben." / „Ja, Friederchen, will's mitnehmen." Sie machten ſich fort, und weil der Frieder beſſer zu Fuß war, ging Catherlieschen hinten nach. „Iſt mein Vorteil" dachte es, „wenn wir umkehren, hab ich ja ein Stück voraus." Nun kam es an einen Berg, wo auf beiden Seiten des Wegs tiefe Fahrgleiſen waren. „Da ſehe einer," ſprach Catherlieschen, „was ſie das arme Erdreich zerriſſen, geſchunden und gedrückt haben! das wird ſein Lebtag nicht wieder heil." Und aus mitleidigem Herzen nahm es ſeine Butter und beſtrich die Gleiſen, rechts und links, damit ſie von den Rädern nicht ſo gedrückt würden: und wie es ſich bei ſeiner Barmherzigkeit ſo bückte, rollte ihm ein Käſe aus der Taſche den Berg hinab. Sprach das Catherlieschen „ich habe den Weg ſchon einmal herauf gemacht, ich gehe nicht wieder hinab, es mag ein anderer hinlaufen und ihn wieder holen." Alſo nahm es einen andern Käs und rollte ihn hinab. Die Käſe aber kamen nicht wieder, da ließ es noch einen dritten hinablaufen und dachte „vielleicht warten ſie auf Geſellſchaft und gehen nicht gern allein." Als ſie alle drei ausblieben, ſprach es „ich weiß nicht was das vorſtellen ſoll! doch kann's ja ſein, der dritte hat den Weg nicht gefunden und ſich verirrt, ich will nur den vierten ſchicken, daß er ſie herbeiruft." Der vierte machte es aber nicht beſſer als der dritte. Da ward das Catherlieschen ärgerlich und warf noch den fünften und ſechſten hinab, und das waren die letzten. Eine Zeitlang blieb es ſtehen und lauerte daß ſie kämen, als ſie aber immer nicht kamen, ſprach es „o, ihr ſeid gut nach dem Tod ſchicken, ihr bleibt fein lange aus; meint ihr ich wollt noch länger auf euch warten? ich gehe meiner Wege, ihr könnt mir nachlaufen, ihr habt jüngere Beine als ich." Catherlieschen ging fort und fand den Frieder, der war ſtehen geblieben und hatte gewartet, weil er gerne was eſſen wollte. „Nun, gib einmal her, was du mitgenommen haſt." Sie reichte ihm das trockne Brot. „Wo iſt Butter und Käſe?" fragte der Mann. „Ach, Friederchen," ſagte Catherlieschen, „mit der Butter hab ich die Fahrgleiſen geſchmiert und die Käſe werden bald kommen; einer lief mir fort, da hab

ich die andern nachgeſchickt, ſie ſollten ihn rufen.“ Sprach der Frieder „das hätteſt du nicht tun ſollen, Catherlieschen, die Butter an den Weg ſchmieren und die Käſe hinabrollen.“ / „Ja, Friederchen, hätteſt mir's ſagen müſſen.“

Da aßen ſie das trockne Brot zuſammen, und der Frieder ſagte „Catherlieschen, haſt du auch unſer Haus verwahrt, wie du fortgegangen biſt?“/„Nein, Friederchen, hätteſt mir's vorher ſagen ſollen.“ / „So geh wieder heim und bewahr erſt das Haus, ehe wir weitergehen; bring auch etwas anderes zu eſſen mit, ich will hier auf dich warten.“ Catherlieschen ging zurück und dachte „Friederchen will etwas anderes eſſen, Butter und Käſe ſchmeckt ihm wohl nicht, ſo will ich ein Tuch voll Hutzeln und einen Krug Eſſig zum Trunk mitnehmen.“ Danach riegelte es die Ofentüre zu, aber die Untertüre hob es aus, nahm ſie auf die Schulter und glaubte, wenn es die Türe in Sicherheit gebracht hätte, müßte das Haus wohl bewahrt ſein. Catherlieschen nahm ſich Zeit zum Weg und dachte „deſto länger ruht ſich Friederchen aus.“ Als es ihn wieder erreicht hatte, ſprach es „da, Friederchen, haſt du die Haustüre, da kannſt du das Haus ſelber verwahren.“ / „Ach, Gott,“ ſprach er, „was habe ich für eine kluge Frau! hebt die Türe unten aus, daß alles hineinlaufen kann, und riegelt ſie oben zu. Jetzt iſt's zu ſpät noch einmal nach Haus zu gehen, aber haſt du die Türe hierher gebracht, ſo ſollſt du ſie auch ferner tragen.“ / „Die Türe will ich tragen, Friederchen, aber die Hutzeln und der Eſſigkrug werden mir zu ſchwer: ich hänge ſie an die Türe, die mag ſie tragen.“

Nun gingen ſie in den Wald und ſuchten die Spitzbuben, aber ſie fanden ſie nicht. Weil's endlich dunkel ward, ſtiegen ſie auf einen Baum und wollten da übernachten. Kaum aber ſaßen ſie oben, ſo kamen die Kerle daher, die forttragen, was nicht mitgehen will, und die Dinge finden, ehe ſie verloren ſind. Sie ließen ſich gerade unter dem Baum nieder, auf dem Frieder und Catherlieschen ſaßen, machten ſich ein Feuer an und wollten ihre Beute teilen. Der Frieder ſtieg von der anderen Seite herab und ſammelte Steine, ſtieg damit wieder hinauf und wollte die Diebe totwerfen. Die Steine aber trafen nicht, und die Spitz-

buben riefen „es iſt bald Morgen, der Wind ſchüttelt die Tannäpfel herunter.“ Catherlieschen hatte die Türe noch immer auf der Schulter, und weil ſie ſo ſchwer drückte, dachte es, die Hutzeln wären ſchuld und ſprach „Friederchen, ich muß die Hutzeln hinabwerfen.“ / „Nein, Catherlieschen, jetzt nicht,“ antwortete er, „ſie könnten uns verraten.“ / „Ach, Friederchen, ich muß, ſie drücken mich gar zu ſehr.“ / „Nun ſo tu's ins Henkers Namen!“ Da rollten die Hutzeln zwiſchen den Äſten herab, und die Kerle unten ſprachen „die Vögel miſten.“ Eine Weile danach, weil die Türe noch immer drückte, ſprach Catherlieschen „ach, Friederchen, ich muß den Eſſig ausſchütten.“ / „Nein, Catherlieschen, das darfſt du nicht, es könnte uns verraten.“ / „Ach, Friederchen, ich muß, er drückt mich gar zu ſehr.“ / „Nun ſo tu's ins Henkers Namen!“ Da ſchüttete es den Eſſig aus, daß er die Kerle beſpritzte. Sie ſprachen untereinander „der Tau tröpfelt ſchon herunter.“ Endlich dachte Catherlieschen „ſollte es wohl die Türe ſein, was mich ſo drückt?“ und ſprach „Friederchen, ich muß die Türe hinabwerfen.“ / „Nein Catherlieschen, jetzt nicht, ſie könnte uns verraten.“ / „Ach, Friederchen, ich muß, ſie drückt mich gar zu ſehr.“ / „Nein Catherlieschen, halt ſie ja feſt.“ / „Ach, Friederchen, ich laß ſie fallen.“ / „Ei,“ antwortete Frieder ärgerlich, „ſo laß ſie fallen ins Teufels Namen!“ Da fiel ſie herunter mit ſtarkem Gepolter, und die Kerle unten riefen „der Teufel kommt vom Baum herab,“ riſſen aus und ließen alles im Stich. Frühmorgens, wie die zwei herunter kamen, fanden ſie all ihr Gold wieder und trugen's heim.

Als ſie wieder zu Haus waren, ſprach der Frieder „Catherlieschen, nun mußt du aber auch fleißig ſein und arbeiten.“ / „Ja, Friederchen, will's ſchon tun, will ins Feld gehen, Frucht ſchneiden.“ Als Catherlieschen im Feld war, ſprach's mit ſich ſelber „eß ich, eh ich ſchneid, oder ſchlaf ich, eh ich ſchneid? hei, ich will ehr eſſen!“ Da aß Catherlieschen und ward überm Eſſen ſchläfrig, und fing an zu ſchneiden und ſchnitt halb träumend alle ſeine Kleider entzwei, Schürze, Rock und Hemd. Wie Catherlieschen nach langem Schlaf wieder erwachte, ſtand es halb nackend da und ſprach zu ſich ſelber „bin ich's, oder bin ich's

nicht? ach, ich bin's nicht!" Unterdeſſen ward's Nacht, da lief Catherlieschen ins Dorf hinein, klopfte an ihres Mannes Fenſter und rief „Friederchen?" / „Was iſt denn?" / „Möcht gern wiſſen, ob Catherlieschen drinnen iſt." / „Ja, ja," antwortete der Frieder, „es wird wohl drin liegen und ſchlafen." Sprach ſie „gut, dann bin ich gewiß ſchon zu Haus" und lief fort.

Draußen fand Catherlieschen Spitzbuben, die wollten ſtehlen. Da ging es bei ſie und ſprach „ich will euch helfen ſtehlen." Die Spitzbuben meinten es wüßte die Gelegenheit des Orts und waren's zufrieden. Catherlieschen ging vor die Häuſer und rief „Leute, habt ihr was? wir wollen ſtehlen." Dachten die Spitzbuben „das wird gut werden" und wünſchten ſie wären Catherlieschen wieder los. Da ſprachen ſie zu ihm „vorm Dorfe hat der Pfarrer Rüben auf dem Feld, geh hin und rupf uns Rüben." Catherlieschen ging hin aufs Land und fing an zu rupfen, war aber ſo faul und hob ſich nicht in die Höhe. Da kam ein Mann vorbei, ſah's und ſtand ſtill und dachte, das wäre der Teufel, der ſo in den Rüben wühlte, lief fort ins Dorf zum Pfarrer und ſprach „Herr Pfarrer, in Eurem Rübenland iſt der Teufel und rupft." / „Ach Gott," antwortete der Pfarrer, „ich habe einen lahmen Fuß, ich kann nicht hinaus und ihn wegbannen." Sprach der Mann „ſo will ich Euch hockeln," und hockelte ihn hinaus. Und als ſie bei das Land kamen, machte ſich das Catherlieschen auf und reckte ſich in die Höhe. „Ach, der Teufel!" rief der Pfarrer, und beide eilten fort, und der Pfarrer konnte vor großer Angſt mit ſeinem lahmen Fuße gerader laufen, als der Mann, der ihn gehockt hatte, mit ſeinen geſunden Beinen.

# 144. Hans heiratet

Es war einmal ein junger Bauer, der hieß Hans, dem wollte sein Vetter gern eine reiche Frau werben. Da setzte er den Hans hinter den Ofen und ließ gut einheizen. Dann holte er einen Topf Milch und eine gute Menge Weißbrot, gab ihm einen neugemünzten Heller in die Hand und sprach „Hans, den Heller da halt fest und das Weißbrot, das brocke in die Milch, und bleib da sitzen, und geh mir nicht von der Stelle, bis ich wiederkomme." / „Ja," sprach der Hans, „das will ich alles ausrichten." Nun zog der Werber ein Paar alte verplackte Hosen an, ging ins andere Dorf zu einer reichen Bauerntochter und sprach „wollt Ihr nicht meinen Vetter Hans heiraten? Ihr kriegt einen wackern und gescheiten Mann, der Euch gefallen wird." Fragte der geizige Vater „wie sieht's aus mit seinem Vermögen? hat er auch was einzubrocken?" / „Lieber Freund," antwortete der Werber, „mein junger Vetter sitzt warm, hat einen guten schönen Pfennig in der Hand, und hat wohl einzubrocken. Er sollte auch nicht weniger Placken (wie man die Güter nannte) zählen, als ich," und schlug sich dabei auf seine geplackte Hose. „Wollt Ihr Euch die Mühe nehmen mit mir hinzugehen, soll Euch zur Stunde gezeigt werden, daß alles so ist, wie ich sage." Da wollte der Geizhals die gute Gelegenheit nicht fahren lassen und sprach „wenn dem so ist, so habe ich weiter nichts gegen die Heirat."

Nun ward die Hochzeit an dem bestimmten Tag gefeiert, und als die junge Frau ins Feld gehen und die Güter des Bräutigams sehen wollte, zog Hans erst sein sonntägliches Kleid aus und seinen verplackten Kittel an und sprach „ich könnte mir das gute Kleid verunehren." Da gingen sie zusammen ins Feld, und wo sich auf dem Weg der Weinstock abzeichnete, oder Äcker und Wiesen abgeteilt waren, deutete Hans mit dem Finger und schlug dann an einen großen oder kleinen Placken seines Kit-

teils und sprach „der Placken ist mein und jener auch, mein Schatz, schauet nur danach," und wollte damit sagen, die Frau sollte nicht in das weite offene Feld gaffen, sondern auf sein Kleid schauen, das wäre sein eigen.

„Bist du auch auf der Hochzeit gewesen?" / „Jawohl bin ich darauf gewesen, und in vollem Staat. Mein Kopfputz war von Schnee, da kam die Sonne, und er ist mir abgeschmolzen; mein Kleid war von Spinneweb, da kam ich durch Dornen, die rissen mir es ab; meine Pantoffeln waren von Glas, da stieß ich an einen Stein, da sagten sie klink! und sprangen entzwei."

## 145. Hans im Glück

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn." Der Herr antwortete „du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst war, so soll der Lohn sein," und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahin ging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbeitrabte. „Ach," sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh, und kommt fort, er weiß nicht wie." Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief „ei, Hans, warum läufst du auch zu Fuß?" / „Ich muß ja wohl," antwortete er, „da habe ich einen Klumpen heimzutragen: es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad halten, auch drückt mir's auf die Schulter." / „Weißt du was," sagte der Reiter, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du

gibſt mir deinen Klumpen." / „Von Herzen gern," ſprach Hans, „aber ich ſage Euch, Ihr müßt Euch damit ſchleppen." Der Reiter ſtieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel feſt in die Hände und ſprach „wenn's nun recht geſchwind ſoll gehen, ſo mußt du mit der Zunge ſchnalzen und hopp hopp rufen."

Hans war ſeelenfroh, als er auf dem Pferde ſaß und ſo frank und frei dahinritt. Über ein Weilchen fiel's ihm ein, es ſollte noch ſchneller gehen, und fing an mit der Zunge zu ſchnalzen und hopp hopp zu rufen. Das Pferd ſetzte ſich in ſtarken Trab, und ehe ſich's Hans verſah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landſtraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor ſich her trieb. Hans ſuchte ſeine Glieder zuſammen und machte ſich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und ſprach zu dem Bauer „es iſt ein ſchlechter Spaß, das Reiten, zumal, wenn man auf ſo eine Mähre gerät, wie dieſe, die ſtößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich ſetze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir Eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinterher gehen und hat obendrein ſeine Milch, Butter und Käſe jeden Tag gewiß. Was gäb ich darum, wenn ich ſo eine Kuh hätte!" / „Nun," ſprach der Bauer, „geſchieht Euch ſo ein großer Gefallen, ſo will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauſchen." Hans willigte mit tauſend Freuden ein: der Bauer ſchwang ſich aufs Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb ſeine Kuh ruhig vor ſich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's doch nicht fehlen, ſo kann ich, ſo oft mir's beliebt, Butter und Käſe dazu eſſen; hab ich Durſt, ſo melk ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangſt du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei ſich hatte, ſein Mittags- und Abendbrot, rein auf, und ließ ſich für ſeine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einſchenken. Dann trieb er ſeine Kuh weiter,

immer nach dem Dorfe ſeiner Mutter zu. Die Hitze ward drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand ſich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, ſo daß ihm vor Durſt die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding iſt zu helfen," dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band ſie an einen dürren Baum, und da er keinen Eimer hatte, ſo ſtellte er ſeine Ledermütze unter, aber wie er ſich auch bemühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorſchein. Und weil er ſich ungeſchickt dabei anſtellte, ſo gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen ſolchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeitlang ſich gar nicht beſinnen konnte wo er war. Glücklicherweiſe kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was ſind das für Streiche!" rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm ſeine Flaſche und ſprach „da trinkt einmal und erholt Euch. Die Kuh will wohl keine Milch geben, das iſt ein altes Tier, das höchſtens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." / „Ei, ei," ſprach Hans, und ſtrich ſich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! es iſt freilich gut, wenn man ſo ein Tier ins Haus abſchlachten kann, was gibt's für Fleiſch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleiſch nicht viel, es iſt mir nicht ſaftig genug. Ja, wer ſo ein junges Schwein hätte! das ſchmeckt anders, dabei noch die Würſte." / „Hört, Hans," ſprach da der Metzger, „Euch zuliebe will ich tauſchen und will Euch das Schwein für die Kuh laſſen." / „Gott lohn Euch Eure Freundſchaft," ſprach Hans, übergab ihm die Kuh, ließ ſich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunſch ginge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, ſo würde ſie doch gleich wieder gutgemacht. Es geſellte ſich danach ein Burſch zu ihm, der trug eine ſchöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an von ſeinem Glück zu erzählen und wie er immer ſo vorteilhaft getauſcht

hätte. Der Burſch erzählte ihm, daß er die Gans zu einem Kindtaufſchmaus brächte. „Hebt einmal," fuhr er fort und packte ſie bei den Flügeln, „wie ſchwer ſie iſt, die iſt aber auch über acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß ſich das Fett von beiden Seiten abwiſchen." / „Ja," ſprach Hans und wog ſie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein iſt auch keine Sau." Indeſſen ſah ſich der Burſch nach allen Seiten ganz bedenklich um, ſchüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört," fing er darauf an, „mit Eurem Schweine mag's nicht ganz richtig ſein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, iſt eben dem Schulzen eins aus dem Stall geſtohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt's da in der Hand. Sie haben Leute ausgeſchickt, und es wäre ein ſchlimmer Handel, wenn ſie Euch mit dem Schwein erwiſchten: das geringſte iſt, daß Ihr ins finſtere Loch geſteckt werdet." Dem guten Hans ward bang, „ach Gott," ſprach er, „helft mir aus der Not, Ihr wißt hierherum beſſern Beſcheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans." / „Ich muß ſchon etwas aufs Spiel ſetzen," antwortete der Burſche, „aber ich will doch nicht ſchuld ſein, daß Ihr ins Unglück geratet." Er nahm alſo das Seil in die Hand und trieb das Schwein ſchnell auf einem Seitenweg fort: der gute Hans aber ging, ſeiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme der Heimat zu. „Wenn ich's recht überlege," ſprach er mit ſich ſelbſt, „habe ich noch Vorteil bei dem Tauſch: erſtlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das gibt Gänſefettbrot auf ein Vierteljahr: und endlich die ſchönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkiſſen ſtopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einſchlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!"

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, ſtand da ein Scherenſchleifer mit ſeinem Karren, ſein Rad ſchnurrte, und er ſang dazu

„Ich ſchleife die Schere und drehe geſchwind,
Und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Hans blieb ſtehen und ſah ihm zu; endlich redete er ihn an und ſprach „Euch geht's wohl, weil Ihr ſo luſtig bei Eurem

Schleifen ſeid." / „Ja," antwortete der Scherenſchleifer, „das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer iſt ein Mann, der, ſooft er in die Taſche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die ſchöne Gans gekauft?"/„Die hab ich nicht gekauft, ſondern für mein Schwein eingetauſcht." / „Und das Schwein?"/ „Das hab ich für eine Kuh gekriegt." / „Und die Kuh?" / „Die hab ich für ein Pferd bekommen." / „Und das Pferd? / „Dafür hab ich einen Klumpen Gold, ſo groß als mein Kopf, gegeben." / „Und das Gold?"/ „Ei, das war mein Lohn für ſieben Jahre Dienſt." / „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt," ſprach der Schleifer, „könnt Ihr's nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Taſche ſpringen hört, wenn Ihr aufſteht, ſo habt Ihr Euer Glück gemacht."/ „Wie ſoll ich das anfangen?" ſprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts, als ein Wetzſtein, das andere findet ſich ſchon von ſelbſt. Da hab ich einen, der iſt zwar ein wenig ſchadhaft, dafür ſollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?" / „Wie könnt Ihr noch fragen," antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichſten Menſchen auf Erden; habe ich Geld, ſooft ich in die Taſche greife, was brauche ich da länger zu ſorgen?" reichte ihm die Gans hin und nahm den Wetzſtein in Empfang. „Nun," ſprach der Schleifer, und hob einen gewöhnlichen ſchweren Feldſtein, der neben ihm lag, auf, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem ſich's gut ſchlagen läßt und Ihr Eure alten Nägel geradeklopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf."

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; ſeine Augen leuchteten vor Freude, „ich muß in einer Glückshaut geboren ſein," rief er aus, „alles was ich wünſche trifft mir ein, wie einem Sonntagskind." Indeſſen, weil er ſeit Tagesanbruch auf den Beinen geweſen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weitergehen und mußte jeden Augenblick Halt machen; dabei drückten ihn

die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er ſich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er ſie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geſchlichen, wollte da ruhen und ſich mit einem friſchen Trunk laben: damit er aber die Steine im Niederſitzen nicht beſchädigte, legte er ſie bedächtig neben ſich auf den Rand des Brunnens. Darauf ſetzte er ſich nieder und wollte ſich zum Trinken bücken, da verſah er's, ſtieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpſten hinab. Hans, als er ſie mit ſeinen Augen in die Tiefe hatte verſinken ſehen, ſprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch dieſe Gnade noch erwieſen und ihn auf eine ſo gute Art und ohne daß er ſich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den ſchweren Steinen befreit hätte, die ihm allein noch hinderlich geweſen wären. „So glücklich wie ich," rief er aus, „gibt es keinen Menſchen unter der Sonne." Mit leichtem Herzen und frei von aller Laſt ſprang er nun fort, bis er daheim bei ſeiner Mutter war.

## 146. Der geſcheite Hans

Hansens Mutter fragt „Wohin, Hans?" Hans antwortet „zur Gretel." / „Mach's gut, Hans." / „Schon gut machen. Adies, Mutter." / „Adies, Hans."

Hans kommt zur Gretel. „Guten Tag, Gretel." / „Guten Tag, Hans. Was bringſt du Gutes?" / „Bring nichts, gegeben han." Gretel ſchenkt dem Hans eine Nadel. Hans ſpricht „Adies, Gretel." / „Adies, Hans."

Hans nimmt die Nadel, ſteckt ſie in einen Heuwagen und geht hinter dem Wagen her nach Haus. „Guten Abend, Mutter." / „Guten Abend, Hans. Wo biſt du geweſen?" / „Bei der Gretel geweſen." / „Was haſt du ihr gebracht?" / „Nichts gebracht, gegeben hat." / „Was hat dir

Gretel gegeben?" / „Nadel gegeben." / „Wo haſt du die Nadel, Hans?" / „In Heuwagen geſteckt." / „Das haſt du dumm gemacht, Hans, mußteſt die Nadel an den Ärmel ſtecken." / „Tut nichts, beſſer machen."

„Wohin, Hans?" / „Zur Gretel, Mutter." / „Mach's gut, Hans." / „Schon gut machen. Adies, Mutter." / „Adies, Hans."

Hans kommt zur Gretel. „Guten Tag, Gretel." / „Guten Tag, Hans. Was bringſt du Gutes?" / „Bring nichts, gegeben han." Gretel ſchenkte dem Hans ein Meſſer. „Adies, Gretel." / „Adies, Hans."

Hans nimmt das Meſſer, ſteckt's an den Ärmel und geht nach Haus. „Guten Abend, Mutter." / „Guten Abend, Hans. Wo biſt du geweſen?" / „Bei der Gretel geweſen." / „Was haſt du ihr gebracht?" / „Nichts gebracht, gegeben hat." / „Was hat dir Gretel gegeben?" / „Meſſer gegeben." / „Wo haſt du das Meſſer, Hans?" / „An den Ärmel geſteckt." / „Das haſt du dumm gemacht, Hans, mußteſt das Meſſer in die Taſche ſtecken." / „Tut nichts, beſſer machen."

„Wohin, Hans?" / „Zur Gretel, Mutter." / „Mach's gut, Hans." / „Schon gut machen. Adies, Mutter." / „Adies, Hans."

Hans kommt zur Gretel. „Guten Tag, Gretel." / „Guten Tag, Hans. Was bringſt du Gutes?" / „Bring nichts, gegeben han." Gretel ſchenkt dem Hans eine junge Ziege. „Adies, Gretel." / „Adies, Hans."

Hans nimmt die Ziege, bindet ihr die Beine und ſteckt ſie in die Taſche. Wie er nach Haus kommt, iſt ſie erſtickt. „Guten Abend, Mutter." / „Guten Abend, Hans. Wo biſt du geweſen?" / Bei der Gretel geweſen." / „Was haſt du ihr gebracht?" / „Nichts gebracht, gegeben hat." / „Was hat dir Gretel gegeben?" / „Ziege gegeben." / „Wo haſt du die Ziege, Hans?" / „In die Taſche geſteckt." / „Das haſt du dumm gemacht, Hans, mußteſt die Ziege an ein Seil binden." / „Tut nichts, beſſer machen."

„Wohin, Hans." / „Zur Gretel, Mutter." / „Mach's gut, Hans." / „Schon gut machen. Adies, Mutter." / „Adies, Hans."

Hans kommt zur Gretel. „Guten Tag, Gretel." / „Guten Tag, Hans. Was bringſt du Gutes?" / „Bring nichts, ge-

geben han." Gretel ſchenkt dem Hans ein Stück Speck. „Adies, Gretel." / „Adies, Hans."

Hans nimmt den Speck, bindet ihn an ein Seil und ſchleift's hinter ſich her. Die Hunde kommen und freſſen den Speck ab. Wie er nach Hauſe kommt, hat er das Seil an der Hand und iſt nichts mehr daran. „Guten Abend, Mutter." / „Guten Abend, Hans. Wo biſt dn geweſen?" / „Bei der Gretel geweſen." / „Was haſt du ihr gebracht?" / „Nichts gebracht, gegeben hat." / „Was hat dir Gretel gegeben?" / „Stück Speck gegeben." / „Wo haſt du den Speck, Hans?" / „Ans Seil gebunden, heim geführt, Hunde weggeholt." / „Das haſt du dumm gemacht, Hans, mußteſt den Speck auf dem Kopf tragen." / „Tut nichts, beſſer machen."

„Wohin, Hans?" / „Zur Gretel, Mutter." / „Mach's gut, Hans."/„Schon gut machen. Adies, Mutter."/„Adies, Hans."

Hans kommt zur Gretel. „Guten Tag, Gretel." / „Guten Tag, Hans. Was bringſt dn Gutes?"/„Bring nichts, gegeben han." Gretel ſchenkt dem Hans ein Kalb. „Adies, Gretel." / „Adies, Hans."

Hans nimmt das Kalb, ſetzt es auf den Kopf, nnd das Kalb zertritt ihm das Geſicht. „Guten Abend, Mutter." / „Guten Abend, Hans. Wo biſt du geweſen."/„Bei der Gretel geweſen."/ „Was haſt du ihr gebracht?"/„Nichts gebracht, gegeben hat."/ „Was hat dir Gretel gegeben?" / „Kalb gegeben." / „Wo haſt du das Kalb, Hans?"/„Auf den Kopf geſetzt, Geſicht zertreten."/ „Das haſt du dumm gemacht, Hans, mußteſt das Kalb leiten nnd an die Raufe ſtellen." / „Tut nichts, beſſer machen."

„Wohin, Hans?" / „Zur Gretel, Mutter." / „Mach's gut, Hans."/„Schon gut machen. Adies, Mutter."/„Adies, Hans."

Hans kommt zur Gretel. „Guten Tag, Gretel." / „Guten Tag, Hans. Was bringſt du Gutes?" / „Bring nichts, gegeben han." / Gretel ſagt zum Hans „ich will mit dir gehn."

Hans nimmt die Gretel, bindet ſie an ein Seil, leitet ſie, führt ſie vor die Raufe und knüpft ſie feſt. Darauf geht Hans zu ſeiner Mutter. „Gnten Abend, Mutter." / „Guten Abend, Hans. Wo biſt du geweſen?" / „Bei der Gretel geweſen." / „Was

haſt du ihr gebracht?" / „Nichts gebracht." / „Was hat dir Gretel gegeben?" / „Nichts gegeben, mitgegangen." / „Wo haſt du die Gretel gelaſſen?" / „Am Seil geleitet, vor die Raufe gebunden, Gras vorgeworfen." / „Das haſt du dumm gemacht, Hans, mußteſt ihr freundliche Augen zuwerfen." / „Tut nichts, beſſer machen."

Hans geht in den Stall, ſticht allen Kälbern und Schafen die Augen aus und wirft ſie der Gretel ins Geſicht. Da wird Gretel böſe, reißt ſich los und läuft fort und iſt Hanſens Braut geweſen.

## 147. Die kluge Elſe

Es war ein Mann, der hatte eine Tochter, die hieß die kluge Elſe. Als ſie nun erwachſen war, ſprach der Vater „wir wollen ſie heiraten laſſen." / „Ja," ſagte die Mutter, „wenn nur einer käme, der ſie haben wollte." Endlich kam einer, der hieß Hans und hielt um ſie an, er machte aber die Bedingung, daß die kluge Elſe auch recht geſcheit wäre. „O," ſprach der Vater, „die hat Zwirn im Kopf," und die Mutter ſagte „ach, die ſieht den Wind auf der Gaſſe laufen und hört die Fliegen huſten." / „Ja," ſprach der Hans, „wenn ſie nicht recht geſcheit iſt, ſo nehm ich ſie nicht." Als ſie nun zu Tiſch ſaßen und gegeſſen hatten, ſprach die Mutter „Elſe, geh in den Keller und hol Bier." Da nahm die kluge Elſe den Krug von der Wand, ging in den Keller und klappte unterwegs brav mit dem Deckel, damit ihr die Zeit ja nicht lang würde. Als ſie unten war, holte ſie ein Stühlchen und ſtellte es vors Faß, damit ſie ſich nicht zu bücken brauchte und ihrem Rücken etwa nicht wehe täte und unverhofften Schaden nähme. Dann ſtellte ſie die Kanne vor ſich und drehte den Hahn auf, und während der Zeit, daß das Bier hineinlief, wollte ſie doch ihre Augen nicht müßig laſſen, ſah oben an die Wand hinauf und erblickte nach vielem Hin- und Herſchauen eine Kreuzhacke gerade über ſich,

welche die Maurer da aus Verſehen hatten ſtecken laſſen. Da fing die kluge Elſe an zu weinen und ſprach „wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das iſt groß, und wir ſchicken das Kind in den Keller, daß es hier ſoll Bier zapfen, ſo fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und ſchlägt's tot.“ Da ſaß ſie und weinte und ſchrie aus Leibeskräften über das bevorſtehende Unglück. Die oben warteten auf den Trank, aber die kluge Elſe kam immer nicht. Da ſprach die Frau zur Magd „geh doch hinunter in den Keller und ſieh, wo die Elſe bleibt.“ Die Magd ging und fand ſie vor dem Faſſe ſitzend und laut ſchreiend. „Elſe, was weinſt du?“ fragte die Magd. „Ach,“ antwortete ſie, „ſoll ich nicht weinen? wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das iſt groß, und ſoll hier Trinken zapfen, ſo fällt ihm vielleicht die Kreuzhacke auf den Kopf und ſchlägt es tot.“ Da ſprach die Magd „was haben wir für eine kluge Elſe“; ſetzte ſich zu ihr und fing auch an über das Unglück zu weinen. Über eine Weile, als die Magd nicht wiederkam und die droben durſtig nach dem Trank waren, ſprach der Mann zum Knecht „geh doch hinunter in den Keller und ſieh, wo die Elſe und die Magd bleibt.“ Der Knecht ging hinab, da ſaß die kluge Elſe und die Magd, und weinten beide zuſammen. Da fragte er „was weint ihr denn?“ / „Ach,“ ſprach die Elſe, „ſoll ich nicht weinen? wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das iſt groß, und ſoll hier Trinken zapfen, ſo fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und ſchlägt's tot.“ Da ſprach der Knecht „was haben wir für eine kluge Elſe!“ ſetzte ſich zu ihr und fing auch an laut zu heulen. Oben warteten ſie auf den Knecht, als er aber immer nicht kam, ſprach der Mann zur Frau „geh doch hinunter in den Keller und ſieh wo die Elſe bleibt.“ Die Frau ging hinab und fand alle drei in Wehklagen, und fragte nach der Urſache, da erzählte ihr die Elſe auch, daß ihr zukünftiges Kind wohl würde von der Kreuzhacke totgeſchlagen werden, wenn es erſt groß wäre, und Bier zapfen ſollte, und die Kreuzhacke fiele herab. Da ſprach die Mutter gleichfalls „ach, was haben wir für eine kluge Elſe!“ ſetzte ſich hin und weinte mit. Der Mann oben wartete noch

ein Weilchen, als aber seine Frau nicht wiederkam und sein Durst immer stärker ward, sprach er „ich muß nur selber in den Keller gehn und sehen, wo die Else bleibt.“ Als er aber in den Keller kam, und alle da beieinander saßen und weinten, und er die Ursache hörte, daß das Kind der Else schuld wäre, das sie vielleicht einmal zur Welt brächte und von der Kreuzhacke könnte totgeschlagen werden, wenn es gerade zur Zeit, wo sie herabfiele, darunter säße, Bier zu zapfen: da rief er „was für eine kluge Else!“ setzte sich und weinte auch mit. Der Bräutigam blieb lange oben allein, da niemand wiederkommen wollte, dachte er „sie werden unten auf dich warten, du mußt auch hingehen und sehen, was sie vorhaben.“ Als er hinab kam, saßen da fünfe und schrien und jammerten ganz erbärmlich, einer immer besser als der andere. „Was für ein Unglück ist denn geschehen?“ fragte er. „Ach, lieber Hans,“ sprach die Else, „wann wir einander heiraten und haben ein Kind, und es ist groß, und wir schicken's vielleicht hierher Trinken zu zapfen, da kann ihm ja die Kreuzhacke, die da oben ist stecken geblieben, wenn sie herabfallen sollte, den Kopf zerschlagen, daß es liegen bleibt; sollen wir da nicht weinen?“ / „Nun,“ sprach Hans, „mehr Verstand ist für meinen Haushalt nicht nötig; weil du so eine kluge Else bist, so will ich dich haben,“ packte sie bei der Hand und nahm sie mit hinauf und hielt Hochzeit mit ihr.

Als sie den Hans eine Weile hatte, sprach er „Frau, ich will ausgehen arbeiten und uns Geld verdienen, geh du ins Feld und schneid das Korn, daß wir Brot haben.“ / „Ja, mein lieber Hans, das will ich tun.“ Nachdem der Hans fort war, kochte sie sich einen guten Brei und nahm ihn mit ins Feld. Als sie vor den Acker kam, sprach sie zu sich selbst „was tu ich? schneid ich ehr, oder eß ich ehr? hei, ich will erst essen.“ Nun aß sie ihren Topf mit Brei aus, und als sie dick satt war, sprach sie wieder „was tu ich? schneid ich ehr, oder schlaf ich ehr? hei, ich will erst schlafen.“ Da legte sie sich ins Korn und schlief ein. Der Hans war längst zu Haus, aber die Else wollte nicht kommen, da sprach er „was hab ich für eine kluge Else, die ist so fleißig, daß sie nicht einmal nach Hause kommt und ißt.“ Als

ſie aber noch immer ausblieb und es Abend ward, ging der Hans hinaus und wollte ſehen was ſie geſchnitten hätte: aber es war nichts geſchnitten, ſondern ſie lag im Korn und ſchlief. Da eilte der Hans geſchwind heim, und holte ein Vogelgarn mit kleinen Schellen und hängt es um ſie herum; und ſie ſchlief noch immer fort. Dann lief er heim, ſchloß die Haustüre zu und ſetzte ſich auf ſeinen Stuhl und arbeitete. Endlich, als es ſchon ganz dunkel war, erwachte die kluge Elſe, und als ſie aufſtand, rappelte es um ſie herum, und die Schellen klingelten bei jedem Schritte, den ſie tat. Da erſchrak ſie, ward irre, ob ſie auch wirklich die kluge Elſe wäre und ſprach „bin ich's, oder bin ich's nicht?" Sie wußte aber nicht, was ſie darauf antworten ſollte und ſtand eine Zeitlang zweifelhaft: endlich dachte ſie „ich will nach Haus gehen und fragen, ob ich's bin oder ob ich's nicht bin, die werden's ja wiſſen." Sie lief vor ihre Haustüre, aber die war verſchloſſen: da klopfte ſie an das Fenſter und rief „Hans, iſt die Elſe drinnen?" / „Ja," antwortete Hans, „ſie iſt drinnen." Da erſchrak ſie, und ſprach „ach, Gott, dann bin ich's nicht," und ging vor eine andere Tür; als aber die Leute das Klingeln der Schellen hörten, wollten ſie nicht aufmachen, und ſie konnte nirgend unterkommen. Da lief ſie fort zum Dorfe hinaus, und niemand hat ſie wiedergeſehen.

## 148. Das kluge Gretel

Es war eine Köchin, die hieß Gretel, die trug Schuhe mit roten Abſätzen, und wenn ſie damit ausging, ſo drehte ſie ſich hin und her, war ganz fröhlich, und dachte „du biſt doch ein ſchönes Mädel." Und wenn ſie nach Haus kam, ſo trank ſie aus Fröhlichkeit einen Schluck Wein, und weil der Wein auch Luſt zum Eſſen macht, ſo verſuchte ſie das beſte, was ſie kochte, ſo lang, bis ſie ſatt war, und ſprach „die Köchin muß wiſſen, wie's Eſſen ſchmeckt."

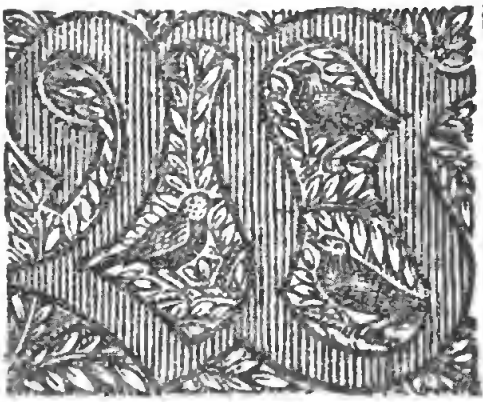
Es trug ſich zu, daß der Herr einmal zu ihr ſagte „Gretel,

hent abend kommt ein Gaſt, richte mir zwei Hühner fein wohl zu." / „Will's ſchon machen, Herr," antwortete Gretel. Nun ſtach's die Hühner ab, brühte ſie, rupfte ſie, ſteckte ſie an den Spieß, und brachte ſie, wie's gegen Abend ging, zum Feuer, damit ſie braten ſollten. Die Hühner fingen an braun und gar zu werden, aber der Gaſt war noch nicht gekommen. Da rief Gretel dem Herrn „kommt der Gaſt nicht, ſo muß ich die Hühner vom Feuer tun, iſt aber Jammer und Schade, wenn ſie nicht bald gegeſſen werden, wo ſie am beſten im Saft ſind." Sprach der Herr „ſo will ich nur ſelbſt laufen und den Gaſt holen." Als der Herr den Rücken gekehrt hatte, legte Gretel den Spieß mit den Hühnern beiſeite und dachte „ſo lange da beim Feuer ſtehen, macht ſchwitzen und durſtig, wer weiß, wann die kommen! derweil ſpring ich in den Keller nnd tue einen Schluck." Lief hinab, ſetzte einen Krug an, ſprach „Gott geſegne's dir, Gretel," und tat einen guten Zug. „Der Wein hängt aneinander," ſprach's weiter, „und iſt nicht gut abbrechen," und tat noch einen ernſthaften Zug. Nun ging es und ſtellte die Hühner wieder übers Feuer, ſtrich ſie mit Butter und trieb den Spieß luſtig herum. Weil aber der Braten ſo gut roch, dachte Gretel „es könnte etwas fehlen, verſucht muß er werden!" ſchleckte mit dem Finger und ſprach „ei, was ſind die Hühner ſo gut! iſt ja Sünd und Schand, daß man ſie nicht gleich ißt!" Lief zum Fenſter, ob der Herr mit dem Gaſt noch nicht käm, aber es ſah niemand: ſtellte ſich wieder zu den Hühnern, dachte „der eine Flügel verbrennt, beſſer iſt's, ich eß ihn weg." Alſo ſchnitt es ihn ab und aß ihn auf, und er ſchmeckte ihm: und wie es damit fertig war, dachte es „der andere muß auch herab, ſonſt merkt der Herr, daß etwas fehlt." Wie die zwei Flügel verzehrt waren, ging es wieder und ſchaute nach dem Herrn, und ſah ihn nicht. „Wer weiß," fiel ihm ein, „ſie kommen wohl gar nicht und ſind wo eingekehrt." Da ſprach's „hei, Gretel, ſei guter Dinge, das eine iſt doch angegriffen, tu noch einen friſchen Trunk, und iß es vollends auf, wenn's all iſt, haſt du Ruhe: warum ſoll die gute Gottesgabe umkommen?" Alſo lief es noch einmal in den Keller, tat einen ehrbaren Trunk,

und aß das eine Huhn in aller Freudigkeit auf. Wie das eine Huhn hinunter war und der Herr noch immer nicht kam, sah Gretel das andere an und sprach „wo das eine ist, muß das andere auch sein, die zwei gehören zusammen: was dem einen recht ist, das ist dem andern billig; ich glaube, wenn ich noch einen herzhaften Trunk tue, so sollte mir's nicht schaden." Also tat es noch einen herzhaften Trunk und ließ das zweite Huhn wieder zum andern laufen.

Wie es so im besten Essen war, kam der Herr dahergegangen und rief „eil dich, Gretel, der Gast kommt gleich nach." / „Ja, Herr, will's schon zurichten," antwortete Gretel. Der Herr sah indessen, ob der Tisch wohl gedeckt war, nahm das große Messer, womit er die Hühner zerschneiden wollte, und wetzte es auf dem Gang. Indem kam der Gast, klopfte sittig und höflich an der Haustüre. Gretel lief und schaute wer da war, und als es den Gast sah, hielt es den Finger an den Mund und sprach „still! still! macht geschwind, daß Ihr wieder fort kommt, wenn Euch mein Herr erwischt, so seid Ihr unglücklich; er hat Euch zwar zum Nachtessen eingeladen, aber er hat nichts anders im Sinn, als Euch die beiden Ohren abzuschneiden. Hört nur, wie er das Messer dazu wetzt." Der Gast hörte das Wetzen und eilte was er konnte die Stiegen wieder hinab. Gretel war nicht faul, lief schreiend zu dem Herrn und rief „da habt Ihr einen schönen Gast eingeladen!" / „Ei, warum, Gretel? was meinst du damit?" / „Ja," sagte es, „der hat mir beide Hühner, die ich eben auftragen wollte, von der Schüssel genommen und ist damit fortgelaufen." / „Das ist feine Weise!" sprach der Herr, und ward ihm leid um die schönen Hühner, „wenn er mir dann wenigstens das eine gelassen hätte, damit mir was zu essen geblieben wäre." Er rief ihm nach er sollte bleiben, aber der Gast tat als hörte er es nicht. Da lief er hinter ihm her, das Messer noch immer in der Hand und schrie „nur eins! nur eins!" und meinte, der Gast sollte ihm nur ein Huhn lassen und nicht alle beide nehmen: der Gast aber meinte nicht anders, als er sollte eins von seinen Ohren hergeben und lief als wenn Feuer unter ihm brennte, damit er sie beide heimbrächte.

# 149. Der kluge Knecht



ie glücklich iſt der Herr, und wie wohl ſteht es mit ſeinem Hauſe, wenn er einen klugen Knecht hat, der auf ſeine Worte zwar hört, aber nicht danach tut und lieber ſeiner eigenen Weisheit folgt. Ein ſolcher kluger Hans ward einmal von ſeinem Herrn ausgeſchickt, eine verlorene Kuh zu ſuchen. Er blieb lange aus, und der Herr dachte „der treue Hans, er läßt ſich in ſeinem Dienſt doch keine Mühe verdrießen.“ Als er aber gar nicht wiederkommen wollte, befürchtete der Herr, es möchte ihm etwas zugeſtoßen ſein, machte ſich ſelbſt auf und wollte ſich nach ihm umſehen. Er mußte lange ſuchen, endlich erblickte er den Knecht, der im weiten Felde auf und ab lief. „Nun, lieber Hans,“ ſagte der Herr, als er ihn eingeholt hatte, „haſt du die Kuh gefunden, nach der ich dich ausgeſchickt habe?“/„Nein, Herr,“ antwortete er, „die Kuh habe ich nicht gefunden, aber auch nicht geſucht.“/„Was haſt du denn geſucht, Hans?“/„Etwas Beſſeres und das habe ich auch glücklich gefunden.“/„Was iſt das, Hans?“/„Drei Amſeln,“ antwortete der Knecht. „Und wo ſind ſie?“ fragte der Herr. „Eine ſehe ich, die andere höre ich und die dritte jage ich“ antwortete der kluge Knecht.

Nehmt euch daran ein Beiſpiel, bekümmert euch nicht um euern Herrn und ſeine Befehle, tut lieber was euch einfällt und wozu ihr Luſt habt, dann werdet ihr ebenſo weiſe handeln, wie der kluge Hans.

# 150. Der faule Heinz

Heinz war faul, und obgleich er weiter nichts zu tun hatte, als seine Ziege täglich auf die Weide zu treiben, so seufzte er dennoch, wenn er nach vollbrachtem Tagewerk abends nach Hause kam. „Es ist in Wahrheit eine schwere Last," sagte er, „und ein mühseliges Geschäft, so eine Ziege jahraus jahrein bis in den späten Herbst ins Feld zu treiben. Und wenn man sich noch dabei hinlegen und schlafen könnte! aber nein, da muß man die Augen auf haben, damit sie die jungen Bäume nicht beschädigt, durch die Hecke in einen Garten dringt oder gar davonläuft. Wie soll da einer zur Ruhe kommen und seines Lebens froh werden!" Er setzte sich, sammelte seine Gedanken und überlegte, wie er seine Schultern von dieser Bürde freimachen könnte. Lange war alles Nachsinnen vergeblich, plötzlich fiel's ihm wie Schuppen von den Augen. „Ich weiß, was ich tue," rief er aus, „ich heirate die dicke Trine, die hat auch eine Ziege, und kann meine mit austreiben, so brauche ich mich nicht länger zu quälen."

Heinz erhob sich also, setzte seine müden Glieder in Bewegung, ging quer über die Straße, denn weiter war der Weg nicht, wo die Eltern der dicken Trine wohnten, und hielt um ihre arbeitsame und tugendreiche Tochter an. Die Eltern besannen sich nicht lange, „gleich und gleich gesellt sich gern" meinten sie und willigten ein. Nun ward die dicke Trine Heinzens Frau und trieb die beiden Ziegen aus. Heinz hatte gute Tage und brauchte sich von keiner anderen Arbeit zu erholen als von seiner eigenen Faulheit. Nur dann und wann ging er mit hinaus und sagte „es geschieht bloß, damit mir die Ruhe hernach desto besser schmeckt: man verliert sonst alles Gefühl dafür."

Aber die dicke Trine war nicht minder faul. „Lieber Heinz," sprach sie eines Tages, „warum sollen wir uns das Leben ohne

Not sauer machen und unsere beste Jugendzeit verkümmern? Ist es nicht besser, wir geben die beiden Ziegen, die jeden Morgen einen mit ihrem Meckern im besten Schlafe stören, unserm Nachbar und der gibt uns einen Bienenstock dafür? den Bienenstock stellen wir an einen sonnigen Platz hinter das Haus und bekümmern uns weiter nicht darum. Die Bienen brauchen nicht gehütet und nicht ins Feld getrieben zu werden; sie fliegen aus, finden den Weg nach Haus von selbst wieder und sammeln Honig ohne daß es uns die geringste Mühe macht."/„Du hast wie eine verständige Frau gesprochen" antwortete Heinz, „deinen Vorschlag wollen wir ohne Zaudern ausführen: außerdem schmeckt und nährt der Honig besser als die Ziegenmilch und läßt sich auch länger aufbewahren."

Der Nachbar gab für die beiden Ziegen gerne einen Bienenstock. Die Bienen flogen unermüdlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend aus und ein und füllten den Stock mit dem schönsten Honig, so daß Heinz im Herbst einen ganzen Krug voll herausnehmen konnte.

Sie stellten den Krug auf ein Brett, das oben an der Wand in ihrer Schlafkammer befestigt war, und weil sie fürchteten, er könnte ihnen gestohlen werden oder die Mäuse könnten darüber geraten, so holte Trine einen starken Haselstock herbei und legte ihn neben ihr Bett, damit sie ihn, ohne unnötigerweise aufzustehen, mit der Hand erreichen und die ungebetenen Gäste von dem Bette aus verjagen könnte.

Der faule Heinz verließ das Bett nicht gerne vor Mittag: „wer früh aufsteht," sprach er, „sein Gut verzehrt." Eines Morgens, als er so am hellen Tage noch in den Federn lag und von dem langen Schlaf ausruhte, sprach er zu seiner Frau „die Weiber lieben die Süßigkeit, und du naschest von dem Honig, es ist besser, ehe er von dir allein ausgegessen wird, daß wir dafür eine Gans mit einem jungen Gänslein erhandeln." / „Aber nicht eher," erwiderte Trine, „als bis wir ein Kind haben, das sie hütet. Soll ich mich etwa mit den jungen Gänsen plagen und meine Kräfte dabei unnötigerweise zusetzen?" / „Meinst du," sagte Heinz, „der Junge werde Gänse hüten? heut-

zutage gehorchen die Kinder nicht mehr: sie tun nach ihrem eigenen Willen, weil sie sich klüger dünken als die Eltern, gerade wie jener Knecht, der die Kuh suchen sollte und drei Amseln nachjagte.“/„O,“ antwortete Trine, „dem soll es schlecht bekommen, wenn er nicht tut, was ich sage. Einen Stock will ich nehmen und mit ungezählten Schlägen ihm die Haut gerben. Siehst du, Heinz,“ rief sie in ihrem Eifer und faßte den Stock, mit dem sie die Mäuse verjagen wollte, „siehst du, so will ich auf ihn losschlagen.“ Sie holte aus, traf aber unglücklicherweise den Honigkrug über dem Bette. Der Krug sprang wider die Wand und fiel in Scherben herab, und der schöne Honig floß auf den Boden. „Da liegt nun die Gans mit dem jungen Gänslein,“ sagte Heinz, „und braucht nicht gehütet zu werden. Aber ein Glück ist es, daß mir der Krug nicht auf den Kopf gefallen ist, wir haben alle Ursache mit dem Schicksal zufrieden zu sein.“ Und da er in einer Scherbe noch etwas Honig bemerkte, so langte er danach und sprach ganz vergnügt „das Restchen, Frau, wollen wir uns noch schmecken lassen und dann nach dem gehabten Schrecken ein wenig ausruhen, was tut's, wenn wir etwas später als gewöhnlich aufstehen, der Tag ist doch noch lang genug.“/„Ja,“ antwortete Trine, „man kommt immer noch zu rechter Zeit. Weißt du, die Schnecke war einmal zur Hochzeit eingeladen, machte sich auf den Weg, kam aber zur Kindtaufe an. Vor dem Haus stürzte sie noch über den Zaun und sagte ‚eilen tut nicht gut‘.“

## 151. Die hagere Liese

Ganz anders als der faule Heinz und die dicke Trine, die sich von nichts aus ihrer Ruhe bringen ließen, dachte die hagere Liese. Sie äscherte sich ab von Morgen bis Abend und lud ihrem Mann, dem langen Lenz, so viel Arbeit auf, daß er schwerer zu tragen hatte als ein Esel an drei Säcken. Es war aber alles umsonst,

ſie hatten nichts und kamen zu nichts. Eines Abends, als ſie im Bette lag und vor Müdigkeit kaum ein Glied regen konnte, ließen ſie die Gedanken doch nicht einſchlafen. Sie ſtieß ihren Mann mit dem Ellenbogen in die Seite und ſprach „hörſt du, Lenz, was ich gedacht habe? wenn ich einen Gulden fände, und einer mir geſchenkt würde, ſo wollte ich einen dazu borgen, und du ſollteſt mir auch noch einen dazu geben: ſobald ich dann die vier Gulden beiſammen hätte, ſo wollte ich eine junge Kuh kaufen." Dem Manne gefiel das recht gut, „ich weiß zwar nicht," ſprach er, „woher ich den Gulden nehmen ſoll, den du von mir willſt geſchenkt haben, aber wenn du dennoch das Geld zuſammenbringſt, und du kannſt dafür eine Kuh kaufen, ſo tuſt du wohl, wenn du dein Vorhaben ausführſt."/„Ich freue mich," fügte er hinzu, „wenn die Kuh ein Kälbchen bringt, ſo werde ich doch manchmal zu meiner Erquickung einen Trunk Milch erhalten."/„Die Milch iſt nicht für dich," ſagte die Frau, „wir laſſen das Kalb ſaugen, damit es groß und fett wird, und wir es gut verkaufen können."/„Freilich," antwortete der Mann, „aber ein wenig Milch nehmen wir doch, das ſchadet nichts."/„Wer hat dich gelehrt, mit Kühen umgehen?" ſprach die Frau, „es mag ſchaden oder nicht, ich will es nicht haben: und wenn du dich auf den Kopf ſtellſt, du kriegſt keinen Tropfen Milch. Du langer Lenz, weil du nicht zu erſättigen biſt, meinſt du, du wollteſt verzehren, was ich mit Mühe erwerbe."/„Frau," ſagte der Mann, „ſei ſtill, oder ich hänge dir eine Maultaſche an."/„Was," rief ſie, „du willſt mir drohen, du Nimmerſatt, du Strick, du fauler Heinz." Sie wollte ihm in die Haare fallen, aber der lange Lenz richtete ſich auf, packte mit der einen Hand die dürren Arme der hageren Lieſe zuſammen, mit der anderen drückte er ihr den Kopf auf das Kiſſen, ließ ſie ſchimpfen und hielt ſie ſo lange, bis ſie vor großer Müdigkeit eingeſchlafen war. Ob ſie am andern Morgen beim Erwachen fortfuhr zu zanken, oder ob ſie ausging den Gulden zu ſuchen, den ſie finden wollte, das weiß ich nicht.

# 152. Der alte Hildebrand

s war amahl a Baur und a Bäurin, und dò Bäurin, dò hat der Pfarra im Dorf gern gesegn, und da hat er alleweil gwurschen, wann er nur amahl an ganzen Tag mit der Bäurin allan recht vergnügt zubringa kunnt, und der Bäurin der wars halt a recht gwesn. No, da hat er amahl zu der Bäurin gsagt „hanz, mei liebe Bäurin, hietzt hab i was ausstudiert, wie wir halt amahl an ganzen Tag recht vergnügt mit anander zubringa kunnten. Wißt's was, òs legt's eng aufm Mittwoch ins Bett und sagts engern Mon òs seits krang, und lamatierts und übelts nur recht, und das treibts fort bis aufm Sunta, wann i die Predi halt, und da wir (werde) i predigen, daß wer 'z Haus a krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha is, hat, und der tut a Wollfart aufm Göckerliberg in Wälischland, wo ma um an Kreuzer an Metzen Lorberbladen kriegt, dem wirds krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schwester, oda wers sunst nacha is, auf der Stell gsund."

„Dòs wir i schon machen" hat die Bäurin drauf gsagt. No, drauf, aufm Mittwoch hat sich halt d' Bäurin ins Bett glegt und hat glamatiert und gübelt als wie, und ihr Mon hat ihr alles braucht, was er nur gwißt hat, 's hat aber halt nix gholfn. Wie denn der Sunta kuma is, hat d' Bäurin gsagt „mir is zwar so miserabel als ob ich gleich verschaden sollt, aber ans möcht i do no vor mei End, i möcht halt in Herrn Pfarra sei Predi hörn, dò er heund halten wird."/„A, mei Kind," sagt der Baur drauf, „tu du dòs nit, du kunntst schlechter wern, wann du aufstundst. Schau, es wir i in d' Predi gehn und wir recht acht gebe und wir dir alles wieder derzöhln, was der Herr Pfarra gsagt hat."/„No," hat d' Bäurin gsagt, „so geh halt du und gib

recht acht und derzöhl mir alles, was d' ghört hast." No, und da is der Baur halt in d' Predi ganga, und da hat der Herr Pfarra also angfangt zun predigen und hat halt gsagt, wann ans a krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schwester, Bruader, oder wers sunst nacha war, z' Haus hät, und der wollt a Wallfart machen aufm Göckerliberg in Wälischland, wo der Metzen Lorberbladen an Kreuzer kost, dem wirds krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, auf der Stell gsund wern, und wer also dö Ras unternehma wollt, der soll nach der Meß zu ihm kuma, da wird er den Lorbersack gebn und den Kreuzer. Da war niembd fröher als der Bauer, und nach der Meß is er gleich zum Pfarra ganga, und der hat ihm also den Lorbersack gebn und den Kreuzer. Drauf is er nach Haus kuma und hat schon bei der Haustür eini gschrien „juchheiha, liebes Weib, hietzt is so viel als obs gsund warst. Der Herr Pfarra hat heunt predigt, daß wer a krangs Kind, an krangen Mon, a kranges Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schwester, Bruader, oder wers sunst nacha war, z' Haus hat, und der macht a Wallfart aufm Göckerliberg in Wälischland, wo der Metzen Lorberbladen an Kreuzer kost, dem wird 's krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schwester, Bruader, oda wers sonst nacha war, auf der Stell gsund; und hietzt hab i mir schon den Lorbersack gholt vom Herrn Pfarra und den Kreuzer, und wir glei mein Wanderschaft antreten, daß d' desto ehender gsund wirst"; und drauf is er fort ganga. Er war aber kam fort, so is die Bäurin schon auf gwesn, und der Pfarra war a glei do. Hietzt lassen wir aber dö zwa indessen auf der Seiten und gänga mir mit'n Baur. Der is halt alleweil drauf los ganga, damit er desto ehnder aufm Göckerliberg kummt, und wie er halt so geht, begegnt ihm sein Gvatter. Sein Gvatter das war an Armon (Eiermann), und der is just von Mark kuma, wo er seine Ar verkauft hat. „Globt seist," sagt sein Gvatter, „wo gehst denn

ſo trabi hin, Gvatter?" / „In Ewigkeit, Gvatter," ſagt der Baur, „mein Weib is krang worn, und da hab i heunt in Herrn Pfarra ſein Predi ghört, und da hat er predigt, daß wann aner z' Haus an krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schweſter, Bruader, oder wers ſunſt nacha war, hat, und er macht a Wallfart aufm Göckerliberg in Wäliſchland, wo der Metzen Lorberbladen an Kreuzer koſt, dem wird's krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schweſter, Bruader, oda wers ſunſt nacha war, auf der Stell gſund, und da hab i mir von Herrn Pfarra den Lorberſack und den Kreuzer gholt, und hietzt tritt ich halt mein Wanderſchaft an."/„Aber hanz, Gvatter," hat der Gvatter zum Baur gſagt, „ſeids denn gar ſo dalket (einfältig), daß ſo was glauben könnts? Wißts was is? der Pfarra möcht gern mit engern Weib an ganzen Tag allan recht vergnügt zubringa, drum habn's eng den Bärn anbunden, daß ihr'en auf'n Füßen kumts."/„Mein," hat der Baur gſagt, „ſo möcht i do wiſſen, ob das wahr is."/ „No," hat der Gvatter gſagt, „waſt was, ſetz di in mein Arkorb eini, ſo will i di nach Haus tragn, und da wirſt es ſelber ſegn." No, das is alſo gſchegn, und der Baur hat ſein Gvatter in ſein Arkorb eini gſetzt, und der hat'n nach Haus tragn. Wie's nach Haus kuma ſan, holla, da is ſchon luſtig zuganga. Da hat die Bäurin ſchon faſt alles, was nur in ihrem Hof war, abgſtochen ghabt, und Krapfen hats bachen, und der Pfarra war ſchon da und hat a ſein Geige mitbracht ghabt. Und da hat halt der Gvatter anklopft, und d' Bäurin hat gfragt wer draußen war. „I bins, Gvatterin," hat der Gvatter gſagt, „mei, gebts mir heunt Nacht a Herberg, i hab meini Ar aufm Mark ni verkauft, und hietzt muß i's wieder nach Haus trage, und ſo ſan gar z' ſchwar, i bring's nit fort, es is a ſchon finſter."/ „Ja, mein Gvatter," ſagt d' Bäurin drauf, „ös kumts mir recht zu unglegna Zeit. No, weils halt her nit anders is, ſo kömts eina und ſetzt's eng dort auf d' Ofenbank." No hat ſie der Gvatter alſo mit ſein Buckelkorb auf d' Ofenbank gſetzt. Der Pfarra aber und d' Bäurin dö warn halt recht luſti. Endli

fangt der Pfarra an und ſagt „Hanz, mein liebi Bäurin, ds könnts ja ſo ſchön ſinga, ſingts mir do aus.“/„A,“ ſagt die Bäurin, „hietzt kann i nix mehr ſinga, ja in mein junge Jahren, da hab i's wohl könna, aber hietzt is ſchon vorbei.“/„Ei,“ ſagt wieder der Pfarra, „ſingts do nur a bißl.“ No, da fangt die Bäurin an und ſingt

„I hab mein Mon wohl ausgeſandt
Aufm Göckerliberg in Wäliſchland.“

Drauf ſingt der Pfarra

„I wollt er blieb da a ganzes Jahr,
Was fragt i nach dem Lorberſack.
Halleluja!“

Hietzt fangt der Gvatter hinten an und ſingt (da muß i aber derzöhln, daß der Baur Hildebrand ghaſſen hat), ſingt alſo der Gvatter

„Ei du, mein lieber Hildebrand,
Was machſt du auf der Ofenbank?
Halleluja!“

Und hietzt ſingt der Baur in Korb drinna

„Hietzt kann i das Singa nimmermehr leiden,
Hietzt muß i aus mein Buckelkorb ſteigen.“

Und ſteigt aus'n Korb und prügelt den Pfaffen beim Haus hinaus.

## 153. Die drei Spinnerinnen

Es war ein Mädchen faul und wollte nicht ſpinnen, und die Mutter mochte ſagen, was ſie wollte, ſie konnte es nicht dazu bringen. Endlich übernahm die Mutter einmal Zorn und Ungeduld, daß ſie ihm Schläge gab, worüber es laut zu weinen anfing. Nun fuhr gerade die Königin vorbei, und als ſie das Weinen hörte, ließ ſie anhalten, trat in das Haus und fragte die Mutter, warum ſie ihre Tochter ſchlüge, daß man draußen auf der Straße das Schreien hörte. Da ſchämte ſich die Frau, daß ſie die Faulheit ihrer Tochter

offenbaren ſollte und ſprach „ich kann ſie nicht vom Spinnen abbringen, ſie will immer und ewig ſpinnen, und ich bin arm und kann den Flachs nicht herbeiſchaffen.“ Da antwortete die Königin „ich höre nichts lieber als ſpinnen, und ich bin nicht vergnügter, als wenn die Räder ſchnurren: gebt mir Eure Tochter mit ins Schloß, ich habe Flachs genug, da ſoll ſie ſpinnen ſoviel ſie Luſt hat.“ Die Mutter war's von Herzen gerne zufrieden und die Königin nahm das Mädchen mit. Als ſie ins Schloß gekommen waren, führte ſie es hinauf zu drei Kammern, die lagen von unten bis oben voll vom ſchönſten Flachs. „Nun ſpinn mir dieſen Flachs,“ ſprach ſie, „und wenn du es fertigbringſt, ſo ſollſt du meinen älteſten Sohn zum Gemahl haben; biſt du gleich arm, ſo acht ich nicht darauf, dein unverdroßner Fleiß iſt Ausſtattung genug.“ Das Mädchen erſchrak innerlich, denn es konnte den Flachs nicht ſpinnen, und wär's dreihundert Jahr alt geworden, und hätte jeden Tag von Morgen bis zum Abend dabei geſeſſen. Als es nun allein war, fing es an zu weinen und ſaß ſo drei Tage, ohne die Hand zu rühren. Am dritten Tage kam die Königin und als ſie ſah, daß noch nichts geſponnen war, verwunderte ſie ſich, aber das Mädchen entſchuldigte ſich damit, daß es vor großer Betrübnis über die Entfernung aus ſeiner Mutter Hauſe noch nicht hätte anfangen können. Das ließ ſich die Königin gefallen, ſagte aber beim Weggehen „Morgen mußt du mir anfangen zu arbeiten.“

Als das Mädchen wieder allein war, wußte es ſich nicht zu helfen und zu raten und trat in ſeiner Betrübnis vor das Fenſter. Da ſah es drei Weiber herkommen, davon hatte die erſte einen breiten Plattfuß, die zweite hatte eine ſo große Unterlippe, daß ſie über das Kinn herunterhing, und die dritte hatte einen breiten Daumen. Die blieben vor dem Fenſter ſtehen, ſchauten hinauf und fragten das Mädchen, was ihm fehlte. Es klagte ihnen ſeine Not, da trugen ſie ihm ihre Hilfe an und ſprachen „willſt du uns zur Hochzeit einladen, dich unſer nicht ſchämen und uns deine Baſen heißen, auch an deinen Tiſch ſetzen, ſo wollen wir dir den Flachs wegſpinnen und das in kurzer Zeit.“ / „Von Herzen gern,“ antwortete es,

„kommt nur herein und fangt gleich die Arbeit an.“ Da ließ es die drei seltsamen Weiber herein und machte in der ersten Kammer eine Lücke, wo sie sich hinsetzten und ihr Spinnen anhuben. Die eine zog den Faden und trat das Rad, die andere netzte den Faden, die dritte drehte ihn und schlug mit dem Finger auf den Tisch, und so oft sie schlug, fiel eine Zahl Garn zur Erde, und das war aufs feinste gesponnen. Vor der Königin verbarg das Mädchen die drei Spinnerinnen und zeigte ihr, so oft sie kam, die Menge des gesponnenen Garns, daß diese des Lobes kein Ende fand. Als die erste Kammer leer war, ging's an die zweite, endlich an die dritte, und die war auch bald aufgeräumt. Nun nahmen die drei Weiber Abschied und sagten zu dem Mädchen „vergiß nicht, was du uns versprochen hast, es wird dein Glück sein.“

Als das Mädchen der Königin die leeren Kammern und den großen Haufen Garn zeigte, richtete sie die Hochzeit aus, und der Bräutigam freute sich, daß er eine so geschickte und fleißige Frau bekäme und lobte sie gewaltig. „Ich habe drei Basen,“ sprach das Mädchen, „und da sie mir viel Gutes getan haben, so wollte ich sie nicht gern in meinem Glück vergessen: erlaubt doch, daß ich sie zu der Hochzeit einlade und daß sie mit an dem Tisch sitzen.“ Die Königin und der Bräutigam sprachen „warum sollen wir das nicht erlauben?“ Als nun das Fest anhub, traten die drei Jungfern in wunderlicher Tracht herein, und die Braut sprach „seid willkommen, liebe Basen.“ / „Ach,“ sagte der Bräutigam, „wie kommst du zu der garstigen Freundschaft?“ Darauf ging er zu der einen mit dem breiten Platschfuß und fragte „wovon habt Ihr einen solchen breiten Fuß?“/ „Vom Treten,“ antwortete sie, „vom Treten.“ Da ging der Bräutigam zur zweiten und sprach „wovon habt Ihr nur die herunterhängende Lippe?“ / „Vom Lecken,“ antwortete sie, „vom Lecken.“ Da fragte er die dritte „wovon habt Ihr den breiten Daumen?“ / „Vom Fadendrehen,“ antwortete sie, „vom Fadendrehen.“ Da erschrak der Königssohn und sprach „so soll mir nun und nimmermehr meine schöne Braut ein Spinnrad anrühren.“ Damit war sie das böse Flachsspinnen los.

# 154. Die faule Spinnerin

Auf einem Dorfe lebte ein Mann und eine Frau, und die Frau war so faul, daß sie immer nichts arbeiten wollte: und was ihr der Mann zu spinnen gab, das spann sie nicht fertig, und was sie auch spann, das haspelte sie nicht, sondern ließ alles auf dem Klauel gewickelt liegen. Schalt sie nun der Mann, so war sie mit ihrem Maul doch vornen und sprach „ei, wie sollt ich haspeln, da ich keinen Haspel habe, geh du erst in den Wald und schaff mir einen."/„Wenn's daran liegt," sagte der Mann, „so will ich in den Wald gehen und Haspelholz holen." Da fürchtete sich die Frau, wenn er das Holz hätte, daß er daraus einen Haspel machte und sie abhaspeln und dann wieder frisch spinnen müßte. Sie besann sich ein bißchen, da kam ihr ein guter Einfall, und sie lief dem Manne heimlich nach in den Wald. Wie er nun auf einen Baum gestiegen war, das Holz auszulesen und zu hauen, schlich sie darunter in das Gebüsch, wo er sie nicht sehen konnte und rief hinauf

„Wer Haspelholz haut, der stirbt,
Wer da haspelt, der verdirbt."

Der Mann horchte, legte die Axt eine Weile nieder und dachte nach, was das wohl zu bedeuten hätte. „Ei was," sprach er endlich, „was wird's gewesen sein! es hat dir in den Ohren geklungen, mache dir keine unnötige Furcht." Also ergriff er die Axt von neuem und wollte zuhauen, da rief's wieder von unten herauf

„Wer Haspelholz haut, der stirbt,
Wer da haspelt, der verdirbt."

Er hielt ein, kriegte angst und bang und sann dem Ding nach. Wie aber ein Weilchen vorbei war, kam ihm das Herz wieder, und er langte zum drittenmal nach der Axt und wollte zuhauen. Aber zum dritten Male rief's und sprach's laut

„Wer Haſpelholz haut, der ſtirbt,
Wer da haſpelt, der verdirbt."

Da hatte er's genug, und alle Luſt war ihm vergangen, ſo daß er eilends den Baum herunterſtieg und ſich auf den Heimweg machte. Die Frau lief was ſie konnte auf Nebenwegen, damit ſie eher nach Haus käme. Wie er nun in die Stube trat, tat ſie unſchuldig, als wäre nichts vorgefallen, und ſagte „nun, bringſt du ein gutes Haſpelholz?"/„Nein," ſprach er, „ich ſehe wohl, es geht mit dem Haſpeln nicht," erzählte ihr, was ihm im Walde begegnet war und ließ ſie von nun an damit in Ruhe.

Bald hernach fing der Mann doch wieder an, ſich über die Unordnung im Hauſe zu ärgern. „Frau," ſagte er, „es iſt doch eine Schande, daß das geſponnene Garn da auf dem Klauel liegen bleibt."/„Weißt du was," ſprach ſie, „weil wir doch zu keinem Haſpel kommen, ſo ſtell dich auf den Boden und ich ſteh unten, da will ich dir den Klauel hinauf werfen, und du wirfſt ihn herunter, ſo gibt's doch einen Strang."/„Ja, das geht," ſagte der Mann. Alſo taten ſie das, und wie ſie fertig waren, ſprach er „das Garn iſt nun geſträngt, nun muß es auch gekocht werden." Der Frau ward wieder angſt, ſie ſprach zwar „ja, wir wollen's gleich morgen früh kochen," dachte aber bei ſich auf einen neuen Streich. Frühmorgens ſtand ſie auf, machte Feuer an und ſtellte den Keſſel bei, allein ſtatt des Garns legte ſie einen Klumpen Werg hinein und ließ es immerzu kochen. Darauf ging ſie zum Manne, der noch zu Bette lag, und ſprach zu ihm „ich muß einmal ausgehen, ſteh derweil auf und ſieh nach dem Garn, das im Keſſel überm Feuer ſteht: aber du mußt's beizeit tun, gib wohl acht, denn wo der Hahn kräht, und du ſäheſt nicht nach, wird das Garn zu Werg." Der Mann war bei der Hand und wollte nichts verſäumen, ſtand eilends auf, ſo ſchnell er konnte, und ging in die Küche. Wie er aber zum Keſſel kam und hinein ſah, ſo erblickte er mit Schrecken nichts als einen Klumpen Werg. Da ſchwieg der arme Mann mäuschenſtill, dachte, er hätt's verſehen und wäre ſchuld daran und ſprach in Zukunft gar nicht mehr von Garn und Spinnen. Aber das mußt du ſelbſt ſagen, es war eine garſtige Frau.

# 155. Die drei Feldscherer

rei Feldscherer reisten in die Welt; die meinten ihre Kunst ausgelernt zu haben und kamen in ein Wirtshaus, wo sie übernachten wollten. Der Wirt fragte, wo sie her wären und hinaus wollten? „Wir ziehen auf unsere Kunst in der Welt herum."/ „Zeigt mir doch einmal, was ihr könnt," sagte der Wirt. Da sprach der erste, er wollte seine Hand abschneiden und morgen früh wieder anheilen: der zweite sprach, er wollte sein Herz ausreißen und morgen früh wieder anheilen: der dritte sprach, er wollte seine Augen ausstechen und morgen früh wieder einheilen. „Könnt ihr das," sprach der Wirt, „so habt ihr ausgelernt." Sie hatten aber eine Salbe, was sie damit bestrichen, das heilte zusammen, und das Fläschchen, wo sie drin war, trugen sie beständig bei sich. Da schnitten sie Hand, Herz und Auge vom Leibe, wie sie gesagt hatten, legten's zusammen auf einen Teller und gaben's dem Wirt: der Wirt gab's dem Mädchen, das sollt's in den Schrank stellen und wohl aufheben. Das Mädchen aber hatte einen heimlichen Schatz, der war ein Soldat. Wie nun der Wirt, die drei Feldscherer und alle Leute im Hause schliefen, kam der Soldat und wollte was zu essen haben. Da schloß das Mädchen den Schrank auf und holte ihm etwas, und über der großen Liebe vergaß es die Schranktüre zuzumachen, setzte sich zum Liebsten am Tisch, und sie schwätzten miteinander. Wie es so vergnügt saß und an kein Unglück dachte, kam die Katze hereingeschlichen, fand den Schrank offen, nahm die Hand, das Herz und die Augen der drei Feldscherer und lief damit hinaus. Als nun der Soldat gegessen hatte und das Mädchen das Gerät aufheben und den Schrank zuschließen wollte, da sah es wohl, daß der Teller, den ihm der Wirt aufzuheben gegeben hatte, ledig war. Da sagte es erschrocken zu seinem Schatz „ach, was will ich armes Mäd-

chen anfangen! Die Hand iſt fort, das Herz und die Augen ſind auch fort, wie wird mir's morgen früh ergehen!"/„Sei ſtill," ſprach der Soldat, „ich will dir aus der Not helfen: es hängt ein Dieb draußen am Galgen, dem will ich die Hand abſchneiden; welche Hand war's denn?"/„Die rechte." Da gab ihm das Mädchen ein ſcharfes Meſſer, und er ging hin, ſchnitt dem armen Sünder die rechte Hand ab und brachte ſie herbei. Darauf packte er die Katze und ſtach ihr die Augen aus; nun fehlte nur noch das Herz. „Habt Ihr nicht geſchlachtet und liegt das Schweinefleiſch nicht im Keller?"/„Ja," ſagte das Mädchen. „Nun, das iſt gut," ſagte der Soldat, ging hinunter und holte ein Schweineherz. Das Mädchen tat alles zuſammen auf einen Teller und ſtellte ihn in den Schrank, und als ihr Liebſter darauf Abſchied genommen hatte, legte es ſich ruhig ins Bett.

Morgens, als die Feldſcherer aufſtanden, ſagten ſie dem Mädchen, es ſollte ihnen den Teller holen, darauf Hand, Herz und Augen lägen. Da brachte es ihn aus dem Schrank, und der erſte hielt ſich die Diebshand an und beſtrich ſie mit ſeiner Salbe, alsbald war ſie ihm angewachſen. Der zweite nahm die Katzenaugen und heilte ſie ein: der dritte machte das Schweineherz feſt. Der Wirt ſtand dabei, bewunderte ihre Kunſt und ſagte, dergleichen hätte er noch nicht geſehen, er wollte ſie bei jedermann rühmen und empfehlen. Darauf bezahlten ſie ihre Zeche und reiſten weiter.

Wie ſie ſo dahingingen, ſo blieb der mit dem Schweineherzen gar nicht bei ihnen, ſondern wo eine Ecke war, lief er hin und ſchnüffelte darin herum, wie Schweine tun. Die andern wollten ihn an den Rockſchlippen zurückhalten, aber das half nichts, er riß ſich los und lief hin, wo der dickſte Unrat lag. Der zweite ſtellte ſich auch wunderlich an, rieb die Augen und ſagte zu dem andern „Kamerad, was iſt das? das ſind meine Augen nicht, ich ſehe ja nichts, leite mich doch einer, daß ich nicht falle." Da gingen ſie mit Mühe fort bis zum Abend, wo ſie zu einer anderen Herberge kamen. Sie traten zuſammen in die Wirtsſtube, da ſaß in einer Ecke ein reicher Herr vorm Tiſch

und zählte Geld. Der mit der Diebshand ging um ihn herum, zuckte ein paarmal mit dem Arm, endlich, wie der Herr ſich umwendete, griff er in den Haufen hinein und nahm eine Handvoll Geld heraus. Der eine ſah's und ſprach „Kamerad, was machſt du? ſtehlen darfſt du nicht, ſchäm dich!"/„Ei," ſagte er, „was kann ich dafür! es zuckt mir in der Hand, ich muß zugreifen, ich mag wollen oder nicht." Sie legten ſich danach ſchlafen, und wie ſie daliegen, iſt's ſo finſter, daß man keine Hand vor Augen ſehen kann. Auf einmal erwachte der mit den Katzenaugen, weckte die andern und ſprach „Brüder, ſchaut einmal auf, ſeht ihr die weißen Mäuschen, die da herumlaufen?" Die zwei richteten ſich auf, konnten aber nichts ſehen. Da ſprach er „es iſt mit uns nicht richtig, wir haben das Unſrige nicht wieder gekriegt, wir müſſen zurück nach dem Wirt, der hat uns betrogen." Alſo machten ſie ſich am andern Morgen dahin auf und ſagten dem Wirt, ſie hätten ihr richtig Werk nicht wieder gekriegt, der eine hätte eine Diebshand, der zweite Katzenaugen und der dritte ein Schweineherz. Der Wirt ſprach, daran müßte das Mädchen ſchuld ſein und wollte es rufen, aber wie das die drei hatte kommen ſehen, war es zum Hinterpförtchen fortgelaufen, und kam nicht wieder. Da ſprachen die drei, er ſollte ihnen viel Geld geben, ſonſt ließen ſie ihm den roten Hahn übers Haus fliegen: da gab er, was er hatte und nur aufbringen konnte, und die drei zogen damit fort. Es war für ihr Lebtag genug, ſie hätten aber doch lieber ihr richtig Werk gehabt.

## 156. Die drei Brüder

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne und weiter nichts im Vermögen als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gerne nach ſeinem Tode das Haus gehabt, dem Vater war aber einer ſo lieb wie der andere, da wußte er nicht wie er's anfangen ſollte, daß er keinem zu nahe trät; verkaufen wollte er das Haus auch nicht, weil's von ſeinen Voreltern war,

ſonſt hätte er das Geld unter ſie geteilt. Da fiel ihm endlich ein Rat ein und er ſprach zu ſeinen Söhnen „geht in die Welt und verſucht euch und lerne jeder ſein Handwerk, wenn ihr dann wiederkommt, wer das beſte Meiſterſtück macht, der ſoll das Haus haben.“

Das waren die Söhne zufrieden, und der älteſte wollte ein Hufſchmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtmeiſter werden. Darauf beſtimmten ſie eine Zeit, wo ſie wieder nach Haus zuſammenkommen wollten, und zogen fort. Es traf ſich auch, daß jeder einen tüchtigen Meiſter fand, wo er was Rechtſchaffenes lernte. Der Schmied mußte des Königs Pferde beſchlagen und dachte „nun kann dir's nicht fehlen, du kriegſt das Haus.“ Der Barbier raſierte lauter vornehme Herren und meinte auch, das Haus wäre ſchon ſein. Der Fechtmeiſter kriegte manchen Hieb, biß aber die Zähne zuſammen und ließ ſich's nicht verdrießen, denn er dachte bei ſich „fürchteſt du dich vor einem Hieb, ſo kriegſt du das Haus nimmermehr.“ Als nun die geſetzte Zeit herum war, kamen ſie bei ihrem Vater wieder zuſammen: ſie wußten aber nicht, wie ſie die beſte Gelegenheit finden ſollten, ihre Kunſt zu zeigen, ſaßen beiſammen und ratſchlagten. Wie ſie ſo ſaßen, kam auf einmal ein Haſe übers Feld dahergelaufen. „Ei,“ ſagte der Barbier, „der kommt wie gerufen,“ nahm Becken und Seife, ſchaumte ſo lange, bis der Haſe in die Nähe kam, dann ſeifte er ihn in vollem Laufe ein und raſierte ihm auch in vollem Laufe ein Stutzbärtchen, und dabei ſchnitt er ihn nicht und tat ihm an keinem Haare weh. „Das gefällt mir,“ ſagte der Vater, „wenn ſich die andern nicht gewaltig angreifen, ſo iſt das Haus dein.“ Es währte nicht lang, ſo kam ein Herr in einem Wagen dahergerennt in vollem Jagen. „Nun ſollt Ihr ſehen, Vater, was ich kann,“ ſprach der Hufſchmied, ſprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das in einem fort jagte, die vier Hufeiſen ab und ſchlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. „Du biſt ein ganzer Kerl,“ ſprach der Vater, „du machſt deine Sachen ſo gut wie dein Bruder; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben ſoll.“ Da ſprach der dritte „Vater, laßt mich auch einmal gewähren,“

und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzhieben über seinem Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel; und als der Regen stärker ward, und endlich so stark, als ob man mit Mulden vom Himmel gösse, schwang er den Degen immer schneller und blieb so trocken, als säße er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erstaunte er und sprach „du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein."

Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen im Haus und trieben ihr Handwerk; und da sie so gut ausgelernt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen, und als der eine krank ward und starb, grämten sich die zwei andern so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gewesen waren und sich so lieb gehabt hatten, alle drei zusammen in ein Grab gelegt.

## 157. Der Hahnenbalken

Es war einmal ein Zauberer, der stand mitten in einer großen Menge Volks und vollbrachte seine Wunderdinge. Da ließ er auch einen Hahn einherschreiten, der hob einen schweren Balken und trug ihn als wäre er federleicht. Nun war aber ein Mädchen, das hatte eben ein vierblättriges Kleeblatt gefunden und war dadurch klug geworden, so daß kein Blendwerk vor ihm bestehen konnte, und sah, daß der Balken nichts war als ein Strohhalm. Da rief es „ihr Leute, seht ihr nicht, das ist ein bloßer Strohhalm und kein Balken, was der Hahn da trägt." Alsbald verschwand der Zauber, und die Leute sahen, was es war und jagten den Hexenmeister mit Schimpf und Schande fort. Er aber, voll innerlichen Zornes, sprach „ich will mich schon rächen." Nach einiger Zeit hielt das Mädchen Hochzeit, war geputzt und ging in einem großen Zug über das

Feld nach dem Ort, wo die Kirche stand. Auf einmal kamen sie an einen stark angeschwollenen Bach, und war keine Brücke und kein Steg, darüber zu gehen. Da war die Braut flink, hob ihre Kleider auf und wollte durchwaten. Wie sie nun eben im Wasser so steht, ruft ein Mann, und das war der Zauberer, neben ihr ganz spöttisch „ei! wo hast du deine Augen, daß du das für ein Wasser hältst?" Da gingen ihr die Augen auf, und sie sah, daß sie mit ihren aufgehobenen Kleidern mitten in einem blaublühenden Flachsfeld stand. Da sahen es die Leute auch allesamt und jagten sie mit Schimpf und Gelächter fort.

## 158. Die drei Glückskinder

Ein Vater ließ einmal seine drei Söhne vor sich kommen und schenkte dem ersten einen Hahn, dem zweiten eine Sense, dem dritten eine Katze. „Ich bin schon alt," sagte er, „und mein Tod ist nah, da wollte ich euch vor meinem Ende noch versorgen. Geld hab ich nicht, und was ich euch jetzt gebe, scheint wenig wert, es kommt aber bloß darauf an, daß ihr es verständig anwendet: sucht euch nur ein Land, wo dergleichen Dinge noch unbekannt sind, so ist euer Glück gemacht." Nach dem Tode des Vaters ging der älteste mit seinem Hahn aus, wo er aber hinkam war der Hahn schon bekannt: in den Städten sah er ihn schon von weitem auf den Türmen sitzen und sich mit dem Wind umdrehen, in den Dörfern hörte er mehr als einen krähen, und niemand wollte sich über das Tier wundern, so daß es nicht das Ansehn hatte, als würde er sein Glück damit machen. Endlich aber geriet's ihm doch, daß er auf eine Insel kam, wo die Leute nichts von einem Hahn wußten, sogar ihre Zeit nicht einzuteilen verstanden. Sie wußten wohl, wenn's Morgen oder Abend war, aber nachts, wenn sie's nicht verschliefen, wußte sich keiner aus der Zeit herauszufinden. „Seht," sprach er, „was für ein stolzes Tier, es hat eine rubinrote Krone auf dem Kopf und trägt Sporen wie ein Ritter: es ruft euch

des Nachts dreimal zu bestimmter Zeit an, und wenn's das letzemal ruft, so geht die Sonne bald auf. Wenn's aber bei hellem Tag ruft, so richtet euch darauf ein, dann gibt's gewiß anderes Wetter." Den Leuten gefiel das wohl, sie schliefen eine ganze Nacht nicht und hörten mit großer Freude, wie der Hahn um zwei, vier und sechs Uhr laut und vernehmlich die Zeit abrief. Sie fragten ihn, ob das Tier nicht feil wäre und wieviel er dafür verlangte. „Etwa so viel, als ein Esel Gold trägt," antwortete er. „Ein Spottgeld für ein so kostbares Tier," riefen sie insgesamt und gaben ihm gerne, was er gefordert hatte.

Als er mit dem Reichtum heimkam, verwunderten sich seine Brüder, und der zweite sprach „so will ich mich doch aufmachen und sehen, ob ich meine Sense auch so gut losschlagen kann." Es hatte aber nicht das Ansehen danach, denn überall begegneten ihm Bauern und hatten so gut eine Sense auf der Schulter als er. Doch zuletzt glückte es ihm auch auf einer Insel, wo die Leute nichts von einer Sense wußten. Wenn dort das Korn reif war, so fuhren sie Kanonen vor den Feldern auf, und schossen's herunter. Das war nun ein ungewisses Ding, mancher schoß drüber hinaus, ein anderer traf statt des Halms die Ähren und schoß sie fort, dabei ging viel zugrund, und obendrein gab's einen lästerlichen Lärm. Da stellte sich der Mann hin und mähte es so still und so geschwind nieder, daß die Leute Maul und Nase vor Verwunderung aufsperrten. Sie waren willig, ihm dafür zu geben was er verlangte, und er bekam ein Pferd, dem war Gold aufgeladen, so viel es tragen konnte.

Nun wollte der dritte Bruder seine Katze auch an den rechten Mann bringen. Es ging ihm wie den andern, solange er auf dem festen Lande blieb, war nichts auszurichten, es gab aller Orten Katzen und waren ihrer so viel, daß die neugeborenen Jungen meist im Wasser ersäuft wurden. Endlich ließ er sich auf eine Insel überschiffen, und es traf sich glücklicherweise, daß dort noch niemals eine gesehen war und doch die Mäuse so überhand genommen hatten, daß sie auf den Tischen und Bänken tanzten, der Hausherr mochte daheim sein oder nicht. Die Leute jammerten gewaltig über die Plage, der König

ſelbſt wußte ſich in ſeinem Schloſſe nicht dagegen zu retten: in allen Ecken pfiffen Mäuſe und zernagten, was ſie mit Zähnen nur packen konnten. Da fing nun die Katze ihre Jagd an und hatte bald ein paar Säle gereinigt, und die Leute baten den König, das Wundertier für das Reich zu kaufen. Der König gab gerne was gefordert wurde, das war ein mit Gold beladener Mauleſel, und der dritte Bruder kam mit den allergrößten Schätzen heim.

Die Katze machte ſich in dem königlichen Schloſſe mit den Mäuſen eine rechte Luſt und biß ſo viele tot, daß ſie nicht mehr zu zählen waren. Endlich ward ihr von der Arbeit heiß, und ſie bekam Durſt: da blieb ſie ſtehen, drehte den Kopf in die Höhe und ſchrie „miau, miau". Der König ſamt allen Leuten, als ſie das ſeltſame Geſchrei vernahmen, erſchraken und liefen in ihrer Angſt ſämtlich zum Schloß hinaus. Unten hielt der König Rat, was zu tun das beſte wäre; zuletzt ward beſchloſſen, einen Herold an die Katze abzuſchicken und ſie aufzufordern, das Schloß zu verlaſſen, oder zu gewärtigen, daß Gewalt gegen ſie gebraucht würde. Die Räte ſagten „lieber wollen wir uns von den Mäuſen plagen laſſen, an das Übel ſind wir gewöhnt, als unſer Leben einem ſolchen Untier preisgeben." Ein Edelknabe mußte hinaufgehen und die Katze fragen, ob ſie das Schloß gutwillig räumen wollte? Die Katze aber, deren Durſt nur noch größer geworden war, antwortete bloß „miau, miau". Der Edelknabe verſtand „durchaus, durchaus nicht" und überbrachte dem König die Antwort. „Nun," ſprachen die Räte, „ſoll ſie der Gewalt weichen." Es wurden Kanonen aufgeführt und das Haus in Brand geſchoſſen. Als das Feuer in den Saal kam, wo die Katze ſaß, ſprang ſie glücklich zum Fenſter hinaus; die Belagerer hörten aber nicht eher auf, als bis das ganze Schloß in Grund und Boden geſchoſſen war.

# 159. Die ſieben Schwaben

Einmal waren ſieben Schwaben beiſammen, der erſte war der Herr Schulz, der zweite der Jackli, der dritte der Marli, der vierte der Jergli, der fünfte der Michal, der ſechſte der Hans, der ſiebente der Veitli; die hatten alle ſiebene ſich vorgenommen, die Welt zu durchziehen, Abenteuer zu ſuchen und große Taten zu vollbringen. Damit ſie aber auch mit bewaffneter Hand und ſicher gingen, ſahen ſie's für gut an, daß ſie ſich zwar nur einen einzigen, aber recht ſtarken und langen Spieß machen ließen. Dieſen Spieß faßten ſie alle ſiebene zuſammen an, vorn ging der kühnſte und männlichſte, das mußte der Herr Schulz ſein, und dann folgten die andern nach der Reihe und der Veitli war der letzte.

Nun geſchah es, als ſie im Heumonat eines Tags einen weiten Weg gegangen waren, auch noch ein gut Stück bis in das Dorf hatten, wo ſie über Nacht bleiben mußten, daß in der Dämmerung auf einer Wieſe ein großer Roßkäfer oder eine Horniſſe nicht weit von ihnen hinter einer Staude vorbeiflog und feindlich brummelte. Der Herr Schulz erſchrak, daß er faſt den Spieß hätte fallen laſſen und ihm der Angſtſchweiß am ganzen Leibe ausbrach. „Horcht, horcht," rief er ſeinen Geſellen zu, „Gott, ich höre eine Trommel!" Der Jackli, der hinter ihm den Spieß hielt und dem ich weiß nicht was für ein Geruch in die Naſe kam, ſprach „etwas iſt ohne Zweifel vorhanden, denn ich ſchmeck das Pulver und den Zündſtrick." Bei dieſen Worten hub der Herr Schulz an, die Flucht zu ergreifen und ſprang im Hui über einen Zaun; weil er aber gerade auf die Zinken eines Rechen ſprang, der vom Heumachen da liegen geblieben war, ſo fuhr ihm der Stiel ins Geſicht und gab ihm einen ungewaſchenen Schlag. „O wei, o wei," ſchrie der Herr Schulz, „nimm mich gefangen, ich ergeb mich, ich ergeb mich!" Die andern ſechs hüpften auch alle einer über den andern herzu und

schrien „gibst du dich, so geb ich mich auch, gibst du dich, so geb ich mich auch.“ Endlich, wie kein Feind da war, der sie binden und fortführen wollte, merkten sie, daß sie betrogen waren: und damit die Geschichte nicht unter die Leute käme, und sie nicht genarrt und gespottet würden, verschwuren sie sich untereinander, so lang davon stillzuschweigen, bis einer unverhofft das Maul auftäte.

Hierauf zogen sie weiter. Die zweite Gefährlichkeit, die sie erlebten, kann aber mit der ersten nicht verglichen werden. Nach etlichen Tagen trug sie ihr Weg durch ein Brachfeld, da saß ein Hase in der Sonne und schlief, streckte die Ohren in die Höhe und hatte die großen gläsernen Augen starr aufstehen. Da erschraken sie bei dem Anblick des grausamen und wilden Tieres insgesamt und hielten Rat, was zu tun das wenigst gefährliche wäre. Denn so sie fliehen wollten, war zu besorgen, das Ungeheuer setzte ihnen nach und verschlänge sie alle mit Haut und Haar. Also sprachen sie „wir müssen einen großen und gefährlichen Kampf bestehen, frisch gewagt ist halb gewonnen!“ faßten alle siebene den Spieß an, der Herr Schulz vorn und der Veitli hinten. Der Herr Schulz wollte den Spieß noch immer anhalten, der Veitli aber war hinten ganz mutig geworden, wollte losbrechen und rief

„Stoß zu in aller Schwabe Name,
Sonst wünsch i, daß ihr möcht erlahme.“

Aber der Hans wußte ihn zu treffen und sprach

„Beim Element, du hascht gut schwätze,
Bischt stets der letscht beim Drachehetze.“

Der Michal rief

„Es wird nit fehle um ei Haar,
So ischt es wohl der Teufel gar.“

Drauf kam an den Jergli die Reihe, der sprach

„Ischt er es nit, so ischts sei Mutter
Oder des Teufels Stiefbruder.“

Der Marli hatte da einen guten Gedanken und sagte zum Veitli

„Gang, Veitli, gang, gang du voran,
I will dahinte vor di ſtahn."

Der Veitli hörte aber nicht drauf und der Jackli ſagte

„Der Schulz, der muß der erſchte ſei,
Denn ihm gebührt die Ehr allei."

Da nahm ſich der Herr Schulz ein Herz und ſprach gravitätiſch

„So zieht denn herzhaft in den Streit,
Hieran erkennt man tapfre Leut."

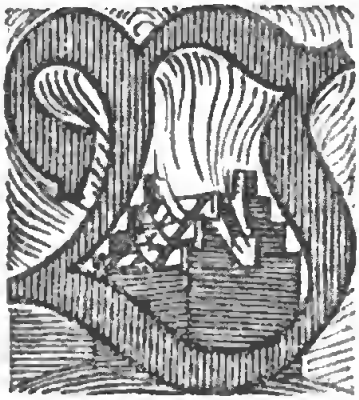
Da gingen ſie insgeſamt auf den Drachen los. Der Herr Schulz ſegnete ſich und rief Gott um Beiſtand an: wie aber das alles nicht helfen wollte und er dem Feind immer näherkam, ſchrie er in großer Angſt „hau, hurlehau! hau! hauhau!" Davon erwachte der Has, erſchrak und ſprang eilig davon. Als ihn der Herr Schulz ſo feldflüchtig ſah, da rief er voll Freude

„Potz, Veitli, lueg, lueg, was iſch das?
Das Ungehüer iſcht a Has."

Der Schwabenbund ſuchte aber weiter Abenteuer und kam an die Moſel, ein moſiges, ſtilles und tiefes Waſſer, darüber nicht viel Brücken ſind, ſondern an mehrern Orten ſich muß in Schiffen überfahren laſſen. Weil die ſieben Schwaben deſſen unberichtet waren, riefen ſie einem Mann, der jenſeits des Waſſers ſeine Arbeit vollbrachte, zu, wie man doch hinüber kommen könnte? Der Mann verſtand wegen der Weite und wegen ihrer Sprache nicht was ſie wollten, und fragte auf ſein trieriſch „wat? wat?" Da meinte der Herr Schulz, er ſpräche nicht anders als „wade, wade durchs Waſſer", und hub an, weil er der vorderſte war, ſich auf den Weg zu machen und in die Moſel hineinzugehen. Nicht lang, ſo verſank er in den Schlamm und in die antreibenden tiefen Wellen, ſeinen Hut aber jagte der Wind hinüber an das jenſeitige Ufer, und ein Froſch ſetzte ſich dabei und quakte „wat, wat, wat." Die ſechs andern hörten das drüben und ſprachen „unſer Geſell, der Herr Schulz, ruft uns, kann er hinüber waden, warum wir nicht auch?" Sprangen darum eilig alle zuſammen in das Waſſer und ertranken,

alſo daß ein Froſch ihre ſechſe ums Leben brachte, und niemand von dem Schwabenbund wieder nach Haus kam.

## 160. Die Eule



Vor ein paar hundert Jahren, als die Leute noch lange nicht ſo klug und verſchmitzt waren, als ſie heutzutage ſind, hat ſich in einer kleinen Stadt eine ſeltſame Geſchichte zugetragen. Von ungefähr war eine von den großen Eulen, die man Schuhu nennt, aus dem benachbarten Walde bei nächtlicher Weile in die Scheuer eines Bürgers geraten und wagte ſich, als der Tag anbrach, aus Furcht vor anderen Vögeln, die, wenn ſie ſich blicken läßt, ein furchtbares Geſchrei erheben, nicht wieder aus ihrem Schlupfwinkel heraus. Als nun der Hausknecht morgens in die Scheuer kam, um Stroh zu holen, erſchrak er bei dem Anblick der Eule, die da in einer Ecke ſaß, ſo gewaltig, daß er fortlief und ſeinem Herrn ankündigte, ein Ungeheuer, wie er zeit ſeines Lebens keins erblickt hätte, ſäße in der Scheuer, drehte die Augen im Kopf herum und könnte einen ohne Umſtände verſchlingen. „Ich kenn dich ſchon," ſagte der Herr, „einer Amſel im Felde nachzujagen, dazu haſt du Mut genug, aber wenn du ein totes Huhn liegen ſiehſt, ſo holſt du dir erſt einen Stock, ehe du ihm nahekommſt. Ich muß nur ſelber einmal nachſehen was das für ein Ungeheuer iſt," ſetzte der Herr hinzu, ging ganz tapfer zur Scheuer hinein und blickte umher. Als er aber das ſeltſame und greuliche Tier mit eigenen Augen ſah, ſo geriet er in nicht geringere Angſt als der Knecht. Mit ein paar Sätzen ſprang er hinaus, lief zu ſeinen Nachbarn und bat ſie flehentlich, ihm gegen ein unbekanntes und gefährliches Tier Beiſtand zu leiſten; ohnehin könnte die ganze Stadt in Gefahr kommen, wenn es aus der Scheuer, wo es ſäße, herausbräche. Es entſtand großer Lärm und Geſchrei in allen Straßen: die Bürger kamen mit Spießen, Heugabeln, Senſen und Äxten bewaffnet herbei, als wollten

ſie gegen den Feind ausziehen: zuletzt erſchienen auch die Herren des Rats mit dem Bürgermeiſter an der Spitze. Als ſie ſich auf dem Markt geordnet hatten, zogen ſie zu der Scheuer und umringten ſie von allen Seiten. Hierauf trat einer der Beherzteſten hervor und ging mit gefälltem Spieß hinein, kam aber gleich darauf mit einem Schrei und totenbleich wieder herausgelaufen und konnte kein Wort hervorbringen. Noch zwei andere wagten ſich hinein, es erging ihnen aber nicht beſſer. Endlich trat einer hervor, ein großer ſtarker Mann, der wegen ſeiner Kriegstaten berühmt war, und ſprach „mit bloßem Anſehen werdet ihr das Ungetüm nicht vertreiben, hier muß Ernſt gebraucht werden, aber ich ſehe, daß ihr alle zu Weibern geworden ſeid und keiner den Fuchs beißen will.“ Er ließ ſich Harniſch, Schwert und Spieß bringen und rüſtete ſich. Alle rühmten ſeinen Mut, obgleich viele um ſein Leben beſorgt waren. Die beiden Scheuertore wurden aufgetan, und man erblickte die Eule, die ſich indeſſen in die Mitte auf einen großen Querbalken geſetzt hatte. Er ließ eine Leiter herbeibringen, und als er ſie anlegte und ſich bereitete hinaufzuſteigen, ſo riefen ihm alle zu, er ſolle ſich männlich halten, und empfahlen ihn dem heiligen Georg, der den Drachen getötet hatte. Als er bald oben war, und die Eule ſah, daß er an ſie wollte, auch von der Menge und dem Geſchrei des Volks verwirrt war und nicht wußte, wo hinaus, ſo verdrehte ſie die Augen, ſträubte die Federn, ſperrte die Flügel auf, gnappte mit dem Schnabel und ließ ihr ſchuhu, ſchuhu mit rauher Stimme hören. „Stoß zu, ſtoß zu!“ rief die Menge draußen dem tapferen Helden zu. „Wer hier ſtände, wo ich ſtehe,“ antwortete er, „der würde nicht ‚ſtoß zu‘ rufen.“ Er ſetzte zwar den Fuß noch eine Staffel höher, dann aber fing er an zu zittern und machte ſich halb ohnmächtig auf den Rückweg.

Nun war keiner mehr übrig, der ſich hätte in die Gefahr begeben wollen. „Das Ungeheuer,“ ſagten ſie, „hat den ſtärkſten Mann, der unter uns zu finden war, durch ſein Gnappen und Anhauchen allein vergiftet und tödlich verwundet, ſollen wir andern auch unſer Leben in die Schanze ſchlagen?“ Sie rat-

ſchlagten, was zu tun wäre, wenn die ganze Stadt nicht ſollte zugrunde gehen. Lange Zeit ſchien alles vergeblich, bis endlich der Bürgermeiſter einen Ausweg fand. „Meine Meinung geht dahin," ſprach er, „daß wir aus gemeinem Säckel dieſe Scheuer ſamt allem, was darin liegt, Getreide, Stroh und Heu, dem Eigentümer bezahlen und ihn ſchadlos halten, dann aber das ganze Gebäude und mit ihm das fürchterliche Tier abbrennen, ſo braucht doch niemand ſein Leben daran zu ſetzen. Hier iſt keine Gelegenheit zu ſparen, und Knauſerei wäre übel angewendet." Alle ſtimmten ihm bei. Alſo ward die Scheuer an vier Ecken angezündet und mit ihr die Eule jämmerlich verbrannt. Wer's nicht glauben will, der gehe hin und frage ſelbſt nach.

## 161. Der Mond

Vorzeiten gab es ein Land, wo die Nacht immer dunkel und der Himmel wie ein ſchwarzes Tuch darübergebreitet war, denn es ging dort niemals der Mond auf, und kein Stern blinkte in der Finſternis. Bei Erſchaffung der Welt hatte das nächtliche Licht nicht ausgereicht. Aus dieſem Land gingen einmal vier Burſchen auf die Wanderſchaft und gelangten in ein anderes Reich, wo abends, wenn die Sonne hinter den Bergen verſchwunden war, auf einem Eichbaum eine leuchtende Kugel ſtand, die weit und breit ein ſanftes Licht ausgoß. Man konnte dabei alles wohl ſehen und unterſcheiden, wenn es auch nicht ſo glänzend wie die Sonne war. Die Wanderer ſtanden ſtill und fragten einen Bauer, der da mit ſeinem Wagen vorbeifuhr, was das für ein Licht ſei. „Das iſt der Mond," antwortete dieſer, „unſer Schultheiß hat ihn für drei Taler gekauft und an den Eichbaum befeſtigt. Er muß täglich Öl aufgießen und ihn rein erhalten, damit er immer hell brennt. Dafür erhält er von uns wöchentlich einen Taler."

Als der Bauer weggefahren war, ſagte der eine von ihnen

„dieſe Lampe könnten wir brauchen, wir haben daheim einen Eichbaum, der ebenſo groß iſt, daran können wir ſie hängen. Was für eine Freude, wenn wir nachts nicht in der Finſternis herumtappen!“/„Wißt ihr was?“ ſprach der zweite, „wir wollen Wagen und Pferde holen und den Mond wegführen. Sie können ſich hier einen andern kaufen.“/„Ich kann gut klettern,“ ſprach der dritte, „ich will ihn ſchon herunterholen.“ Der vierte brachte einen Wagen mit Pferden herbei, und der dritte ſtieg den Baum hinauf, bohrte ein Loch in den Mond, zog ein Seil hindurch und ließ ihn herab. Als die glänzende Kugel auf dem Wagen lag, deckten ſie ein Tuch darüber, damit niemand den Raub bemerken ſollte. Sie brachten ihn glücklich in ihr Land und ſtellten ihn auf eine hohe Eiche. Alte und Junge freuten ſich, als die neue Lampe ihr Licht über alle Felder leuchten ließ und Stuben und Kammern damit erfüllte. Die Zwerge kamen aus den Felſenhöhlen hervor, und die kleinen Wichtelmänner tanzten in ihren roten Röckchen auf den Wieſen den Ringeltanz.

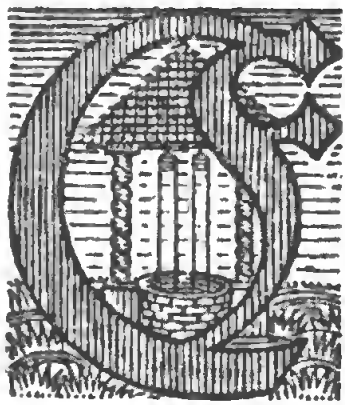
Die vier verſorgten den Mond mit Öl, putzten den Docht und erhielten wöchentlich ihren Taler. Aber ſie wurden alte Greiſe, und als der eine erkrankte und ſeinen Tod vorausſah, verordnete er, daß der vierte Teil des Mondes als ſein Eigentum ihm mit in das Grab ſollte gegeben werden. Als er geſtorben war, ſtieg der Schultheiß auf den Baum und ſchnitt mit der Heckenſchere ein Viertel ab, das in den Sarg gelegt ward. Das Licht des Mondes nahm ab, aber noch nicht merklich. Als der zweite ſtarb, ward ihm das zweite Viertel mitgegeben und das Licht minderte ſich. Noch ſchwächer ward es nach dem Tode des dritten, der gleichfalls ſeinen Teil mitnahm, und als der vierte ins Grab kam, trat die alte Finſternis wieder ein. Wenn die Leute abends ohne Laterne ausgingen, ſtießen ſie mit den Köpfen zuſammen.

Als aber die Teile des Mondes in der Unterwelt ſich wieder vereinigten, ſo wurden dort, wo immer Dunkelheit geherrſcht hatte, die Toten unruhig und erwachten aus ihrem Schlaf. Sie erſtaunten, als ſie wieder ſehen konnten: das Mondlicht

war ihnen genug, denn ihre Augen waren so schwach geworden, daß sie den Glanz der Sonne nicht ertragen hätten. Sie erhoben sich, wurden lustig und nahmen ihre alte Lebensweise wieder an. Ein Teil ging zum Spiel und Tanz, andere liefen in die Wirtshäuser, wo sie Wein forderten, sich betranken, tobten und zankten und endlich ihre Knüppel aufhoben und sich prügelten. Der Lärm ward immer ärger und drang endlich bis in den Himmel hinauf.

Der heilige Petrus, der das Himmelstor bewacht, glaubte, die Unterwelt wäre in Aufruhr geraten und rief die himmlischen Heerscharen zusammen, die den bösen Feind, wenn er mit seinen Gesellen den Aufenthalt der Seligen stürmen wollte, zurückjagen sollten. Da sie aber nicht kamen, so setzte er sich auf sein Pferd und ritt durch das Himmelstor hinab in die Unterwelt. Da brachte er die Toten zur Ruhe, hieß sie sich wieder in ihre Gräber legen und nahm den Mond mit fort, den er oben am Himmel aufhing.

## 162. Der Wolf und die sieben jungen Geißlein



Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein, und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei und sprach „liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf, wenn er herein kommt, so frißt er euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn gleich erkennen.“ Die Geißlein sagten „liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorge fortgehen.“ Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Haustür und rief „macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da

und hat jedem von euch etwas mitgebracht." Aber die Geißerchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war, „wir machen nicht auf," riefen sie, „du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rauh; du bist der Wolf." Da ging der Wolf fort zu einem Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide: die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustür und rief „macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht." Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen „wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß, wie du: du bist der Wolf." Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach „ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber." Und als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach „streu mir weißes Mehl auf meine Pfote." Der Müller dachte „der Wolf will einen betrügen" und weigerte sich, aber der Wolf sprach „wenn du es nicht tust, so fresse ich dich." Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß. Ja, so sind die Menschen.

Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Haustüre, klopfte an und sprach „macht mir auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heimgekommen und hat jedem von euch etwas mitgebracht." Die Geißerchen riefen „zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, daß du unser liebes Mütterchen bist." Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, daß sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte und machten die Türe auf. Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschraken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht langes Federlesen: eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten, das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen auf

der grünen Wieſe unter einen Baum und fing an zu ſchlafen. Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was mußte ſie da erblicken! Die Haustüre ſtand ſperrweit offen: Tiſch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waſchſchüſſel lag in Scherben, Decke und Kiſſen waren aus dem Bett gezogen. Sie ſuchte ihre Kinder, aber nirgends waren ſie zu finden. Sie rief ſie nacheinander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich, als ſie an das jüngſte kam, da rief eine feine Stimme „liebe Mutter, ich ſtecke im Uhrkaſten.“ Sie holte es heraus und es erzählte ihr, daß der Wolf gekommen wäre und die andern alle gefreſſen hätte. Da könnt ihr denken, wie ſie über ihre armen Kinder geweint hat.

Endlich ging ſie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngſte Geißlein lief mit. Als ſie auf die Wieſe kam, ſo lag da der Wolf an dem Baum und ſchnarchte, daß die Äſte zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten und ſah, daß in ſeinem angefüllten Bauch ſich etwas regte und zappelte. „Ach Gott,“ dachte ſie, „ſollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinuntergewürgt hat, noch am Leben ſein?“ Da mußte das Geißlein nach Haus laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann ſchnitt ſie dem Ungetüm den Wanſt auf, und kaum hatte ſie einen Schnitt getan, ſo ſtreckte ſchon ein Geißlein den Kopf heraus, und als ſie weiterſchnitt, ſo ſprangen nacheinander alle ſechſe heraus und waren noch alle am Leben und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte ſie in der Gier ganz hinuntergeſchluckt. Das war eine Freude! Da herzten ſie ihre liebe Mutter und hüpften wie ein Schneider, der Hochzeit hält. Die Alte aber ſagte „jetzt geht und ſucht Wackerſteine, damit wollen wir dem gottloſen Tiere den Bauch füllen, ſolange es noch im Schlafe liegt.“ Da ſchleppten die ſieben Geißerchen in aller Eile die Steine herbei und ſteckten ſie ihm in den Bauch, ſoviel ſie hineinbringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geſchwindigkeit zu, daß er nichts merkte und ſich nicht einmal regte.

Als der Wolf endlich ausgeſchlafen hatte, machte er ſich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen ſo großen Durſt

erregten, ſo wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfing zu gehen und ſich hin und her zu bewegen, ſo ſtießen die Steine in ſeinem Bauch aneinander und rappelten. Da rief er

„Was rumpelt und pumpelt
In meinem Bauch herum?
Ich meinte es wären ſechs Geißlein,
So ſind's lauter Wackerſtein."

Und als er an den Brunnen kam und ſich über das Waſſer bückte und trinken wollte, da zogen ihn die ſchweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich erſaufen. Als die ſieben Geißlein das ſahen, da kamen ſie herbeigelaufen, riefen laut „der Wolf iſt tot! der Wolf iſt tot!" und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

## 163. Rotkäppchen

Es war einmal eine kleine ſüße Dirne, die hatte jedermann lieb, der ſie nur anſah, am allerliebſten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was ſie alles dem Kinde geben ſollte. Einmal ſchenkte ſie ihm ein Käppchen von rotem Samt, und weil ihm das ſo wohl ſtand und es nichts anderes mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen. Eines Tages ſprach ſeine Mutter zu ihm „komm, Rotkäppchen, da haſt du ein Stück Kuchen und eine Flaſche Wein, bring das der Großmutter hinaus; ſie iſt krank und ſchwach und wird ſich daran laben. Mach dich auf, bevor es heiß wird, und wenn du hinauskommſt, ſo geh hübſch ſittſam und lauf nicht vom Weg ab, ſonſt fällſt du und zerbrichſt das Glas, und die Großmutter hat nichts. Und wenn du in ihre Stube kommſt, ſo vergiß nicht guten Morgen zu ſagen, und guck nicht erſt in allen Ecken herum."

„Ich will ſchon alles gut machen," ſagte Rotkäppchen zur Mutter und gab ihr die Hand darauf. Die Großmutter aber

wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böſes Tier war und fürchtete ſich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rotkäppchen," ſprach er. „Schönen Dank, Wolf." / „Wo hinaus ſo früh, Rotkäppchen?" / „Zur Großmutter." / „Was trägſt du unter der Schürze?" / „Kuchen und Wein: geſtern haben wir gebacken, da ſoll ſich die kranke und ſchwache Großmutter etwas zugut tun und ſich damit ſtärken." / „Rotkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?" / „Noch eine gute Viertelſtunde weiter im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da ſteht ihr Haus, unten ſind die Nußhecken, das wirſt du ja wiſſen," ſagte Rotkäppchen. Der Wolf dachte bei ſich „das junge zarte Ding, das iſt ein fetter Biſſen, der wird noch beſſer ſchmecken als die Alte: du mußt es liſtig anfangen, damit du beide erſchnappſt." Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen einher, dann ſprach er „Rotkäppchen, ſieh einmal die ſchönen Blumen, die ringsumher ſtehen, warum guckſt du dich nicht um? ich glaube, du hörſt gar nicht, wie die Vöglein ſo lieblich ſingen? du gehſt ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingſt, und iſt ſo luſtig haußen in dem Wald."

Rotkäppchen ſchlug die Augen auf, und als es ſah, wie die Sonnenſtrahlen durch die Bäume hin und her tanzten und alles voll ſchöner Blumen ſtand, dachte es „wenn ich der Großmutter einen friſchen Strauß mitbringe, der wird ihr auch Freude machen; es iſt ſo früh am Tag, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme," lief vom Wege ab in den Wald hinein und ſuchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus ſtände eine ſchönere und lief danach und geriet immer tiefer in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Türe. „Wer iſt draußen?" / „Rotkäppchen, das bringt Kuchen und Wein, mach auf." / „Drück nur auf die Klinke," rief die Großmutter, „ich bin zu ſchwach und kann nicht aufſtehen." Der Wolf drückte auf die Klinke, die Türe ſprang auf und er ging, ohne ein Wort zu ſprechen, gerade zum Bett der Großmutter

und verſchluckte ſie. Dann tat er ihre Kleider an, ſetzte ihre Haube auf, legte ſich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rotkäppchen aber war nach den Blumen herumgelaufen, und als es ſo viel zuſammen hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein und es machte ſich auf den Weg zu ihr. Es wunderte ſich, daß die Türe aufſtand, und wie es in die Stube trat, ſo kam es ihm ſo ſeltſam darin vor, daß es dachte „ei, du mein Gott, wie ängſtlich wird mir's heute zumut, und bin ſonſt ſo gerne bei der Großmutter!" Es rief „guten Morgen," bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück: da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Geſicht geſetzt und ſah ſo verwunderlich aus. „Ei, Großmutter, was haſt du für große Ohren!" / „Daß ich dich beſſer hören kann." / „Ei, Großmutter, was haſt du für große Augen!" / „Daß ich dich beſſer ſehen kann." / „Ei, Großmutter, was haſt du für große Hände!" / „Daß ich dich beſſer packen kann." / „Aber, Großmutter, was haſt du für ein entſetzlich großes Maul!" / „Daß ich dich beſſer freſſen kann." Kaum hatte der Wolf das geſagt, ſo tat er einen Satz aus dem Bett und verſchlang das arme Rotkäppchen.

Wie der Wolf ſein Gelüſten geſtillt hatte, legte er ſich wieder ins Bett, ſchlief ein und fing an überlaut zu ſchnarchen. Der Jäger ging eben an dem Haus vorbei und dachte „wie die alte Frau ſchnarcht, du mußt doch ſehen, ob ihr etwas fehlt." Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bette kam, ſo ſah er, daß der Wolf darin lag. „Finde ich dich hier, du alter Sünder," ſagte er, „ich habe dich lange geſucht." Nun wollte er ſeine Büchſe anlegen, da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefreſſen haben, und ſie wäre noch zu retten: ſchoß nicht, ſondern nahm eine Schere und fing an, dem ſchlafenden Wolf den Bauch aufzuſchneiden. Wie er ein paar Schnitte getan hatte, da ſah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da ſprang das Mädchen heraus und rief „ach, wie war ich erſchrocken, wie war's ſo dunkel in dem Wolf ſeinem Leib!" Und dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig

heraus und konnte kaum atmen. Rotkäppchen aber holte geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich tot fiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger zog dem Wolf den Pelz ab und ging damit heim, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte und erholte sich wieder, Rotkäppchen aber dachte „du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat."

Es wird auch erzählt, daß einmal, als Rotkäppchen der alten Großmutter wieder Gebackenes brachte, ein anderer Wolf ihm zugesprochen und es vom Wege hatte ableiten wollen. Rotkäppchen aber hütete sich und ging gerade fort seines Wegs und sagte der Großmutter, daß es dem Wolf begegnet wäre, der ihm guten Tag gewünscht, aber so bös aus den Augen geguckt hätte: „wenn's nicht auf offener Straße gewesen wäre, er hätte mich gefressen." / „Komm," sagte die Großmutter, „wir wollen die Türe verschließen, daß er nicht herein kann." Bald danach klopfte der Wolf an und rief „mach auf Großmutter, ich bin das Rotkäppchen, ich bring dir Gebackenes." Sie schwiegen aber still und machten die Türe nicht auf: da schlich der Graukopf etlichemal um das Haus, sprang endlich aufs Dach und wollte warten, bis Rotkäppchen abends nach Haus ginge, dann wollte er ihm nachschleichen und wollt's in der Dunkelheit fressen. Aber die Großmutter merkte, was er im Sinn hatte. Nun stand vor dem Haus ein großer Steintrog, da sprach sie zu dem Kind „nimm den Eimer, Rotkäppchen, gestern hab ich Würste gekocht, da trag das Wasser, worin sie gekocht sind, in den Trog." Rotkäppchen trug so lange, bis der große Trog ganz voll war. Da stieg der Geruch von den Würsten dem Wolf in die Nase, er schnupperte und guckte hinab, endlich machte er den Hals so lang, daß er sich nicht mehr halten konnte und anfing zu rutschen:

ſo rutſchte er vom Dach herab, gerade in den großen Trog hinein und ertrank. Rotkäppchen aber ging fröhlich nach Haus und tat ihm niemand etwas zuleid.

## 164. Dornröschen

Vorzeiten war ein König und eine Königin, die ſprachen jeden Tag „ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug ſich zu, als die Königin einmal im Bade ſaß, daß ein Froſch aus dem Waſſer ans Land kroch und zu ihr ſprach „dein Wunſch wird erfüllt werden, ehe ein Jahr vergeht, wirſt du eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Froſch geſagt hatte, das geſchah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war ſo ſchön, daß der König vor Freude ſich nicht zu laſſen wußte und ein großes Feſt anſtellte. Er ladete nicht bloß ſeine Verwandten, Freunde und Bekannten, ſondern auch die weiſen Frauen dazu ein, damit ſie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in ſeinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen ſie eſſen ſollten, ſo mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Feſt ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beſchenkten die weiſen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und ſo mit allem, was auf der Welt zu wünſchen iſt. Als elfe ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte ſich dafür rächen, daß ſie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzuſehen, rief ſie mit lauter Stimme „die Königstochter ſoll ſich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel ſtechen und tot hinfallen.“ Und ohne ein Wort weiter zu ſprechen, kehrte ſie ſich um und verließ den Saal. Alle waren erſchrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunſch noch übrig hatte und weil ſie den böſen Spruch nicht aufheben, ſondern nur ihn mildern konnte, ſo ſagte ſie „es ſoll aber kein Tod ſein, ſondern ein

hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt."

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam und freundlich, verständig, daß es jedermann, der es ansah, liebhaben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Türe. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Tür auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau, mit einer Spindel und spann emsig Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen," sprach die Königstochter, „was machst du da?" / „Ich spinne," sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?" sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger.

In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das dastand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heimgekommen und in den Saal getreten waren, fingen an einzuschlafen und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, an den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also, daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn ins Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornhecke erzählte, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schliefe, und mit ihr schliefe der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling „ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen." Der gute Alte mochte ihm abraten, wie er wollte, er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn der Dornenhecke sich näherte, waren es lauter schöne große Blumen, die taten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm taten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter die Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter

und ſah im Saale den ganzen Hofſtaat liegen und ſchlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war ſo ſtill, daß einer ſeinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Türe zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen ſchlief. Da lag es und war ſo ſchön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte ſich und gab ihm einen Kuß. Wie er es mit dem Kuß berührt hatte, ſchlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen ſie zuſammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofſtaat, und ſahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof ſtanden auf und rüttelten ſich: die Jagdhunde ſprangen und wedelten: die Tauben auf dem Dache zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, ſahen umher und flogen ins Feld: die Fliegen an den Wänden krochen weiter: das Feuer in der Küche erhob ſich, flackerte: und kochte das Eſſen: der Braten fing wieder an zu brutzeln: und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er ſchrie: und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königsſohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und ſie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

## 165. De drei Vügelkens

t is wul duſent un meere Jaare hen, da wören hier im Lanne luter kleine Künige, da hed auck einer up den Keuterberge wünt (gewohnt), de gink ſau geren up de Jagd. Aſe nu mal mit ſinen Jägern vom Schlotte herruttrok, höen (hüteten) unner den Berge drei Mäkens ire Köge (Kühe), un wie ſei den Künig mit den vielen Lüen (Leuten) ſeien, ſo reip de ölleſte den andern beden Mäkens to, un weis up den Künig „helo! helo! wenn ik den nig kriege, ſo will ik keinen." Da antworde de zweide up de annere Side vom Berge, un weis up den, de dem Könige rechter Hand gink „helo! helo!

wenn ik den nig kriege, ſo will ik keinen." Da reip de jüngſte, un weis up den, de linker Hand gink „helo! helo! wenn ik den nig kriege, ſo will ik keinen." Dat wören awerſt de beden Miniſters. Dat hörde de Künig alles, und aſe von der Jagd heime kummen was, leit he de drei Mäkens to ſik kummen un fragete ſe, wat ſe da geſtern am Berge ſegd hedden. Dat wullen ſe nig ſeggen, de Künig frog awerſt de ölleſte, ob ſe ün wol tom Monne hewen wulle? Da ſegte ſe ja, un ere beiden Süſtern friggeten de beiden Miniſters, denn ſe wören alle drei ſcheun un ſchir (klar, ſchön) von Angeſicht, beſunners de Künigin, de hadde Hare aſe Flaſſ.

De beiden Süſtern awerſt kregen keine Kinner, un aſe de Künig mal verreiſen moſte, let he ſe tor Künigin kummen, um ſe up to munnern, denn ſe was grae (gerad) ſwanger. Se kreg en kleinen Jungen, de hadde 'n ritſch roen (roten) Stern mit up de Weld. Da ſehden de beiden Süſtern, eine tor annern, ſe wullen den hübſken Jungen in't Water werpen. Wie ſe'n darin worpen hadden (ick glöwe, et is de Weſer weſt), da flügt 'n Vügelken in de Högte, dat ſank

„Tom Daude bereit,
Up wietern Beſcheid
Tom Lilienſtrus:
Wacker Junge, biſt du's?"

Da dat de beiden hörten, kregen ſe de Angſt up'n Lieve, un makten daß ſe fort keimen. Wie de Künig na Hus kam, ſehden ſe to üm, de Künigin hedde 'n Hund kregen. Da ſegde de Künig „wat Gott deiet, dat is wole dahn."

Et wunde awerſt 'n Fiſker an den Water, de fiſkede den kleinen Jungen wier herut, aſe noch ewen lebennig was, un da ſine Fru kene Kinner hadde, foerden (fütterten) ſ'en up. Na'n Jaar was de Künig wier verreiſt, da krieg de Künigin wiern 'n Jungen, den namen de beiden falſken Süſtern un warpen 'n auck in't Water, da flügt dat Vügelken wier in de Högte un ſank

„Tom Daude bereit,
Up wietern Beſcheid

Tom Lilienſtrus:
Wacker Junge, biſt du's?"

Un wie de Künig torügge kam, ſehden ſe to ům, de Künigin hedde wier 'n Hund bekummen, un he ſegde wier „wat Gott deit, dat is wole dahn." Awerſt de Fiſker trok düſen auck ut den Water und foerd 'n up.

Da verreiſede de Künig wier, un de Künigin kreg 'n klein Mäken, dat warpen de falſken Süſtern auck in't Water. Da flügt dat Vügelken wier in de Högte un ſank

„Tom Daude bereit,
Up wietern Beſcheid
Tom Lilienſtrus:
Wacker Mäken, biſt du's?"

Un wie de Künig na Hus kam, ſehden ſe ům, de Künigin hedde 'ne Katte kregt. Da worde de Künig beuſe, un leit ſine Fru in't Gefängnis ſmieten, da hed ſe lange Jaare in ſetten.

De Kinner wören unnerdes anewaſſen, da gink de ölleſte mal mit annern Jungens herut to fiſken, da wüllt ůn de annern Jungens nig twiſken ſik hewen un ſegget „du Fündling, gaa du diner Wege." Da ward he gans bedröwet un fräggt den olen Fiſker, ob dat war wöre? De vertellt ůn, dat he mal fiſked hedde, un hedde ůn ut den Water troken (gezogen). Da ſegd he, he wulle furt un ſinen Teiten (Vater) ſöken. De Fiſker de biddet 'n he mögde doch bliven, awerſt he let ſik gar nich hallen, bis de Fiſker et toleſt to givt. Da givt he ſik up den Weg un geit meere Dage hinner'n anner, endlich kümmt he vor 'n graut allmächtig Water, davor ſteit 'ne ole Fru un fiſkede. „Guden Dag, Moer," ſegde de Junge. „Groten Dank."/„Du ſüſt da wol lange fiſken, e du 'n Fiſk fängeſt."/„Un du wol lange ſöken, e du dinen Teiten findſt. Wie wuſt du der denn da över't Water kummen?" ſehde de Fru. „Ja, dat mag Gott witten." Da nümmt de ole Fru ůn up den Rüggen un dragt 'n derdörch, un he ſöcht lange Tiid un kann ſinen Teiten nig finnen. Aſe nu wol 'n Jaar veröwer is, da trekt de tweide auck ut un will ſinen Broer ſöken. Hö kümmt an dat Water, un da geit et ůn ewen ſo, aſe ſinen Broer. Nu was nur noch de Dochter allein to Hus, de

jammerde ſo viel na eren Broern, dat ſe upt leſt auck den Fiſker bad he mögte ſe treken laten, ſe wulle ere Broerkes ſöken. Da kam ſe auck bie den grauten Water, da ſehde ſe tor olen Fru „guden Dag, Moer.“/„Groten Dank.“/„Gott helpe ju bie juen fiſken.“ Aſe de ole Fru dat hörde, da word ſe ganz fründlich un drog ſe över't Water un gab er 'n Roe (Rute), un ſehde to er „nu gah man jümmer up düſen Wege to, mine Dochter, un wenn du bie einen groten ſwarten Hund vorbei kümmſt, ſo muſt du ſtill un driſt un one to lachen un one ün an to kicken, vorbie gaan. Dann kümmeſt du an 'n grot open Schlott, up'n Süll (Schwelle) moſt du de Roe fallen laten und ſtracks dörch dat Schlott an den annern Side wier herut gahen; da is 'n olen Brunnen, darut is 'n groten Boom waſſen, daran hänget 'n Vugel im Buer, den nümm af: dann nümm noch 'n Glas Water ut den Brunnen un gaa mit düſen beiden den ſülvigen Weg wier torügge: up den Süll nümm de Roe auck wier mit, un wenn du dann wier bie den Hund vorbie kummſt, ſo ſchlah ün in't Geſicht, awerſt ſü to, dat du ün treppeſt, un dann kumm nur wier to me torügge.“ Da fand ſe et grade ſo, aſe de Fru et ſagt hadde, un up den Rückwege da fand ſe de beiden Broer, de ſik de halve Welt durchſöcht hadden. Se gink toſammen bis wo de ſwarte Hund an den Weg lag, den ſchlog ſe in't Geſicht, da word et 'n ſchönen Prinz, de geit mit ünen, bis an dat Water. Da ſtand da noch de ole Fru, de frögede ſik ſer, da ſe alle wier da wören, un drog ſe alle över't Water, un dann gink ſe auck weg, denn ſe was nu erlöſt. De annern awerſt gingen alle na den olen Fiſker, un alle wören froh, dat ſe ſik wier funnen hadden, den Vugel awerſt hüngen ſe an der Wand.

De tweide Sohn kunne awerſt nig to Huſe raſten, un nam 'n Flitzebogen un gink up de Jagd. Wie he möe was, nam he ſine Flötepipen un mackte 'n Stückſken. De Künig awerſt wör auck up de Jagd und hörde dat, da gink he hin, un wie he den Jungen drap, ſo ſehde he „we hett die verlöwt hier to jagen?“/„O neimes (niemand).“/„Wen hörſt du dann to?“/„Ik bin Fiſker ſin Suhn.“/„De hett ja keine Kinner.“/„Wenn du't nig glöwen wuſt, ſo kum mit.“ Dat dehe de Künig un frog den

Fiſker, de vertälle ün alles, un dat Vügelken an der Wand ſing an to ſingen

„De Möhme (Mutter) ſitt allein,
Wol in dat Kerkerlein.
O Künig, edeles Blod,
Dat ſind dine Kinner god.
De falſken Süſtern beide
De dehen de Kinnerkes Leide,
Wol in det Waters Grund,
Wo ſe de Fiſker fund.“

Da erſchraken ſe alle, un de Künig nahm den Vugel, den Fiſker und de drei Kinner mit ſik na den Schlotte un leit dat Gefänknis upſchluten un nam ſine Fru wier herut, de was awerſt ganz kränkſch un elennig woren. Da gav er de Dochter von den Water ut den Brunnen to drinken, da war ſe friſk un geſund. De beiden falſken Süſtern wören awerſt verbrennt, un de Dochter friggede den Prinzen.

## 166. Die zertanzten Schuhe

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter, eine immer ſchöner als die andere. Sie ſchliefen zuſammen in einem Saal, wo ihre Betten nebeneinander ſtanden, und abends, wenn ſie darin lagen, ſchloß der König die Tür zu und verriegelte ſie. Wenn er aber am Morgen die Türe aufſchloß, ſo ſah er, daß ihre Schuhe zertanzt waren, und niemand konnte herausbringen, wie das zugegangen war. Da ließ der König ausrufen, wer's könnte ausfindig machen, wo ſie in der Nacht tanzten, der ſollte ſich eine davon zur Frau wählen und nach ſeinem Tod König ſein: wer ſich aber meldete und es nach drei Tagen und Nächten nicht herausbrächte, der hätte ſein Leben verwirkt. Nicht lange, ſo meldete ſich ein Königsſohn und erbot ſich, das Wagnis zu unternehmen. Er ward wohl aufgenommen und abends in ein Zimmer geführt, das an den Schlafſaal ſtieß. Sein Bett war da aufgeſchlagen und

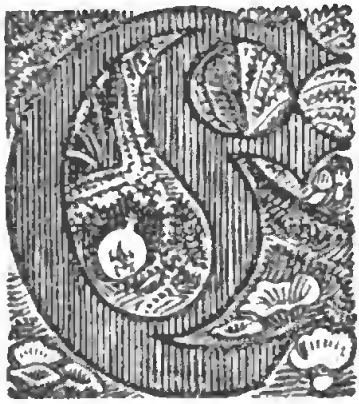
er ſollte achthaben, wo ſie hingingen und tanzten; und damit ſie nichts heimlich treiben konnten oder zu einem andern Ort hinausgingen, war auch die Saaltüre offen gelaſſen. Dem Königsſohn fiel's aber wie Blei auf die Augen und er ſchlief ein, und als er am Morgen aufwachte waren alle zwölfe zum Tanz geweſen, denn ihre Schuhe ſtanden da und hatten Löcher in den Sohlen. Den zweiten und dritten Abend ging's nicht anders, und da ward ihm ſein Haupt ohne Barmherzigkeit abgeſchlagen. Es kamen hernach noch viele und meldeten ſich zu dem Wageſtück, ſie mußten aber alle ihr Leben laſſen. Nun trug ſich's zu, daß ein armer Soldat, der eine Wunde hatte und nicht mehr dienen konnte, ſich auf dem Weg nach der Stadt befand, wo der König wohnte. Da begegnete ihm eine alte Frau, die fragte ihn, wohin er wollte. „Ich weiß ſelber nicht recht," ſprach er und ſetzte im Scherz hinzu „ich hätte wohl Luſt, ausfindig zu machen, wo die Königstöchter ihre Schuhe vertanzen, und danach König zu werden."/„Das iſt ſo ſchwer nicht," ſagte die Alte, „du mußt den Wein nicht trinken, der dir abends gebracht wird, und mußt tun, als wärſt du feſt eingeſchlafen." Darauf gab ſie ihm ein Mäntelchen und ſprach „wenn du das umhängſt, ſo biſt du unſichtbar und kannſt den zwölfen dann nachſchleichen." Wie der Soldat den guten Rat bekommen hatte, ward's Ernſt bei ihm, ſo daß er ein Herz faßte, vor den König ging und ſich als Freier meldete. Er ward ſo gut aufgenommen wie die andern auch, und wurden ihm königliche Kleider angetan. Abends zur Schlafenszeit ward er in das Vorzimmer geführt, und als er zu Bette gehen wollte, kam die älteſte und brachte ihm einen Becher Wein: aber er hatte ſich einen Schwamm unter das Kinn gebunden, ließ den Wein da hineinlaufen und trank keinen Tropfen. Dann legte er ſich nieder, und als er ein Weilchen gelegen hatte, fing er an zu ſchnarchen wie im tiefſten Schlaf. Das hörten die zwölf Königstöchter, lachten, und die älteſte ſprach „der hätte auch ſein Leben ſparen können." Danach ſtanden ſie auf, öffneten Schränke, Kiſten und Kaſten und holten prächtige Kleider heraus: putzten ſich vor den Spiegeln, ſprangen herum und freuten ſich auf den Tanz. Nur die jüngſte

ſagte „ich weiß nicht, ihr freut euch, aber mir iſt ſo wunderlich zumut: gewiß widerfährt uns ein Unglück.“/„Du biſt eine Schneegans,“ ſagte die älteſte, „die ſich immer fürchtet. Haſt du vergeſſen, wieviel Königsſöhne ſchon umſonſt dageweſen ſind? dem Soldaten hätt ich nicht einmal brauchen einen Schlaftrunk zu geben, der Lümmel wäre doch nicht aufgewacht.“ Wie ſie alle fertig waren, ſahen ſie erſt nach dem Soldaten, aber der hatte die Augen zugetan, rührte und regte ſich nicht, und ſie glaubten nun ganz ſicher zu ſein. Da ging die älteſte an ihr Bett und klopfte daran: alsbald ſank es in die Erde, und ſie ſtiegen durch die Öffnung hinab, eine nach der andern, die älteſte voran. Der Soldat, der alles mit angeſehen hatte, zauderte nicht lange, hing ſein Mäntelchen um und ſtieg hinter der jüngſten mit hinab. Mitten auf der Treppe trat er ihr ein wenig aufs Kleid, da erſchrak ſie und rief „was iſt das? wer hält mich am Kleid?“/„Sei nicht ſo einfältig,“ ſagte die älteſte, „du biſt an einem Haken hängen geblieben.“ Da gingen ſie vollends hinab, und wie ſie unten waren, ſtanden ſie in einem wunderprächtigen Baumgang, da waren alle Blätter von Silber, und ſchimmerten und glänzten. Der Soldat dachte „du willſt dir ein Wahrzeichen mitnehmen,“ und brach einen Zweig davon ab: da fuhr ein gewaltiger Krach aus dem Baume. Die jüngſte rief wieder „es iſt nicht richtig, habt ihr den Knall gehört?“ Die älteſte aber ſprach „das ſind Freudenſchüſſe, weil wir unſere Prinzen bald erlöſt haben.“ Sie kamen darauf in einen Baumgang, wo alle Blätter von Gold, und endlich in einen dritten, wo ſie klarer Demant waren: von beiden brach er einen Zweig ab, wobei es jedesmal krachte, daß die jüngſte vor Schrecken zuſammenfuhr: aber die älteſte blieb dabei, es wären Freudenſchüſſe. Sie gingen weiter und kamen zu einem großen Waſſer, darauf ſtanden zwölf Schifflein, und in jedem Schifflein ſaß ein ſchöner Prinz, die hatten auf die zwölfe gewartet, und jeder nahm eine zu ſich, der Soldat aber ſetzte ſich mit der jüngſten ein. Da ſprach der Prinz „ich weiß nicht, das Schiff iſt heute viel ſchwerer und ich muß aus allen Kräften rudern, wenn ich es fortbringen ſoll.“/„Wovon ſollte das kommen,“ ſprach die jüngſte, „als

vom warmen Wetter, es ist mir auch so heiß zumut." Jenseits des Wassers aber stand ein schönes, hellerleuchtetes Schloß, woraus eine lustige Musik erschallte von Pauken und Trompeten. Sie ruderten hinüber, traten ein, und jeder Prinz tanzte mit seiner Liebsten; der Soldat aber tanzte unsichtbar mit, und wenn eine einen Becher mit Wein hielt, so trank er ihn aus, daß er leer war, wenn sie ihn an den Mund brachte; und der jüngsten ward auch angst darüber, aber die älteste brachte sie immer zum Schweigen. Sie tanzten da bis drei Uhr am andern Morgen, wo alle Schuhe durchgetanzt waren und sie aufhören mußten. Die Prinzen fuhren sie über das Wasser wieder zurück, und der Soldat setzte sich diesmal vornen hin zur ältesten. Am Ufer nahmen sie von ihren Prinzen Abschied und versprachen, in der folgenden Nacht wiederzukommen. Als sie an der Treppe waren, lief der Soldat voraus und legte sich in sein Bett, und als die Zwölfe langsam und müde herauf getrippelt kamen, schnarchte er schon wieder so laut, daß sie's alle hören konnten, und sie sprachen „vor dem sind wir sicher." Da taten sie ihre schönen Kleider aus, brachten sie weg, stellten die zertanzten Schuhe unter das Bett und legten sich nieder. Am andern Morgen wollte der Soldat nichts sagen, sondern das wunderliche Wesen noch mit ansehen, und ging die zweite und die dritte Nacht wieder mit. Da war alles wie das erstemal, und sie tanzten jedesmal bis die Schuhe entzwei waren. Das drittemal aber nahm er zum Wahrzeichen einen Becher mit. Als die Stunde gekommen war, wo er antworten sollte, steckte er die drei Zweige und den Becher zu sich und ging vor den König, die Zwölfe aber standen hinter der Türe und horchten, was er sagen würde. Als der König die Frage tat „wo haben meine zwölf Töchter ihre Schuhe in der Nacht zertanzt?", so antwortete er „mit zwölf Prinzen in einem unterirdischen Schloß," berichtete, wie es zugegangen war und holte die Wahrzeichen hervor. Da ließ der König seine Töchter kommen und fragte sie, ob der Soldat die Wahrheit gesagt hätte, und da sie sahen, daß sie verraten waren und Leugnen nichts half, so mußten sie alles eingestehen. Darauf fragte ihn der König, welche er zur

Frau haben wollte. Er antwortete „ich bin nicht mehr jung, ſo gebt mir die älteſte.“ Da ward noch am ſelbigen Tage die Hochzeit gehalten und ihm das Reich nach des Königs Tode verſprochen. Aber die Prinzen wurden auf ſo viel Tage wieder verwünſcht, als ſie Nächte mit den Zwölfen getanzt hatten.

## 167. Der Geiſt im Glas



Es war einmal ein armer Holzhacker, der arbeitete vom Morgen bis in die ſpäte Nacht. Als er ſich endlich etwas Geld zuſammengeſpart hatte, ſprach er zu ſeinem Jungen „du biſt mein einziges Kind, ich will das Geld, das ich mit ſaurem Schweiß erworben habe, zu deinem Unterricht anwenden; lernſt du etwas rechtſchaffenes, ſo kannſt du mich im Alter ernähren, wenn meine Glieder ſteif geworden ſind, und ich daheimſitzen muß.“ Da ging der Junge auf eine hohe Schule und lernte fleißig, ſo daß ihn ſeine Lehrer rühmten, und blieb eine Zeitlang dort. Als er ein paar Schulen durchgelernt hatte, doch aber noch nicht in allem vollkommen war, ſo war das bißchen Armut, das der Vater erworben hatte, draufgegangen, und er mußte wieder zu ihm heimkehren. „Ach,“ ſprach der Vater betrübt, „ich kann dir nichts mehr geben und kann in der teuren Zeit auch keinen Heller mehr verdienen als das tägliche Brot.“/„Lieber Vater,“ antwortete der Sohn, „macht Euch darüber keine Gedanken, wenn's Gottes Wille alſo iſt, ſo wird's zu meinem Beſten ausſchlagen; ich will mich ſchon drein ſchicken.“ Als der Vater hinaus in den Wald wollte, um etwas am Malterholz (am Zuhauen und Aufrichten) zu verdienen, ſo ſprach der Sohn „ich will mit Euch gehen und Euch helfen.“/„Ja, mein Sohn,“ ſagte der Vater, „das ſollte dir beſchwerlich ankommen, du biſt an harte Arbeit nicht gewöhnt, du hältſt das nicht aus; ich habe auch nur eine Axt und kein Geld übrig, um noch eine zu kaufen.“/„Geht nur zum Nachbar,“ antwortete der Sohn, „der leiht Euch ſeine Axt ſo lange, bis ich mir ſelbſt eine verdient habe.“

Da borgte der Vater beim Nachbar eine Axt, und am andern Morgen, bei Anbruch des Tags, gingen ſie zuſammen hinaus in den Wald. Der Sohn half dem Vater und war ganz munter und friſch dabei. Als nun die Sonne über ihnen ſtand, ſprach der Vater „wir wollen raſten und Mittag halten, hernach geht's noch einmal ſo gut." Der Sohn nahm ſein Brot in die Hand und ſprach „ruht Euch nur aus, Vater, ich bin nicht müde, ich will in dem Wald ein wenig auf und ab gehen und Vogelneſter ſuchen."/„O du Geck," ſprach der Vater, „was willſt du da herumlaufen, hernach biſt du müde und kannſt den Arm nicht mehr aufheben; bleib hier und ſetze dich zu mir."

Der Sohn aber ging in den Wald, aß ſein Brot, war ganz fröhlich und ſah in die grünen Zweige hinein, ob er etwa ein Neſt entdeckte. So ging er hin und her, bis er endlich zu einer großen gefährlichen Eiche kam, die gewiß ſchon viele hundert Jahre alt war und die keine fünf Menſchen umſpannt hätten. Er blieb ſtehen und ſah ſie an und dachte „es muß doch mancher Vogel ſein Neſt hinein gebaut haben". Da deuchte ihn auf einmal als hörte er eine Stimme. Er horchte und vernahm wie es mit ſo einem recht dumpfen Ton rief „laß mich heraus, laß mich heraus." Er ſah ſich ringsum, konnte aber nichts entdecken, doch es war ihm als ob die Stimme unten aus der Erde hervor käme. Da rief er „wo biſt du?" Die Stimme antwortete „ich ſtecke da unten bei den Eichwurzeln. Laß mich heraus, laß mich heraus." Der Schüler fing an unter dem Baum aufzuräumen und bei den Wurzeln zu ſuchen, bis er endlich in einer kleinen Höhlung eine Glasflaſche entdeckte. Er hob ſie in die Höhe und hielt ſie gegen das Licht, da ſah er ein Ding, gleich einem Froſch geſtaltet, das ſprang darin auf und nieder. „Laß mich heraus, laß mich heraus," rief's von neuem, und der Schüler, der an nichts Böſes dachte, nahm den Pfropfen von der Flaſche ab. Alsbald ſtieg ein Geiſt hervor und fing an zu wachſen, und wuchs ſo ſchnell, daß er in wenigen Augenblicken als ein entſetzlicher Kerl, ſo groß wie der halbe Baum, vor dem Schüler ſtand. „Weißt du," rief er mit einer fürchterlichen Stimme, „was dein Lohn dafür iſt, daß du mich herausgelaſſen haſt?"/„Nein,"

antwortete der Schüler ohne Furcht, „wie ſoll ich das wiſſen?“/ „So will ich dir's ſagen,“ rief der Geiſt, „den Hals muß ich dir dafür brechen.“/„Das hätteſt du mir früher ſagen ſollen,“ antwortete der Schüler, „ſo hätte ich dich ſtecken laſſen; mein Kopf aber ſoll vor dir wohl feſtſtehen, da müſſen mehr Leute gefragt werden.“/„Mehr Leute hin, mehr Leute her,“ rief der Geiſt, „deinen verdienten Lohn den ſollſt du haben. Denkſt du, ich wäre aus Gnade da ſo lange Zeit eingeſchloſſen worden, nein, es war zu meiner Strafe; ich bin der großmächtige Merkurius, wer mich losläßt, dem muß ich den Hals brechen.“/„Sachte,“ antwortete der Schüler, „ſo geſchwind geht das nicht, erſt muß ich wiſſen, daß du auch wirklich in der kleinen Flaſche geſeſſen haſt und daß du der rechte Geiſt biſt; kannſt du auch wieder hinein, ſo will ich's glauben, und dann magſt du mit mir anfangen was du willſt.“ Der Geiſt ſprach voll Hochmut „das iſt eine geringe Kunſt,“ zog ſich zuſammen und machte ſich ſo dünn und klein, wie er anfangs geweſen war, alſo daß er durch dieſelbe Öffnung und durch den Hals der Flaſche wieder hinein kroch. Kaum aber war er darin, ſo drückte der Schüler den abgezogenen Pfropfen wieder auf und warf die Flaſche unter die Eichwurzeln an ihren alten Platz, und der Geiſt war betrogen.

Nun wollte der Schüler zu ſeinem Vater zurückgehen, aber der Geiſt rief ganz kläglich „ach, laß mich doch heraus, laß mich doch heraus.“/„Nein,“ antwortete der Schüler, „zum zweitenmal nicht: wer mir einmal nach dem Leben geſtrebt hat, den laß ich nicht los, wenn ich ihn wieder eingefangen habe.“/„Wenn du mich freimachſt,“ rief der Geiſt, „ſo will ich dir ſo viel geben, daß du dein Lebtag genug haſt.“/„Nein,“ antwortete der Schüler, „du würdeſt mich betrügen wie das erſtemal.“/„Du verſcherzeſt dein Glück,“ ſprach der Geiſt, „ich will dir nichts tun, ſondern dich reichlich belohnen.“ Der Schüler dachte „ich will's wagen, vielleicht hält er Wort, und anhaben ſoll er mir doch nichts.“ Da nahm er den Pfropfen ab, und der Geiſt ſtieg wie das vorige Mal heraus, dehnte ſich auseinander und ward groß wie ein Rieſe. „Nun ſollſt du deinen Lohn haben,“ ſprach er und reichte dem Schüler einen kleinen Lappen, ganz wie ein Pflaſter und

ſagte „wenn du mit dem einen Ende eine Wunde beſtreichſt, ſo heilt ſie: und wenn du mit dem andern Ende Stahl und Eiſen beſtreichſt, ſo wird es in Silber verwandelt."/„Das muß ich erſt verſuchen," ſprach der Schüler, ging an einen Baum, ritzte die Rinde mit ſeiner Axt und beſtrich ſie mit dem einen Ende des Pflaſters: alsbald ſchloß ſie ſich wieder zuſammen und war geheilt. „Nun, es hat ſeine Richtigkeit," ſprach er zum Geiſt, „jetzt können wir uns trennen." Der Geiſt dankte ihm für ſeine Erlöſung, und der Schüler dankte dem Geiſt für ſein Geſchenk und ging zurück zu ſeinem Vater.

„Wo biſt du herumgelaufen?" ſprach der Vater, „warum haſt du die Arbeit vergeſſen? Ich habe es ja gleich geſagt, daß du nichts zuſtande bringen würdeſt."/„Gebt Euch zufrieden, Vater, ich will's nachholen."/„Ja nachholen," ſprach der Vater zornig, „das hat keine Art."/„Habt acht, Vater, den Baum da will ich gleich umhauen, daß er krachen ſoll." Da nahm er ſein Pflaſter, beſtrich die Axt damit und tat einen gewaltigen Hieb: aber weil das Eiſen in Silber verwandelt war, ſo legte ſich die Schneide um. „Ei, Vater, ſeht einmal, was habt Ihr mir für eine ſchlechte Axt gegeben, die iſt ganz ſchief geworden." Da erſchrak der Vater und ſprach „ach, was haſt du gemacht! nun muß ich die Axt bezahlen und weiß nicht womit; das iſt der Nutzen, den ich von deiner Arbeit habe."/„Werdet nicht bös," antwortete der Sohn, „die Axt will ich ſchon bezahlen."/„O, du Dummbart," rief der Vater, „wovon willſt du ſie bezahlen? du haſt nichts als was ich dir gebe; das ſind Studentenkniffe, die dir im Kopf ſtecken, aber vom Holzhacken haſt du keinen Verſtand."

Über ein Weilchen ſprach der Schüler „Vater, ich kann doch nichts mehr arbeiten, wir wollen lieber Feierabend machen."/„Ei was," antwortete er, „meinſt du, ich wollte die Hände in den Schoß legen wie du? ich muß noch ſchaffen, du kannſt dich aber heimpacken."/„Vater, ich bin zum erſtenmal hier in dem Wald, ich weiß den Weg nicht allein, geht doch mit mir." Weil ſich der Zorn gelegt hatte, ſo ließ der Vater endlich ſich bereden und ging mit ihm heim. Da ſprach er zum Sohn „geh und verkauf die verſchändete Axt und ſieh zu, was du dafür kriegſt; das

übrige muß ich verdienen, um ſie dem Nachbar zu bezahlen." Der Sohn nahm die Axt und trug ſie in die Stadt zu einem Goldſchmied, der probierte ſie, legte ſie auf die Wage und ſprach „ſie iſt vierhundert Taler wert, ſo viel habe ich nicht bar." Der Schüler ſprach „gebt mir was Ihr habt, das übrige will ich Euch borgen." Der Goldſchmied gab ihm dreihundert Taler und blieb einhundert ſchuldig. Darauf ging der Schüler heim und ſprach „Vater, ich habe Geld, geht und fragt was der Nachbar für die Axt haben will."/„Das weiß ich ſchon," antwortete der Alte, „einen Taler, ſechs Groſchen."/„So gebt ihm zwei Taler zwölf Groſchen, das iſt das Doppelte und iſt genug; ſeht Ihr, ich habe Geld im Überfluß," und gab dem Vater einhundert Taler und ſprach „es ſoll Euch niemals fehlen, lebt nach Eurer Bequemlichkeit."/„Mein Gott," ſprach der Alte, „wie biſt du zu dem Reichtum gekommen?" Da erzählte er ihm, wie alles zugegangen wäre und wie er im Vertrauen auf ſein Glück einen ſo reichen Fang getan hätte. Mit dem übrigen Geld aber zog er wieder hin auf die hohe Schule und lernte weiter, und weil er mit ſeinem Pflaſter alle Wunden heilen konnte, ward er der berühmteſte Doktor auf der ganzen Welt.

## 168. Simeliberg

Es waren zwei Brüder, einer war reich, der andere arm. Der Reiche aber gab dem Armen nichts, und dieſer mußte ſich vom Kornhandel kümmerlich ernähren; da ging es ihm oft ſo ſchlecht, daß er für ſeine Frau und Kinder kein Brot hatte. Einmal fuhr er mit ſeinem Karren durch den Wald, da erblickte er zur Seite einen großen kahlen Berg, und weil er den noch nie geſehen hatte, hielt er ſtill und betrachtete ihn mit Verwunderung. Wie er ſo daſtand, ſah er zwölf wilde große Männer daherkommen: weil er nun glaubte das wären Räuber, ſchob er ſeinen Karren ins Gebüſch und ſtieg auf einen Baum und wartete, was da geſchehen würde. Die zwölf Männer

gingen aber vor den Berg und riefen „Berg Semsi, Berg Semsi, tu dich auf.“ Alsbald tat sich der kahle Berg in der Mitte voneinander, und die Zwölfe gingen hinein, und wie sie drin waren, schloß er sich zu. Über eine kleine Weile aber tat er sich wieder auf, und die Männer kamen heraus und trugen schwere Säcke auf dem Rücken, und wie sie alle wieder am Tageslicht waren, sprachen sie „Berg Semsi, Berg Semsi, tu dich zu.“ Da fuhr der Berg zusammen, und war kein Eingang mehr an ihm zu sehen, und die Zwölfe gingen fort. Als sie ihm nun ganz aus den Augen waren, stieg der Arme vom Baume herunter und war neugierig, was wohl im Berge heimliches verborgen wäre. Also ging er davor und sprach „Berg Semsi, Berg Semsi, tu dich auf,“ und der Berg tat sich auch vor ihm auf. Da trat er hinein, und der ganze Berg war eine Höhle voll Silber und Gold, und hinten lagen große Haufen Perlen und blitzende Edelsteine, wie Korn aufgeschüttet. Der Arme wußte gar nicht was er anfangen sollte und ob er sich etwas von den Schätzen nehmen dürfte; endlich füllte er sich die Taschen mit Gold, die Perlen und Edelsteine aber ließ er liegen. Als er wieder herauskam, sprach er gleichfalls „Berg Semsi, Berg Semsi, tu dich zu,“ da schloß sich der Berg und er fuhr mit seinem Karren nach Haus. Nun brauchte er nicht mehr zu sorgen und konnte mit seinem Golde für Frau und Kind Brot und auch Wein dazu kaufen, lebte fröhlich und redlich, gab den Armen und tat jedermann Gutes. Als aber das Geld zu Ende war, ging er zu seinem Bruder, lieh einen Scheffel und holte sich von neuem; doch rührte er von den großen Schätzen nichts an. Wie er sich zum drittenmal etwas holen wollte, borgte er bei seinem Bruder abermals den Scheffel. Der Reiche aber war schon lange neidisch über sein Vermögen und den schönen Haushalt, den er sich eingerichtet hatte, und konnte nicht begreifen, woher der Reichtum käme und was sein Bruder mit dem Scheffel anfinge. Da dachte er eine List aus und bestrich den Boden mit Pech, und wie er das Maß zurückbekam, so war ein Goldstück darin hängen geblieben. Alsbald ging er zu seinem Bruder und fragte ihn „was hast du mit dem Scheffel gemessen?“/„Korn und Gerste“ sagte

der andere. Da zeigte er ihm das Goldstück und drohte ihm, wenn er nicht die Wahrheit sagte, so wollt er ihn beim Gericht verklagen. Er erzählte ihm nun alles, wie es zugegangen war. Der Reiche aber ließ gleich einen Wagen anspannen, fuhr hinaus, wollte die Gelegenheit besser benutzen und ganz andere Schätze mitbringen. Wie er vor den Berg kam, rief er „Berg Semsi, Berg Semsi, tu dich auf.“ Der Berg tat sich auf, und er ging hinein. Da lagen die Reichtümer alle vor ihm, und er wußte lange nicht, wozu er am ersten greifen sollte, endlich lud er Edelsteine auf soviel er fahren konnte. Er wollte seine Last hinausbringen, weil aber Herz und Sinn ganz voll von den Schätzen waren, hatte er darüber den Namen des Berges vergessen und rief „Berg Simeli, Berg Simeli, tu dich auf.“ Aber das war der rechte Name nicht, und der Berg regte sich nicht und blieb verschlossen. Da ward ihm angst und je länger er nachsann, desto mehr verwirrten sich seine Gedanken, und halfen ihm alle Schätze nichts mehr. Am Abend tat sich der Berg auf und die zwölf Räuber kamen herein, und als sie ihn sahen, lachten sie und riefen „Vogel, haben wir dich endlich, meinst du, wir hätten's nicht gemerkt, daß du zweimal hereingekommen bist, aber wir konnten dich nicht fangen, zum drittenmal sollst du nicht wieder heraus.“ Da rief er „ich war's nicht, mein Bruder war's,“ aber er mochte bitten um sein Leben und sagen was er wollte, sie schlugen ihm das Haupt ab.

## 169. Das Rätsel

Es war einmal ein Königssohn, der bekam Lust, in der Welt umherzuziehen, und nahm niemand mit als einen treuen Diener. Eines Tages geriet er in einen großen Wald, und als der Abend kam, konnte er keine Herberge finden und wußte nicht, wo er die Nacht zubringen sollte. Da sah er ein Mädchen, das nach einem kleinen Häuschen zuging, und als er näherkam, sah er, daß das Mädchen jung und schön war.

Er redete es an und ſprach „liebes Kind, kann ich und mein Diener in dem Häuschen für die Nacht ein Unterkommen finden?“ / „Ach ja,“ ſagte das Mädchen mit trauriger Stimme, das könnt Ihr wohl, aber ich rate Euch nicht dazu; geht nicht hinein.“ / „Warum ſoll ich nicht?“ fragte der Königsſohn. Das Mädchen ſeufzte und ſprach „meine Stiefmutter treibt böſe Künſte, ſie meint's nicht gut mit den Fremden.“ Da merkte er wohl, daß er zu dem Hauſe einer Hexe gekommen war, doch weil es finſter ward und er nicht weiter konnte, ſich auch nicht fürchtete, ſo trat er ein. Die Alte ſaß auf einem Lehnſtuhl beim Feuer und ſah mit ihren roten Augen die Fremden an. „Guten Abend,“ ſchnarrte ſie und tat ganz freundlich, „laßt euch nieder und ruht euch aus.“ Sie blies die Kohlen an, bei welchen ſie in einem kleinen Topf etwas kochte. Die Tochter warnte die beiden, vorſichtig zu ſein, nichts zu eſſen und nichts zu trinken, denn die Alte braue böſe Getränke. Sie ſchliefen ruhig bis zum frühen Morgen. Als ſie ſich zur Abreiſe fertigmachten und der Königsſohn ſchon zu Pferde ſaß, ſprach die Alte „warte einen Augenblick, ich will euch erſt einen Abſchiedstrank reichen.“ Während ſie ihn holte, ritt der Königsſohn fort, und der Diener, der ſeinen Sattel feſtſchnallen mußte, war allein noch zugegen, als die böſe Hexe mit dem Trank kam. „Das bring deinem Herrn,“ ſagte ſie, aber in dem Augenblick ſprang das Glas, und das Gift ſpritzte auf das Pferd, und war ſo heftig, daß das Pferd gleich tot hinſtürzte. Der Diener lief ſeinem Herrn nach und erzählte ihm, was geſchehen war, wollte aber den Sattel nicht im Stich laſſen und lief zurück, um ihn zu holen. Wie er aber zu dem toten Pferde kam, ſaß ſchon ein Rabe darauf und fraß davon. „Wer weiß, ob wir heute noch etwas beſſeres finden,“ ſagte der Diener, tötete den Raben und nahm ihn mit. Nun zogen ſie in dem Walde den ganzen Tag weiter, konnten aber nicht herauskommen. Bei Anbruch der Nacht fanden ſie ein Wirtshaus und gingen hinein. Der Diener gab dem Wirt den Raben, den er zum Abendeſſen bereiten ſollte. Sie waren aber in eine Mördergrube geraten, und in der Dunkelheit kamen zwölf Mörder und wollten die Fremden umbringen und berau-

ben. Ehe ſie ſich aber ans Werk machten, ſetzten ſie ſich zu Tiſch, und der Wirt und die Hexe ſetzten ſich zu ihnen, und ſie aßen zuſammen eine Schüſſel mit Suppe, in die das Fleiſch des Raben gehackt war. Kaum aber hatten ſie ein paar Biſſen hinuntergeſchluckt, ſo fielen ſie alle tot nieder, denn dem Raben hatte ſich das Gift von dem Pferdefleiſch mitgeteilt. Es war nun niemand mehr im Hauſe übrig als die Tochter des Wirts, die es redlich meinte und an den gottloſen Dingen keinen Teil genommen hatte. Sie öffnete dem Fremden alle Türen und zeigte ihm die angehäuften Schätze. Der Königsſohn aber ſagte, ſie möchte alles behalten, er wollte nichts davon und ritt mit ſeinem Diener weiter.

Nachdem ſie lange herumgezogen waren, kamen ſie in eine Stadt, worin eine ſchöne aber übermütige Königstochter war, die hatte bekanntmachen laſſen, wer ihr ein Rätſel vorlegte, das ſie nicht erraten könnte, der ſollte ihr Gemahl werden: erriete ſie es aber, ſo müßte er ſich das Haupt abſchlagen laſſen. Drei Tage hatte ſie Zeit, ſich zu beſinnen, ſie war aber ſo klug, daß ſie immer die vorgelegten Rätſel vor der beſtimmten Zeit erriet. Schon waren neune auf dieſe Weiſe umgekommen, als der Königsſohn anlangte und von ihrer großen Schönheit geblendet ſein Leben daranſetzen wollte. Da trat er vor ſie hin und gab ihr ſein Rätſel auf, „was iſt das," ſagte er, „einer ſchlug keinen und ſchlug doch zwölfe." Sie wußte nicht, was das war, ſie ſann und ſann, aber ſie brachte es nicht heraus: ſie ſchlug ihre Rätſelbücher auf, aber es ſtand nicht darin: kurz, ihre Weisheit war zu Ende. Da ſie ſich nicht zu helfen wußte, befahl ſie ihrer Magd, in das Schlafgemach des Herrn zu ſchleichen, da ſollte ſie ſeine Träume behorchen, und dachte, er rede vielleicht im Schlaf und verrate das Rätſel. Aber der kluge Diener hatte ſich ſtatt des Herrn ins Bett gelegt, und als die Magd herankam, riß er ihr den Mantel ab, in den ſie ſich verhüllt hatte, und jagte ſie mit Ruten hinaus. In der zweiten Nacht ſchickte die Königstochter ihre Kammerjungfer, die ſollte ſehen, ob es ihr mit Horchen beſſer glückte, aber der Diener nahm auch ihr den Mantel weg, und jagte ſie mit Ruten hinaus. Nun glaubte

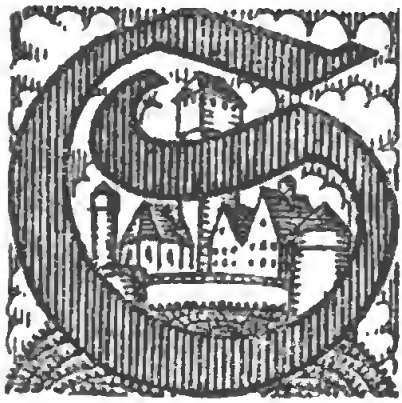
der Herr für die dritte Nacht ſicher zu ſein und legte ſich in ſein Bett, da kam die Königstochter ſelbſt, hatte einen nebelgrauen Mantel umgetan und ſetzte ſich neben ihn. Und als ſie dachte, er ſchliefe und träumte, ſo redete ſie ihn an und hoffte, er werde im Traume antworten, wie viele tun: aber er war wach und verſtand, und hörte alles ſehr wohl. Da fragte ſie „einer ſchlug keinen, was iſt das?“ Er antwortete „Ein Rabe, der von einem toten und vergifteten Pferde fraß und davon ſtarb.“ Weiter fragte ſie „und ſchlug doch zwölfe, was iſt das?“ / „Das ſind zwölf Mörder, die den Raben verzehrten und daran ſtarben.“ Als ſie das Rätſel wußte, wollte ſie ſich fortſchleichen, aber er hielt ihren Mantel feſt, daß ſie ihn zurücklaſſen mußte. Am andern Morgen verkündigte die Königstochter, ſie habe das Rätſel erraten und ließ die zwölf Richter kommen und löſte es vor ihnen. Aber der Jüngling bat ſich Gehör aus und ſagte „ſie iſt in der Nacht zu mir geſchlichen und hat mich ausgefragt, denn ſonſt hätte ſie es nicht erraten.“ Die Richter ſprachen „bringt uns ein Wahrzeichen.“ Da wurden die drei Mäntel von dem Diener herbeigebracht, und als die Richter den nebelgrauen erblickten, den die Königstochter zu tragen pflegte, ſo ſagten ſie „laßt den Mantel ſticken mit Gold und Silber, ſo wird's Euer Hochzeitsmantel ſein.“

## 170. Rätſelmärchen

Drei Frauen waren verwandelt in Blumen, die auf dem Felde ſtanden, doch deren eine durfte des Nachts in ihrem Hauſe ſein. Da ſprach ſie auf eine Zeit zu ihrem Mann, als ſich der Tag nahte und ſie wiederum zu ihren Geſpielen auf das Feld gehen und eine Blume werden mußte „ſo du heute vormittag kommſt und mich abbrichſt, werde ich erlöſt und fürder bei dir bleiben;“ als dann auch geſchah. Nun iſt die Frage, wie ſie ihr Mann erkannt habe, ſo die Blumen ganz gleich und

ohne Unterſchied waren? Antwort: „dieweil ſie die Nacht in ihrem Haus und nicht auf dem Feld war, fiel der Tau nicht auf ſie, als auf die andern zwei, dabei ſie der Mann erkannte.“

## 171. Der gläſerne Sarg



Sage niemand, daß ein armer Schneider es nicht weit bringen und nicht zu hohen Ehren gelangen könne, es iſt weiter gar nichts nötig als daß er an die richtige Schmiede kommt und, was die Hauptſache iſt, daß es ihm glückt. Ein ſolches artiges und behendes Schneiderbürſchchen ging einmal ſeiner Wanderſchaft nach und kam in einen großen Wald, und weil es den Weg nicht wußte, verirrte es ſich. Die Nacht brach ein, und es blieb ihm nichts übrig als in dieſer ſchauerlichen Einſamkeit ein Lager zu ſuchen. Auf dem weichen Mooſe hätte er freilich ein gutes Bett gefunden, allein die Furcht vor den wilden Tieren ließ ihm da keine Ruhe, und er mußte ſich endlich entſchließen, auf einem Baum zu übernachten. Er ſuchte eine hohe Eiche, ſtieg bis in den Gipfel hinauf und dankte Gott, daß er ſein Bügeleiſen bei ſich trug, weil ihn ſonſt der Wind, der über die Gipfel der Bäume wehte, weggeführt hätte.

Nachdem er einige Stunden in der Finſternis, nicht ohne Zittern und Zagen, zugebracht hatte, erblickte er in geringer Entfernung den Schein eines Lichtes; und weil er dachte, daß da eine menſchliche Wohnung ſein möchte, wo er ſich beſſer befinden würde als auf den Äſten eines Baumes, ſo ſtieg er vorſichtig herab und ging dem Lichte nach. Es leitete ihn zu einem kleinen Häuschen, das aus Rohr und Binſen geflochten war. Er klopfte mutig an, die Türe öffnete ſich, und bei dem Scheine des herausfallenden Lichtes ſah er ein altes eisgraues Männchen, das ein von buntfarbigen Lappen zuſammengeſetztes Kleid an hatte. „Wer ſeid Ihr, und was wollt Ihr?“ fragte es mit einer ſchnarrenden Stimme. „Ich bin ein armer Schneider,“

antwortete er, „den die Nacht hier in der Wildnis überfallen hat, und bitte Euch inständig, mich bis morgen in Eurer Hütte aufzunehmen.“/„Geh deiner Wege,“ erwiderte der Alte mit mürrischem Tone, mit Landstreichern will ich nichts zu schaffen haben; suche dir anderwärts ein Unterkommen.“ Nach diesen Worten wollte er wieder in sein Haus schlüpfen, aber der Schneider hielt ihn am Rockzipfel fest und bat so beweglich, daß der Alte, der so böse nicht war, als er sich anstellte, endlich erweicht ward und ihn mit in seine Hütte nahm, wo er ihm zu essen gab und dann in einem Winkel ein ganz gutes Nachtlager anwies.

Der müde Schneider brauchte keines Einwiegens, sondern schlief sanft bis an den Morgen, würde auch noch nicht an das Aufstehen gedacht haben, wenn er nicht von einem lauten Lärm wäre aufgeschreckt worden. Ein heftiges Schreien und Brüllen drang durch die dünnen Wände des Hauses. Der Schneider, den ein unerwarteter Mut überkam, sprang auf, zog in der Hast seine Kleider an und eilte hinaus. Da erblickte er nahe bei dem Häuschen einen großen schwarzen Stier und einen schönen Hirsch, die in dem heftigsten Kampfe begriffen waren. Sie gingen mit so großer Wut aufeinander los, daß von ihrem Getrampel der Boden erzitterte und die Luft von ihrem Geschrei erdröhnte. Es war lange ungewiß, welcher von beiden den Sieg davontragen würde: endlich stieß der Hirsch seinem Gegner das Geweih in den Leib, worauf der Stier mit entsetzlichem Brüllen zur Erde sank und durch einige Schläge des Hirsches völlig getötet ward.

Der Schneider, welcher dem Kampfe mit Erstaunen zugesehen hatte, stand noch unbeweglich da, als der Hirsch in vollen Sprüngen auf ihn zueilte und ihn, ehe er entfliehen konnte, mit seinem großen Geweihe geradezu aufgabelte. Er konnte sich nicht lange besinnen, denn es ging schnellen Laufes fort über Stock und Stein, Berg und Tal, Wiese und Wald. Er hielt sich mit beiden Händen an den Enden des Geweihes fest und überließ sich seinem Schicksal. Es kam ihm aber nicht anders vor als flöge er davon. Endlich hielt der Hirsch vor einer Felsenwand still und ließ den Schneider sanft herabfallen. Der Schneider, mehr tot als lebendig, bedurfte längerer Zeit, um wieder

zur Beſinnung zu kommen. Als er ſich einigermaßen erholt hatte, ſtieß der Hirſch, der neben ihm ſtehen geblieben war, ſein Geweih mit ſolcher Gewalt gegen eine in dem Felſen befindliche Türe, daß ſie aufſprang. Feuerflammen ſchlugen heraus, auf welche ein großer Dampf folgte, der den Hirſch ſeinen Augen entzog. Der Schneider wußte nicht was er tun und wohin er ſich wenden ſollte, um aus dieſer Einöde wieder unter Menſchen zu gelangen. Indem er alſo unſchlüſſig ſtand, tönte eine Stimme aus dem Felſen, die ihm zurief „tritt ohne Furcht herein, dir ſoll kein Leid widerfahren." Er zauderte zwar, doch, von einer heimlichen Gewalt angetrieben, gehorchte er der Stimme und gelangte durch die eiſerne Tür in einen großen geräumigen Saal, deſſen Decke, Wände und Boden aus glänzend geſchliffenen Quadratſteinen beſtanden, auf deren jedem ihm unbekannte Zeichen eingehauen waren. Er betrachtete alles voll Bewunderung und war eben im Begriff wieder hinauszugehen, als er abermals die Stimme vernahm, welche ihm ſagte „tritt auf den Stein, der in der Mitte des Saales liegt, und dein wartet großes Glück."

Sein Mut war ſchon ſo weit gewachſen, daß er dem Befehle Folge leiſtete. Der Stein begann unter ſeinen Füßen nachzugeben und er ſank langſam in die Tiefe hinab. Als er wieder feſtſtand, und der Schneider ſich umſah, befand er ſich in einem Saale, der an Umfang dem vorigen gleich war. Hier aber gab es mehr zu betrachten und zu bewundern. In die Wände waren Vertiefungen eingehauen, in welchen Gefäße von durchſichtigem Glaſe ſtanden, die mit farbigem Spiritus oder mit einem bläulichen Rauche angefüllt waren. Auf dem Boden des Saales ſtanden, einander gegenüber, zwei große gläſerne Kaſten, die ſogleich ſeine Neugierde reizten. Indem er zu dem einen trat, erblickte er darin ein ſchönes Gebäude, einem Schloſſe ähnlich, von Wirtſchaftsgebäuden, Ställen und Scheuern und einer Menge anderer artiger Sachen umgeben. Alles war klein, aber überaus ſorgfältig und zierlich gearbeitet, und ſchien von einer kunſtreichen Hand mit der höchſten Genauigkeit ausgeſchnitzt zu ſein.

Er würde ſeine Augen von der Betrachtung dieſer Selten-

heiten noch nicht abgewendet haben, wenn sich nicht die Stimme abermals hätte hören lassen. Sie forderte ihn auf, sich umzukehren und den gegenüberstehenden Glaskasten zu beschauen. Wie stieg seine Verwunderung, als er darin ein Mädchen von größter Schönheit erblickte. Es lag wie im Schlafe und war in lange blonde Haare wie in einen kostbaren Mantel eingehüllt. Die Augen waren fest geschlossen, doch die lebhafte Gesichtsfarbe und ein Band, das der Atem hin und her bewegte, ließen keinen Zweifel an ihrem Leben. Der Schneider betrachtete die Schöne mit klopfendem Herzen, als sie plötzlich die Augen aufschlug und bei seinem Anblick in freudigem Schrecken zusammenfuhr. „Gerechter Himmel," rief sie, „meine Befreiung naht! geschwind, geschwind, hilf mir aus meinem Gefängnis: wenn du den Riegel an diesem gläsernen Sarg wegschiebst, so bin ich erlöst." Der Schneider gehorchte ohne Zaudern, alsbald hob sie den Glasdeckel in die Höhe, stieg heraus und eilte in die Ecke des Saales, wo sie sich in einen weiten Mantel verhüllte. Dann setzte sie sich auf einen Stein nieder, hieß den jungen Mann herangehen, und nachdem sie einen freundlichen Kuß auf seinen Mund gedrückt hatte, sprach sie „mein lang ersehnter Befreier, der gütige Himmel hat dich zu mir geführt und meinen Leiden ein Ziel gesetzt. An demselben Tage, wo sie endigen, soll dein Glück beginnen. Du bist der vom Himmel bestimmte Gemahl und sollst, von mir geliebt und mit allen irdischen Gütern überhäuft, in ungestörter Freude dein Leben zubringen. Sitz nieder und höre die Erzählung meines Schicksals.

„Ich bin die Tochter eines reichen Grafen. Meine Eltern starben, als ich noch in zarter Jugend war und empfahlen mich in ihrem letzten Willen meinem älteren Bruder, bei dem ich auferzogen wurde. Wir liebten uns so zärtlich und waren so übereinstimmend in unserer Denkungsart und unseren Neigungen, daß wir beide den Entschluß faßten, uns niemals zu verheiraten, sondern bis an das Ende unseres Lebens beisammenzubleiben. In unserm Hause war an Gesellschaft nie Mangel: Nachbarn und Freunde besuchten uns häufig, und wir übten gegen alle die Gastfreundschaft in vollem Maße. So geschah es auch

eines Abends, daß ein Fremder in unser Schloß geritten kam und unter dem Vorgeben, den nächsten Ort nicht mehr erreichen zu können, um ein Nachtlager bat. Wir gewährten seine Bitte mit zuvorkommender Höflichkeit, und er unterhielt uns während des Abendessens mit seinem Gespräche und eingemischten Erzählungen auf das anmutigste. Mein Bruder hatte ein so großes Wohlgefallen an ihm, daß er ihn bat, ein paar Tage bei uns zu verweilen, wozu er nach einigem Weigern einwilligte. Wir standen erst spät in der Nacht vom Tische auf, dem Fremden wurde ein Zimmer angewiesen, und ich eilte, ermüdet wie ich war, meine Glieder in die weichen Federn zu senken. Kaum war ich ein wenig eingeschlummert, so weckten mich die Töne einer zarten und lieblichen Musik. Da ich nicht begreifen konnte woher sie kamen, so wollte ich mein im Nebenzimmer schlafendes Kammermädchen rufen, allein zu meinem Erstaunen fand ich daß mir, als lastete ein Alp auf meiner Brust, von einer unbekannten Gewalt die Sprache benommen und ich unvermögend war den geringsten Laut von mir zu geben. Indem sah ich bei dem Schein der Nachtlampe den Fremden in mein durch zwei Türen fest verschlossenes Zimmer eintreten. Er näherte sich mir und sagte, daß er durch Zauberkräfte, die ihm zu Gebote ständen, die liebliche Musik habe ertönen lassen, um mich aufzuwecken, und dringe jetzt durch alle Schlösser in der Absicht, mir Herz und Hand anzubieten. Mein Widerwille aber gegen seine Zauberkünste war so groß, daß ich ihn keiner Antwort würdigte. Er blieb eine Zeitlang unbeweglich stehen, wahrscheinlich in der Absicht, einen günstigen Entschluß zu erwarten, als ich aber fortfuhr zu schweigen, erklärte er zornig, daß er sich rächen und Mittel finden werde, meinen Hochmut zu bestrafen, worauf er das Zimmer wieder verließ. Ich brachte die Nacht in höchster Unruhe zu und schlummerte erst gegen Morgen ein. Als ich erwacht war, eilte ich zu meinem Bruder, um ihn von dem, was vorgefallen war, zu benachrichtigen, allein ich fand ihn nicht auf seinem Zimmer, und der Bediente sagte mir, daß er bei anbrechendem Tage mit dem Fremden auf die Jagd geritten sei.

Mir ahnte gleich nichts Gutes. Ich kleidete mich schnell an,

ließ meinen Leibzelter satteln und ritt, nur von einem Diener begleitet, in vollem Jagen nach dem Walde. Der Diener stürzte mit dem Pferde und konnte mir, da das Pferd den Fuß gebrochen hatte, nicht folgen. Ich setzte, ohne mich aufzuhalten, meinen Weg fort, und in wenigen Minuten sah ich den Fremden mit einem schönen Hirsch, den er an der Leine führte, auf mich zukommen. Ich fragte ihn, wo er meinen Bruder gelassen habe und wie er zu diesem Hirsche gelangt sei, aus dessen großen Augen ich Tränen fließen sah. Anstatt mir zu antworten, fing er an laut aufzulachen. Ich geriet darüber in höchsten Zorn, zog eine Pistole und drückte sie gegen das Ungeheuer ab, aber die Kugel prallte von seiner Brust zurück und fuhr in den Kopf meines Pferdes. Ich stürzte zur Erde, und der Fremde murmelte einige Worte, die mir das Bewußtsein raubten.

Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich in dieser unterirdischen Gruft in einem gläsernen Sarge. Der Schwarzkünstler erschien nochmals, sagte, daß er meinen Bruder in einen Hirsch verwandelt, mein Schloß mit allem Zubehör verkleinert in den Glaskasten eingeschlossen und meine in Rauch verwandelten Leute in Glasflaschen gebannt hätte. Wollte ich mich jetzt seinem Wunsche fügen, so sei es ihm ein leichtes, alles wieder in den vorigen Stand zu setzen: er brauche nur die Gefäße zu öffnen, so werde alles wieder in die natürliche Gestalt zurückkehren. Ich antwortete ihm so wenig als das erstemal. Er verschwand und ließ mich in meinem Gefängnisse liegen, in welchem mich ein tiefer Schlaf befiel. Unter den Bildern, welche an meiner Seele vorübergingen, war auch das tröstliche, daß ein junger Mann kam und mich befreite, und als ich heute die Augen öffne, so erblicke ich dich und sehe meinen Traum erfüllt. Hilf mir vollbringen, was in jenem Gesichte noch weiter geschah. Das erste ist, daß wir den Glaskasten, in welchem mein Schloß sich befindet, auf jenen breiten Stein heben."

Der Stein, sobald er beschwert war, hob sich mit dem Fräulein und dem Jüngling in die Höhe und stieg durch die Öffnung der Decke in den oberen Saal, wo sie dann leicht ins Freie gelangen konnten. Hier öffnete das Fräulein den Deckel, und es

war wunderbar anzuſehen, wie Schloß, Häuſer und Gehöft ſich ausdehnten und in größter Schnelligkeit zu natürlicher Größe heranwuchſen. Sie kehrten darauf in die unterirdiſche Höhle zurück und ließen die mit Rauch gefüllten Gläſer von dem Steine herauftragen. Kaum hatte das Fräulein die Flaſchen geöffnet, ſo drang der blaue Rauch heraus und verwandelte ſich in lebendige Menſchen, in welchen das Fräulein ihre Diener und Leute erkannte. Ihre Freude ward noch vermehrt, als ihr Bruder, der den Zauberer in dem Stier getötet hatte, in menſchlicher Geſtalt aus dem Walde herankam, und noch denſelben Tag reichte das Fräulein, ihrem Verſprechen gemäß, dem glücklichen Schneider die Hand am Altare.

## 172. Der Räuberbräutigam

Es war einmal ein Müller, der hatte eine ſchöne Tochter, und als ſie herangewachſen war, ſo wünſchte er, ſie wäre verſorgt und gut verheiratet: er dachte „kommt ein ordentlicher Freier und hält um ſie an, ſo will ich ſie ihm geben.“ Nicht lange, ſo kam ein Freier, der ſchien ſehr reich zu ſein, und da der Müller nichts an ihm auszuſetzen wußte, ſo verſprach er ihm ſeine Tochter. Das Mädchen aber hatte ihn nicht ſo recht lieb, wie eine Braut ihren Bräutigam liebhaben ſoll, und hatte kein Vertrauen zu ihm: ſooft ſie ihn anſah oder an ihn dachte, fühlte ſie ein Grauen in ihrem Herzen. Einmal ſprach er zu ihr „du biſt meine Braut und beſuchſt mich nicht einmal.“ Das Mädchen antwortete „ich weiß nicht wo Euer Haus iſt.“ Da ſprach der Bräutigam „mein Haus iſt draußen im dunkeln Wald.“ Es ſuchte Ausreden und meinte, es könnte den Weg dahin nicht finden. Der Bräutigam ſagte „künftigen Sonntag mußt du hinaus zu mir kommen, ich habe die Gäſte ſchon eingeladen, und damit du den Weg durch den Wald findeſt, ſo will ich dir Aſche ſtreuen.“ Als der Sonntag kam und das Mädchen ſich auf den Weg machen ſollte, ward ihm ſo angſt, es

wußte ſelbſt nicht recht warum, und damit es den Weg bezeichnen könnte, ſteckte es ſich beide Taſchen voll Erbſen und Linſen. An dem Eingang des Waldes war Aſche geſtreut, der ging es nach, warf aber bei jedem Schritt rechts und links ein paar Erbſen auf die Erde. Es ging faſt den ganzen Tag, bis es mitten in den Wald kam, wo er am dunkelſten war, da ſtand ein einſames Haus, das gefiel ihm nicht, denn es ſah ſo finſter und unheimlich aus. Es trat hinein, aber es war niemand darin und herrſchte die größte Stille. Plötzlich rief eine Stimme

„Kehr um, kehr um, du junge Braut,
Du biſt in einem Mörderhaus."

Das Mädchen blickte auf und ſah, daß die Stimme von einem Vogel kam, der da in einem Bauer an der Wand hing. Nochmals rief er

„Kehr um, kehr um, du junge Braut,
Du biſt in einem Mörderhaus."

Da ging die ſchöne Braut weiter aus einer Stube in die andere und ging durch das ganze Haus, aber es war alles leer und keine Menſchenſeele zu finden. Endlich kam ſie auch in den Keller, da ſaß eine ſteinalte Frau, die wackelte mit dem Kopfe. „Könnt Ihr mir nicht ſagen," ſprach das Mädchen, „ob mein Bräutigam hier wohnt?" / „Ach, du armes Kind," antwortete die Alte, „wo biſt du hingeraten! du biſt in einer Mördergrube. Du meinſt du wärſt eine Braut, die bald Hochzeit macht, aber du wirſt die Hochzeit mit dem Tode halten. Siehſt du, da hab ich einen großen Keſſel mit Waſſer aufſetzen müſſen, wenn ſie dich in ihrer Gewalt haben, ſo zerhacken ſie dich ohne Barmherzigkeit, kochen dich und eſſen dich, denn es ſind Menſchenfreſſer. Wenn ich nicht Mitleiden mit dir habe und dich rette, ſo biſt du verloren."

Darauf führte es die Alte hinter ein großes Faß, wo man es nicht ſehen konnte. „Sei wie ein Mäuschen ſtill," ſagte ſie, „rege dich nicht und bewege dich nicht, ſonſt iſt's um dich geſchehen. Nachts, wenn die Räuber ſchlafen, wollen wir entfliehen, ich habe ſchon lange auf eine Gelegenheit gewartet." Kaum war das geſchehen, ſo kam die gottloſe Rotte nach Haus.

Sie brachten eine andere Jungfrau mitgeschleppt, waren trunken und hörten nicht auf ihr Schreien und Jammern. Sie gaben ihr Wein zu trinken, drei Gläser voll, ein Glas weißen, ein Glas roten und ein Glas gelben, davon zersprang ihr das Herz. Darauf rissen sie ihr die feinen Kleider ab, legten sie auf einen Tisch, zerhackten ihren schönen Leib in Stücke und streuten Salz darüber. Die arme Braut hinter dem Faß zitterte und bebte, denn sie sah wohl, was für ein Schicksal ihr die Räuber zugedacht hatten. Einer von ihnen bemerkte an dem kleinen Finger der Gemordeten einen goldenen Ring, und als er sich nicht gleich abziehen ließ, so nahm er ein Beil und hackte den Finger ab: aber der Finger sprang in die Höhe über das Faß hinweg und fiel der Braut gerade in den Schoß. Der Räuber nahm ein Licht und wollte ihn suchen, konnte ihn aber nicht finden. Da sprach ein anderer „hast du auch schon hinter dem großen Fasse gesucht?" Aber die Alte rief „kommt und eßt, und laßt das Suchen bis morgen: der Finger läuft euch nicht fort."

Da sprachen die Räuber „die Alte hat recht", ließen vom Suchen ab, setzten sich zum Essen, und die Alte tröpfelte ihnen einen Schlaftrunk in den Wein, daß sie sich bald in den Keller hinlegten, schliefen und schnarchten. Als die Braut das hörte, kam sie hinter dem Faß hervor, und mußte über die Schlafenden wegschreiten, die da reihenweise auf der Erde lagen, und hatte große Angst, sie möchte einen aufwecken. Aber Gott half ihr, daß sie glücklich durchkam, die Alte stieg mit ihr hinauf, öffnete die Türe, und sie eilten so schnell sie konnten aus der Mördergrube fort. Die gestreute Asche hatte der Wind weggeweht, aber die Erbsen und Linsen hatten gekeimt und waren aufgegangen und zeigten im Mondschein den Weg. Sie gingen die ganze Nacht bis sie morgens in der Mühle ankamen. Da erzählte das Mädchen seinem Vater alles wie es sich zugetragen hatte.

Als der Tag kam, wo die Hochzeit sollte gehalten werden, erschien der Bräutigam, der Müller aber hatte alle seine Verwandten und Bekannten einladen lassen. Wie sie bei Tische saßen, ward einem jeden aufgegeben etwas zu erzählen. Die Braut saß still

und redete nichts. Da ſprach der Bräutigam zur Braut „nun, mein Herz, weißt du nichts? erzähl uns auch etwas.“ Sie antwortete „ſo will ich einen Traum erzählen. Ich ging allein durch einen Wald und kam endlich zu einem Haus, da war keine Menſchenſeele darin, aber an der Wand war ein Vogel in einem Bauer, der rief

„Kehr um, kehr um, du junge Braut,
Du biſt in einem Mörderhaus“

und rief es noch einmal. Mein Schatz, das träumte mir nur. Da ging ich durch alle Stuben, und alle waren leer, und es war ſo unheimlich darin; ich ſtieg endlich hinab in den Keller, da ſaß eine ſteinalte Frau darin, die wackelte mit dem Kopfe. Ich fragte ſie ‚wohnt mein Bräutigam in dieſem Haus?‘ Sie antwortete ‚ach, du armes Kind, du biſt in eine Mördergrube geraten, dein Bräutigam wohnt hier, aber er will dich zerhacken und töten und will dich dann kochen und eſſen.‘ Mein Schatz, das träumte mir nur. Aber die alte Frau verſteckte mich hinter ein großes Faß, und kaum war ich da verborgen, ſo kamen die Räuber heim und ſchleppten eine Jungfrau mit ſich, der gaben ſie dreierlei Wein zu trinken, weißen, roten und gelben, davon zerſprang ihr das Herz. Mein Schatz, das träumte mir nur. Darauf zogen ſie ihr die feinen Kleider ab, zerhackten ihren ſchönen Leib auf einem Tiſch in Stücke und beſtreuten ihn mit Salz. Mein Schatz, das träumte mir nur. Und einer von den Räubern ſah, daß an dem Goldfinger noch ein Ring ſteckte, und weil er ſchwer abzuziehen war, ſo nahm er ein Beil und hieb ihn ab, aber der Finger ſprang in die Höhe und ſprang hinter das große Faß und fiel mir in den Schoß. Und da iſt der Finger mit dem Ring.“ Bei dieſen Worten zog ſie ihn hervor und zeigte ihn den Anweſenden.

Der Räuber, der bei der Erzählung ganz kreideweiß geworden war, ſprang auf und wollte entfliehen, aber die Gäſte hielten ihn feſt und überlieferten ihn den Gerichten. Da ward er und ſeine ganze Bande für ihre Schandtaten gerichtet.

# 173. Jorinde und Joringel

Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen dicken Wald, darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Erzzauberin. Am Tage machte sie sich zur Katze oder zur Nachteule, des Abends aber wurde sie wieder ordentlich wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte das Wild und die Vögel herbeilocken, und dann schlachtete sie, kochte und briet es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schloß nahekam, so mußte er stille stehn und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn lossprach: wenn aber eine keusche Jungfrau in diesen Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel und sperrte sie dann in einen Korb ein und trug den Korb in eine Kammer des Schlosses. Sie hatte wohl siebentausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schlosse.

Nun war einmal eine Jungfrau, die hieß Jorinde: sie war schöner als alle anderen Mädchen. Die, und dann ein gar schöner Jüngling, namens Joringel, hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen und sie hatten ihr größtes Vergnügen eins am andern. Damit sie nun einmal vertraut zusammen reden könnten, gingen sie in den Wald spazieren. „Hüte dich," sagte Joringel, „daß du nicht so nahe ans Schloß kommst." Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes, und die Turteltaube sang kläglich auf den alten Maibuchen.

Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin im Sonnenschein und klagte; Joringel klagte auch. Sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen: sie sahen sich um, waren irre und wußten nicht wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg und halb war sie unter. Joringel sah durchs Gebüsch und sah die alte Mauer des Schlosses nah bei sich; er erschrak und wurde todbang. Jorinde sang

„Mein Vöglein mit dem Ringlein rot
Singt Leide, Leide, Leide:
Es ſingt dem Täubelein ſeinen Tod,
Singt Leide, Lei — zuckûth, zickûth, zickûth."

Joringel ſah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt, die ſang „zickûth, zickûth." Eine Nachteule mit glühenden Augen flog dreimal um ſie herum und ſchrie dreimal „ſchu, hu, hu, hu." Joringel konnte ſich nicht regen: er ſtand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter: die Eule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte krumme Frau aus dieſem hervor, gelb und mager: große rote Augen, krumme Naſe, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte, fing die Nachtigall und trug ſie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts ſagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort. Endlich kam das Weib wieder und ſagte mit dumpfer Stimme „grüß dich, Zachiel, wenns Mondel ins Körbel ſcheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund." Da wurde Joringel los. Er fiel vor dem Weib auf die Knie und bat, ſie möchte ihm ſeine Jorinde wiedergeben, aber ſie ſagte, er ſollte ſie nie wieder haben, und ging fort. Er rief, er weinte, er jammerte, aber alles umſonſt. „Uu, was ſoll mir geſchehen?" Joringel ging fort und kam endlich in ein fremdes Dorf: da hütete er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei. Endlich träumte er einmal des Nachts, er fände eine blutrote Blume, in deren Mitte eine ſchöne große Perle war. Die Blume brach er ab, ging damit zum Schloſſe: alles, was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberei frei: auch träumte er, er hätte ſeine Jorinde dadurch wiederbekommen. Des Morgens, als er erwachte, fing er an durch Berg und Tal zu ſuchen, ob er eine ſolche Blume fände: er ſuchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrote Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Tautropfen, ſo groß wie die ſchönſte Perle. Dieſe Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Wie er auf hundert Schritt nahe bis zum Schloß kam, da ward er nicht feſt, ſondern ging fort bis ans Tor. Joringel

freute ſich hoch, berührte die Pforte mit der Blume, und ſie ſprang auf. Er ging hinein, durch den Hof, horchte wo er die vielen Vögel vernähme: endlich hörte er's. Er ging und fand den Saal, darauf war die Zauberin und fütterte die Vögel in den ſiebentauſend Körben. Wie ſie den Joringel ſah, ward ſie bös, ſehr bös, ſchalt, ſpie Gift und Galle gegen ihn aus, aber ſie konnte auf zwei Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrte ſich nicht an ſie und ging, beſah die Körbe mit den Vögeln; da waren aber viele hundert Nachtigallen, wie ſollte er nun ſeine Jorinde wiederfinden? Indem er ſo zuſah, merkte er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel wegnahm und damit nach der Türe ging. Flugs ſprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume und auch das alte Weib: nun konnte ſie nicht mehr zaubern, und Jorinde ſtand da ſo ſchön wie ſie ehemals war, und hatte ihn um den Hals gefaßt. Da machte er auch die andern Vögel wieder zu Jungfrauen, und dann ging er mit ſeiner Jorinde nach Hauſe, und ſie lebten lange vergnügt zuſammen.

## 174. Schneeweißchen und Roſenrot

Eine arme Witwe, die lebte einſam in einem Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Garten, darin ſtanden zwei Roſenbäumchen, davon trug das eine weiße, das andere rote Roſen: und ſie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Roſenbäumchen, und das eine hieß Schneeweißchen, das andere Roſenrot. Sie waren aber ſo fromm und gut, ſo arbeitſam und unverdroſſen als je zwei Kinder auf der Welt geweſen ſind: Schneeweißchen war nur ſtiller und ſanfter als Roſenrot. Roſenrot ſprang lieber in den Wieſen und Feldern umher, ſuchte Blumen und fing Sommervögel: Schneeweißchen aber ſaß daheim bei der Mutter, half ihr im Hausweſen, oder las ihr vor, wenn nichts zu tun war. Die beiden Kinder hatten einander ſo lieb, daß ſie ſich immer an den Händen faßten, ſooft ſie zuſammen ausgingen: und wenn Schneeweißchen ſagte

„wir wollen uns nicht verlaſſen," ſo antwortete Roſenrot „ſolange wir leben nicht," und die Mutter ſetzte hinzu „was das eine hat, ſoll's mit dem andern teilen." Oft liefen ſie im Walde allein umher und ſammelten rote Beeren, aber kein Tier tat ihnen etwas zuleid, ſondern ſie kamen vertraulich herbei: das Häschen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen, das Reh graſte an ihrer Seite, der Hirſch ſprang ganz luſtig vorbei und die Vögel blieben auf den Äſten ſitzen und ſangen was ſie nur wußten. Kein Unfall traf ſie: wenn ſie ſich im Walde verſpätet hatten und die Nacht ſie überfiel, ſo legten ſie ſich nebeneinander auf das Moos und ſchliefen bis der Morgen kam, und die Mutter wußte das und hatte ihretwegen keine Sorge. Einmal, als ſie im Walde übernachtet hatten und das Morgenrot ſie aufweckte, da ſahen ſie ein ſchönes Kind in einem weißen glänzenden Kleidchen neben ihrem Lager ſitzen. Es ſtand auf und blickte ſie ganz freundlich an, ſprach aber nichts und ging in den Wald hinein. Und als ſie ſich umſahen, ſo hatten ſie ganz nahe bei einem Abgrunde geſchlafen und wären gewiß hineingefallen, wenn ſie in der Dunkelheit noch ein paar Schritte weiter gegangen wären. Die Mutter aber ſagte ihnen, das müßte der Engel geweſen ſein, der gute Kinder bewache.

Schneeweißchen und Roſenrot hielten das Hüttchen der Mutter ſo reinlich, daß es eine Freude war hineinzuſchauen. Im Sommer beſorgte Roſenrot das Haus und ſtellte der Mutter jeden Morgen, ehe ſie aufwachte, einen Blumenſtrauß vors Bett, darin war von jedem Bäumchen eine Roſe. Im Winter zündete Schneeweißchen das Feuer an und hing den Keſſel an den Feuerhaken, und der Keſſel war von Meſſing, glänzte aber wie Gold, ſo rein war er geſcheuert. Abends, wenn die Flocken fielen, ſagte die Mutter „geh, Schneeweißchen, und ſchieb den Riegel vor," und dann ſetzten ſie ſich an den Herd, und die Mutter nahm die Brille und las aus einem großen Buche vor, und die beiden Mädchen hörten zu, ſaßen und ſpannen; neben ihnen lag ein Lämmchen auf dem Boden, und hinter ihnen auf einer Stange ſaß ein weißes Täubchen und hatte ſeinen Kopf unter den Flügel geſteckt.

Eines Abends, als sie so vertraulich beisammen saßen, klopfte jemand an die Türe, als wollte er eingelassen sein. Die Mutter sprach „geschwind, Rosenrot, mach auf, es wird ein Wanderer sein, der Obdach sucht." Rosenrot ging und schob den Riegel weg und dachte es wäre ein armer Mann, aber der war es nicht, es war ein Bär, der seinen dicken schwarzen Kopf zur Tür herein streckte. Rosenrot schrie laut und sprang zurück: das Lämmchen blökte, das Täubchen flatterte auf und Schneeweißchen versteckte sich hinter der Mutter Bett. Der Bär aber fing an zu sprechen und sagte „fürchtet euch nicht, ich tue euch nichts zuleid, ich bin halb erfroren und will mich nur ein wenig bei euch wärmen."/„Du armer Bär," sprach die Mutter, „leg dich ans Feuer, und gib nur acht, daß dir dein Pelz nicht brennt." Dann rief sie „Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor, der Bär tut euch nichts, er meint's ehrlich." Da kamen sie beide heran, und nach und nach näherten sich auch das Lämmchen und Täubchen und hatten keine Furcht vor ihm. Der Bär sprach „ihr Kinder, klopft mir den Schnee ein wenig aus dem Pelzwerk," und sie holten den Besen und kehrten dem Bär das Fell rein: er aber streckte sich ans Feuer und brummte ganz vergnügt und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut und trieben Mutwillen mit dem unbeholfenen Gast. Sie zausten ihm das Fell mit den Händen, setzten ihre Füßchen auf seinen Rücken und walgerten ihn hin und her, oder sie nahmen eine Haselrute und schlugen auf ihn los, und wenn er brummte, so lachten sie. Der Bär ließ sich's aber gerne gefallen, nur wenn sie's gar zu arg machten, rief er „laßt mich am Leben, ihr Kinder:

Schneeweißchen, Rosenrot,
Schlägst dir den Freier tot."

Als Schlafenszeit war und die andern zu Bett gingen, sagte die Mutter zu dem Bär „du kannst in Gottes Namen da am Herde liegen bleiben, so bist du vor Kälte und dem bösen Wetter geschützt." Sobald der Tag graute, ließen ihn die beiden Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in den Wald hinein. Von nun an kam der Bär jeden Abend zu der bestimmten Stunde, legte sich an den Herd und erlaubte den Kindern, Kurz-

weil mit ihm zu treiben soviel sie wollten; und sie waren so gewöhnt an ihn, daß die Türe nicht eher zugeriegelt ward, als bis der schwarze Gesell angelangt war.

Als das Frühjahr herangekommen und draußen alles grün war, sagte der Bär eines Morgens zu Schneeweißchen „nun muß ich fort und darf den ganzen Sommer nicht wiederkommen."/„Wo gehst du denn hin, lieber Bär?" fragte Schneeweißchen. „Ich muß in den Wald und meine Schätze vor den bösen Zwergen hüten: im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, müssen sie wohl unten bleiben und können sich nicht durcharbeiten, aber jetzt, wenn die Sonne die Erde aufgetaut und erwärmt hat, da brechen sie durch, steigen herauf, suchen und stehlen; was einmal in ihren Händen ist und in ihren Höhlen liegt, das kommt so leicht nicht wieder an des Tages Licht." Schneeweißchen war ganz traurig über den Abschied, und als es ihm die Tür aufriegelte und der Bär sich hinausdrängte, blieb er an dem Türhaken hängen und ein Stück seiner Haut riß auf, und da war es Schneeweißchen, als hätte es Gold durchschimmern gesehen: aber es war seiner Sache nicht gewiß. Der Bär lief eilig fort und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

Nach einiger Zeit schickte die Mutter die Kinder in den Wald, Reisig zu sammeln. Da fanden sie draußen einen großen Baum, der lag gefällt auf dem Boden, und an dem Stamme sprang zwischen dem Gras etwas auf und ab, sie konnten aber nicht unterscheiden was es war. Als sie näherkamen, sahen sie einen Zwerg mit einem alten verwelkten Gesicht und einem ellenlangen schneeweißen Bart. Das Ende des Bartes war in eine Spalte des Baumes eingeklemmt, und der Kleine sprang hin und her wie ein Hündchen an einem Seil und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Er glotzte die Mädchen mit seinen roten feurigen Augen an und schrie „was steht ihr da! könnt ihr nicht herbeigehen und mir Beistand leisten?"/„Was hast du angefangen, kleines Männchen?" fragte Rosenrot. „Dumme neugierige Gans," antwortete der Zwerg, „den Baum habe ich mir spalten wollen, um kleines Holz in der Küche zu haben; bei den dicken Klötzen verbrennt gleich das bißchen Speise, das unsereiner

braucht, der nicht soviel hinunter schlingt als ihr grobes, gieriges Volk. Ich hatte den Keil schon glücklich hineingetrieben, und es wäre alles nach Wunsch gegangen, aber das verwünschte Holz war zu glatt und sprang unversehens heraus, und der Baum fuhr so geschwind zusammen, daß ich meinen schönen weißen Bart nicht mehr herausziehen konnte; nun steckt er drin, und ich kann nicht fort. Da lachen die albernen glatten Milchgesichter! pfui, was seid ihr garstig!" Die Kinder gaben sich alle Mühe, aber sie konnten den Bart nicht herausziehen, er steckte zu fest. „Ich will laufen und Leute herbeiholen," sagte Rosenrot. „Wahnsinnige Schafsköpfe," schnarrte der Zwerg, „wer wird gleich Leute herbeirufen, ihr seid mir schon um zwei zuviel; fällt euch nichts besseres ein?"/„Sei nur nicht ungeduldig," sagte Schneeweißchen, „ich will schon Rat schaffen," holte sein Scherchen aus der Tasche und schnitt das Ende des Bartes ab. Sobald der Zwerg sich frei fühlte, griff er nach einem Sack, der zwischen den Wurzeln des Baumes steckte und mit Gold gefüllt war, hob ihn heraus und brummte vor sich hin „ungehobeltes Volk, schneidet mir ein Stück von meinem stolzen Barte ab! lohn's euch der Kuckuck!" Damit schwang er seinen Sack auf den Rücken und ging fort ohne die Kinder nur noch einmal anzusehen.

Einige Zeit danach wollten Schneeweißchen und Rosenrot ein Gericht Fische angeln. Als sie nahe bei dem Bach waren, sahen sie, daß etwas wie eine große Heuschrecke nach dem Wasser zu hüpfte, als wollte es hineinspringen. Sie liefen heran und erkannten den Zwerg. „Wo willst du hin?" fragte Rosenrot, „du willst doch nicht ins Wasser?"/„Solch ein Narr bin ich nicht," schrie der Zwerg, „seht ihr nicht, der verwünschte Fisch will mich hineinziehen?" Der Kleine hatte da gesessen und geangelt, und unglücklicherweise hatte der Wind seinen Bart mit der Angelschnur verflochten: als gleich darauf ein großer Fisch anbiß, fehlten dem schwachen Geschöpf die Kräfte ihn herauszuziehen: der Fisch behielt die Oberhand und riß den Zwerg zu sich hin. Zwar hielt er sich an Halmen und Binsen, aber das half nicht viel, er mußte den Bewegungen des Fisches folgen und war in beständiger Gefahr, ins Wasser gezogen zu werden. Die Mäd-

chen kamen zur rechten Zeit, hielten ihn fest und versuchten den Bart von der Schnur loszumachen, aber vergebens, Bart und Schnur waren fest ineinander verwirrt. Es blieb nichts übrig, als das Scherchen hervorzuholen und den Bart abzuschneiden, wobei ein kleiner Teil desselben verloren ging. Als der Zwerg das sah, schrie er sie an „ist das eine Manier, ihr Lorche, einem das Gesicht zu schänden? nicht genug, daß ihr mir den Bart unten abgestutzt habt, jetzt schneidet ihr mir den besten Teil davon ab: ich darf mich vor den Meinigen gar nicht sehen lassen. Daß ihr laufen müßtet und die Schuhsohlen verloren hättet!" Dann holte er einen Sack Perlen, der im Schilfe lag, und ohne ein Wort weiter zu sagen, schleppte er ihn fort und verschwand hinter einem Stein.

Es trug sich zu, daß bald hernach die Mutter die beiden Mädchen nach der Stadt schickte, Zwirn, Nadeln, Schnüre und Bänder einzukaufen. Der Weg führte sie über eine Heide, auf der hier und da mächtige Felsenstücke zerstreut lagen. Da sahen sie einen großen Vogel in der Luft schweben, der langsam über ihnen kreiste, sich immer tiefer herabsenkte und endlich nicht weit bei einem Felsen niederstieß. Gleich darauf hörten sie einen durchdringenden, jämmerlichen Schrei. Sie liefen herzu und sahen mit Schrecken, daß der Adler ihren alten Bekannten, den Zwerg, gepackt hatte und ihn forttragen wollte. Die mitleidigen Kinder hielten gleich das Männchen fest und zerrten sich lange mit dem Adler herum, bis er seine Beute fahren ließ. Als der Zwerg sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, schrie er mit seiner kreischenden Stimme „konntet ihr nicht säuberlicher mit mir umgehen? gerissen habt ihr an meinem dünnen Röckchen, daß es überall zerfetzt und durchlöchert ist, unbeholfenes und täppisches Gesindel, das ihr seid!" Dann nahm er einen Sack mit Edelsteinen und schlüpfte wieder unter den Felsen in seine Höhle. Die Mädchen waren an seinen Undank schon gewöhnt, setzten ihren Weg fort und verrichteten ihr Geschäft in der Stadt. Als sie beim Heimweg wieder auf die Heide kamen, überraschten sie den Zwerg, der auf einem reinlichen Plätzchen seinen Sack mit Edelsteinen ausgeschüttet und nicht gedacht hatte, daß so

spät noch jemand daherkommen würde. Die Abendsonne schien über die glänzenden Steine, sie schimmerten und leuchteten so prächtig in allen Farben, daß die Kinder stehen blieben und sie betrachteten. „Was steht ihr da und habt Maulaffen feil!" schrie der Zwerg, und sein aschgraues Gesicht ward zinnoberrot vor Zorn. Er wollte mit seinen Scheltworten fortfahren, als sich ein lautes Brummen hören ließ und ein schwarzer Bär aus dem Walde herbeitrabte. Erschrocken sprang der Zwerg auf, aber er konnte nicht mehr zu seinem Schlupfwinkel gelangen, der Bär war schon in seiner Nähe. Da rief er in Herzensangst „lieber Bär, verschont mich, ich will Euch alle meine Schätze geben, sehet, die schönen Edelsteine, die daliegen. Schenkt mir das Leben, was habt Ihr an mir kleinen schmächtigen Kerl? Ihr spürt mich nicht zwischen den Zähnen: da, die beiden gottlosen Mädchen packt, das sind für Euch zarte Bissen, fett wie junge Wachteln, die freßt in Gottes Namen." Der Bär kümmerte sich um seine Worte nicht, gab dem boshaften Geschöpf einen einzigen Schlag mit der Tatze, und es regte sich nicht mehr.

Die Mädchen waren fortgesprungen, aber der Bär rief ihnen nach „Schneeweißchen und Rosenrot, fürchtet euch nicht, wartet, ich will mit euch gehen." Da erkannten sie seine Stimme und blieben stehen, und als der Bär bei ihnen war, fiel plötzlich die Bärenhaut ab, und er stand da als ein schöner Mann und war ganz in Gold gekleidet. „Ich bin eines Königs Sohn," sprach er, „und war von dem gottlosen Zwerg, der mir meine Schätze gestohlen hatte, verwünscht, als ein wilder Bär in dem Walde zu laufen bis ich durch seinen Tod erlöst würde. Jetzt hat er seine wohlverdiente Strafe empfangen."

Schneeweißchen ward mit ihm vermählt und Rosenrot mit seinem Bruder und sie teilten die großen Schätze miteinander, die der Zwerg in seine Höhle zusammengetragen hatte. Die alte Mutter lebte noch lange Jahre ruhig und glücklich bei ihren Kindern. Die zwei Rosenbäumchen aber nahm sie mit, und sie standen vor ihrem Fenster und trugen jedes Jahr die schönsten Rosen, weiß und rot.

# 175. Die Gänſehirtin am Brunnen

Es war einmal ein ſteinaltes Mütterchen, das lebte mit ſeiner Herde Gänſe in einer Einöde zwiſchen Bergen und hatte da ein kleines Haus. Die Einöde war von einem großen Wald umgeben, und jeden Morgen nahm die Alte ihre Krücke und wackelte in den Wald. Da war aber das Mütterchen ganz geſchäftig, mehr als man ihm bei ſeinen hohen Jahren zugetraut hätte, ſammelte Gras für ſeine Gänſe, brach ſich das wilde Obſt ab, ſoweit es mit den Händen reichen konnte, und trug alles auf ſeinem Rücken heim. Man hätte meinen ſollen, die ſchwere Laſt müßte die alte Frau zu Boden drücken, aber ſie brachte ſie immer glücklich nach Haus. Wenn ihr jemand begegnete, ſo grüßte ſie ganz freundlich „guten Tag, lieber Landsmann, heute iſt ſchönes Wetter. Ja, Ihr wundert Euch, daß ich das Gras ſchleppe, aber jeder muß ſeine Laſt auf den Rücken nehmen.“ Doch die Leute begegneten ihr nicht gerne und nahmen lieber einen Umweg, und wenn ein Vater mit ſeinem Knaben an ihr vorüberging, ſo ſprach er leiſe zu ihm „nimm dich in acht vor der Alten, die hat's fauſtdick hinter den Ohren: es iſt eine Hexe.“

Eines Morgens ging ein hübſcher junger Mann durch den Wald. Die Sonne ſchien hell, die Vögel ſangen, und ein kühles Lüftchen ſtrich durch das Laub, und er war voll Freude und Luſt. Noch war ihm kein Menſch begegnet, als er plötzlich die alte Hexe erblickte, die am Boden auf den Knien ſaß und Gras mit einer Sichel abſchnitt. Eine ganze Laſt hatte ſie ſchon in ihr Tragtuch geſchoben und daneben ſtanden zwei Körbe, die mit wilden Birnen und Äpfeln angefüllt waren. „Aber Mütterchen,“ ſprach er, „wie kannſt du das alles fortſchaffen?“/„Ich muß ſie tragen, lieber Herr,“ antwortete ſie, „reicher Leute Kinder brauchen es nicht. Aber beim Bauer heißt's

Schau dich nicht um,
Dein Buckel iſt krumm.“

„Wollt ihr mir helfen?“ sprach sie, als er bei ihr stehen blieb, „Ihr habt noch einen geraden Rücken und junge Beine, es wird Euch ein leichtes sein. Auch ist mein Haus nicht so weit von hier: hinter dem Berge dort steht es auf einer Heide. Wie bald seid Ihr da hinaufgesprungen.“ Der junge Mann empfand Mitleiden mit der Alten, „zwar ist mein Vater kein Bauer,“ antwortete er, „sondern ein reicher Graf, aber damit Ihr seht, daß die Bauern nicht allein tragen können, so will ich Euer Bündel aufnehmen.“/„Wollt Ihr's versuchen,“ sprach sie, „so soll mir's lieb sein. Eine Stunde weit werdet Ihr freilich gehen müssen, aber was macht Euch das aus! Dort die Äpfel und Birnen müßt Ihr auch tragen.“ Es kam dem jungen Grafen doch ein wenig bedenklich vor, als er von einer Stunde Wegs hörte, aber die Alte ließ ihn nicht wieder los, packte ihm das Tragtuch auf den Rücken und hing ihm die beiden Körbe an den Arm. „Seht Ihr, es geht ganz leicht,“ sagte sie. „Nein, es geht nicht leicht“, antwortete der Graf und machte ein schmerzliches Gesicht, „der Bündel drückt ja so schwer, als wären lauter Wackersteine darin, und die Äpfel und Birnen haben ein Gewicht, als wären sie von Blei; ich kann kaum atmen.“ Er hatte Lust, alles wieder abzulegen, aber die Alte ließ es nicht zu. „Seht einmal,“ sprach sie spöttisch, „der junge Herr will nicht tragen, was ich alte Frau schon so oft fortgeschleppt habe. Mit schönen Worten sind sie bei der Hand, aber wenn's Ernst wird, so wollen sie sich aus dem Staub machen. Was steht Ihr da,“ fuhr sie fort, „und zaudert, hebt die Beine auf. Es nimmt Euch niemand den Bündel wieder ab.“ Solange er auf ebener Erde ging, war's noch auszuhalten, aber als sie an den Berg kamen und steigen mußten, und die Steine hinter seinen Füßen hinabrollten, als wären sie lebendig, da ging's über seine Kräfte. Die Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne und liefen ihm bald heiß bald kalt über den Rücken hinab. „Mütterchen,“ sagte er, „ich kann nicht weiter, ich will ein wenig ruhen.“/„Nichts da,“ antwortete die Alte, „wenn wir angelangt sind, so könnt Ihr ausruhen, aber jetzt müßt Ihr vorwärts .Wer weiß, wozu Euch das gut ist.“/ „Alte, du wirst unverschämt,“ sagte der Graf und wollte das

Tragtuch abwerfen, aber er bemühte ſich vergeblich: es hing ſo feſt an ſeinem Rücken, als wenn es angewachſen wäre. Er drehte und wendete ſich, aber er konnte es nicht wieder los werden. Die Alte lachte dazu und ſprang ganz vergnügt auf ihrer Krücke herum. „Erzürnt Euch nicht, lieber Herr," ſprach ſie, „Ihr werdet ja ſo rot im Geſicht, wie ein Zinshahn. Tragt Euren Bündel mit Geduld, wenn wir zu Hauſe angelangt ſind, ſo will ich Euch ſchon ein gutes Trinkgeld geben." Was wollte er machen? er mußte ſich in ſein Schickſal fügen und geduldig hinter der Alten her ſchleichen. Sie ſchien immer flinker zu werden und ihm ſeine Laſt immer ſchwerer. Auf einmal tat ſie einen Satz, ſprang auf das Tragtuch und ſetzte ſich oben darauf; wie zaundürre ſie war, ſo hatte ſie doch mehr Gewicht als die dickſte Bauerndirne. Dem Jüngling zitterten die Knie, aber wenn er nicht fortging, ſo ſchlug ihn die Alte mit einer Gerte und mit Brenneſſeln auf die Beine. Unter beſtändigem Ächzen ſtieg er den Berg hinauf und langte endlich bei dem Haus der Alten an, als er eben niederſinken wollte. Als die Gänſe die Alte erblickten, ſtreckten ſie die Flügel in die Höhe und die Hälſe voraus, liefen ihr entgegen und ſchrien ihr „wulle, wulle." Hinter der Herde mit einer Rute in der Hand ging eine bejahrte Trulle, ſtark und groß, aber häßlich wie die Nacht. „Frau Mutter," ſprach ſie zur Alten, „iſt Euch etwas begegnet? Ihr ſeid ſo lange ausgeblieben."/„Bewahre, mein Töchterchen," erwiderte ſie, „mir iſt nichts Böſes begegnet, im Gegenteil, der liebe Herr da hat mir meine Laſt getragen; denk dir, als ich müde war, hat er mich ſelbſt noch auf den Rücken genommen. Der Weg iſt uns auch gar nicht lang geworden, wir ſind luſtig geweſen und haben immer Spaß miteinander gemacht." Endlich rutſchte die Alte herab, nahm dem jungen Mann den Bündel vom Rücken und die Körbe vom Arm, ſah ihn ganz freundlich an und ſprach „nun ſetzt Euch auf die Bank vor die Türe und ruht Euch aus. Ihr habt Euren Lohn redlich verdient, der ſoll auch nicht ausbleiben." Dann ſprach ſie zu der Gänſehirtin „aeh du ins Haus hinein, mein Töchterchen, es ſchickt ſich nicht, daß du mit einem jungen Herrn allein biſt, man muß nicht Öl ins Feuer gießen;

er könnte ſich in dich verlieben.“ Der Graf wußte nicht, ob er weinen oder lachen ſollte. „Solch ein Schätzchen,“ dachte er, „und wenn es dreißig Jahre jünger wäre, könnte doch mein Herz nicht rühren.“ Indeſſen hätſchelte und ſtreichelte die Alte ihre Gänſe wie Kinder und ging dann mit ihrer Tochter in das Haus. Der Jüngling ſtreckte ſich auf die Bank unter einem wilden Apfelbaum. Die Luft war lau und mild: ringsumher breitete ſich eine grüne Wieſe aus, die mit Himmelsſchlüſſeln, wildem Thymian und tauſend andern Blumen überſät war: mittendurch rauſchte ein klarer Bach, auf dem die Sonne glitzerte: und die weißen Gänſe gingen auf und ab ſpazieren oder puddelten ſich im Waſſer. „Es iſt recht lieblich hier,“ ſagte er, „aber ich bin ſo müde, daß ich die Augen nicht aufbehalten mag: ich will ein wenig ſchlafen. Wenn nur kein Windſtoß kommt und bläſt mir meine Beine vom Leibe weg, denn ſie ſind mürb wie Zunder.“

Als er ein Weilchen geſchlafen hatte, kam die Alte und ſchüttelte ihn wach. „Steh auf,“ ſagte ſie, „hier kannſt du nicht bleiben. Freilich habe ich dir's ſauer genug gemacht, aber das Leben hat's doch nicht gekoſtet. Jetzt will ich dir deinen Lohn geben, Geld und Gut brauchſt du nicht, da haſt du etwas anderes.“ Damit ſteckte ſie ihm ein Büchslein in die Hand, das aus einem einzigen Smaragd geſchnitten war. „Bewahr's wohl,“ ſetzte ſie hinzu, „es wird dir Glück bringen.“ Der Graf ſprang auf, und da er fühlte, daß er ganz friſch und wieder bei Kräften war, ſo dankte er der Alten für ihr Geſchenk und machte ſich auf den Weg, ohne nach dem ſchönen Töchterchen auch nur einmal umzublicken. Als er ſchon eine Strecke weg war, hörte er noch aus der Ferne das luſtige Geſchrei der Gänſe.

Der Graf mußte drei Tage in der Wildnis herumirren, ehe er ſich herausfinden konnte. Da kam er in eine große Stadt, und weil ihn niemand kannte, ward er in das königliche Schloß geführt, wo der König und die Königin auf dem Thron ſaßen. Der Graf ließ ſich auf ein Knie nieder, zog das ſmaragdene Gefäß aus der Taſche und legte es der Königin zu Füßen. Sie hieß ihn aufſtehen, und er mußte ihr das Büchslein hinaufrei-

chen. Kaum aber hatte ſie es geöffnet und hineingeblickt, ſo fiel ſie wie tot zur Erde. Der Graf ward von den Dienern des Königs feſtgehalten und ſollte in das Gefängnis geführt werden, da ſchlug die Königin die Augen auf und rief, ſie ſollten ihn freilaſſen, und jedermann ſollte hinausgehen, ſie wollte insgeheim mit ihm reden.

Als die Königin allein war, fing ſie bitterlich an zu weinen und ſprach „was hilft mir Glanz und Ehre, die mich umgeben, jeden Morgen erwache ich mit Sorgen und Kummer. Ich habe drei Töchter gehabt, davon war die jüngſte ſo ſchön, daß ſie alle Welt für ein Wunder hielt. Sie war ſo weiß wie Schnee, ſo rot wie Apfelblüte, und ihr Haar ſo glänzend wie Sonnenſtrahlen. Wenn ſie weinte, ſo fielen nicht Tränen aus ihren Augen, ſondern lauter Perlen und Edelſteine. Als ſie fünfzehn Jahr alt war, da ließ der König alle drei Schweſtern vor ſeinen Thron kommen. Da hättet Ihr ſehen ſollen, was die Leute für Augen machten, als die jüngſte eintrat, es war als wenn die Sonne aufging. Der König ſprach ‚meine Töchter, ich weiß nicht, wann mein letzter Tag kommt, ich will heute beſtimmen, was eine jede nach meinem Tode erhalten ſoll. Ihr alle habt mich lieb, aber welche mich von euch am liebſten hat, die ſoll das Beſte haben.‘ Jede ſagte, ſie hätte ihn am liebſten. ‚Könnt ihr mir's nicht ausdrücken,‘ erwiderte der König, ‚wie lieb ihr mich habt? daran werde ich's ſehen wie ihr's meint.‘ Die älteſte ſprach ‚ich habe den Vater ſo lieb wie den ſüßeſten Zucker.‘ Die zweite ‚ich habe den Vater ſo lieb wie mein ſchönſtes Kleid.‘ Die jüngſte aber ſchwieg. Da fragte der Vater ‚und du, mein liebſtes Kind, wie lieb haſt du mich?‘ / ‚Ich weiß es nicht,‘ antwortete ſie, ‚und kann meine Liebe mit nichts vergleichen.‘ Aber der Vater beſtand darauf, ſie müßte etwas nennen. Da ſagte ſie endlich ‚die beſte Speiſe ſchmeckt mir nicht ohne Salz, darum habe ich den Vater ſo lieb wie Salz.‘ Als der König das hörte, geriet er in Zorn und ſprach ‚wenn du mich ſo liebſt als Salz, ſo ſoll deine Liebe auch mit Salz belohnt werden.‘ Da teilte er das Reich zwiſchen den beiden älteſten, der jüngſten aber ließ er einen Sack mit Salz auf den Rücken binden, und zwei Knechte

mußten ſie hinaus in den wilden Wald führen. Wir haben alle für ſie gefleht und gebeten," ſagte die Königin, „aber der Zorn des Königs war nicht zu erweichen. Wie hat ſie geweint, als ſie uns verlaſſen mußte! der ganze Weg iſt mit Perlen beſät worden, die ihr aus den Augen gefloſſen ſind. Den König hat bald hernach ſeine große Härte gereut und er hat das arme Kind in dem ganzen Wald ſuchen laſſen, aber niemand konnte es finden. Wenn ich denke, daß es die wilden Tiere gefreſſen haben, ſo weiß ich mich vor Traurigkeit nicht zu faſſen; manchmal tröſte ich mich mit der Hoffnung, es ſei noch am Leben und habe ſich in einer Höhle verſteckt oder bei mitleidigen Menſchen Schutz gefunden. Aber ſtellt Euch vor, als ich Euer Smaragdbüchslein aufmachte, ſo lag eine Perle darin, gerade der Art, wie ſie meiner Tochter aus den Augen gefloſſen ſind, und da könnt Ihr Euch vorſtellen wie mir der Anblick das Herz bewegt hat. Ihr ſollt mir ſagen, wie Ihr zu der Perle gekommen ſeid." Der Graf erzählte ihr, daß er ſie von der Alten im Walde erhalten hätte, die ihm nicht geheuer vorgekommen wäre und eine Hexe ſein müßte; von ihrem Kinde aber hätte er nichts gehört und geſehen. Der König und die Königin faßten den Entſchluß, die Alte aufzuſuchen; ſie dachten, wo die Perle geweſen wäre, da müßten ſie auch Nachricht von ihrer Tochter finden.

Die Alte ſaß draußen in der Einöde bei ihrem Spinnrad und ſpann. Es war ſchon dunkel geworden, und ein Span, der unten am Herd brannte, gab ein ſparſames Licht. Auf einmal ward's draußen laut, die Gänſe kamen heim von der Weide und ließen ihr heiſeres Gekreiſch hören. Bald hernach trat auch die Tochter herein. Aber die Alte dankte ihr kaum und ſchüttelte nur ein wenig mit dem Kopf. Die Tochter ſetzte ſich zu ihr nieder, nahm ihr Spinnrad und drehte den Faden ſo flink wie ein junges Mädchen. So ſaßen beide zwei Stunden und ſprachen kein Wort miteinander. Endlich raſchelte etwas am Fenſter und zwei feurige Augen glotzten herein. Es war eine alte Nachteule, die drei mal uhu ſchrie. Die Alte ſchaute nur ein wenig in die Höhe, dann ſprach ſie „jetzt iſt's Zeit, Töchterchen, daß du hinausgehſt, tu deine Arbeit."

Sie ſtand auf und ging hinaus. „Wo iſt ſie denn hingegangen?“ über die Wieſen immer weiter bis in das Tal. Endlich kam ſie zu einem Brunnen, bei dem drei alte Eichbäume ſtanden. Der Mond war indeſſen rund und groß über dem Berg aufgeſtiegen, und es war ſo hell, daß man eine Stecknadel hätte finden können. Sie zog eine Haut ab, die auf ihrem Geſicht lag, bückte ſich dann zu dem Brunnen und fing an ſich zu waſchen. Als ſie fertig war, tauchte ſie auch die Haut in das Waſſer und legte ſie dann auf die Wieſe, damit ſie wieder im Mondſchein bleichen und trocknen ſollte. Aber wie war das Mädchen verwandelt! So was habt ihr nie geſehen! Als der graue Zopf abfiel, da quollen die goldenen Haare wie Sonnenſtrahlen hervor und breiteten ſich, als wär's ein Mantel, über ihre ganze Geſtalt. Nur die Augen blitzten heraus ſo glänzend wie die Sterne am Himmel, und die Wangen ſchimmerten in ſanfter Röte wie die Apfelblüte.

Aber das ſchöne Mädchen war traurig. Es ſetzte ſich nieder und weinte bitterlich. Eine Träne nach der andern drang aus ſeinen Augen und rollte zwiſchen den langen Haaren auf den Boden. So ſaß es da und wäre lange ſitzengeblieben, wenn es nicht in den Äſten des naheſtehenden Baumes geknittert und geraufcht hätte. Sie ſprang auf wie ein Reh, das den Schuß des Jägers vernimmt. Der Mond ward gerade von einer ſchwarzen Wolke bedeckt, und im Augenblick war das Mädchen wieder in die alte Haut geſchlüpft, und verſchwand wie ein Licht, das der Wind ausbläſt.

Zitternd wie ein Eſpenlaub lief ſie zu dem Haus zurück. Die Alte ſtand vor der Türe und das Mädchen wollte ihr erzählen, was ihm begegnet war, aber die Alte lachte freundlich und ſagte „ich weiß ſchon alles.“ Sie führte es in die Stube und zündete einen neuen Span an. Aber ſie ſetzte ſich nicht wieder zu dem Spinnrad, ſondern ſie holte einen Beſen und fing an zu kehren und zu ſcheuern. „Es muß alles rein und ſauber ſein,“ ſagte ſie zu dem Mädchen. „Aber, Mutter,“ ſprach das Mädchen, „warum fangt Ihr in ſo ſpäter Stunde die Arbeit an? was habt Ihr vor?“/„Weißt du denn, welche Stunde es iſt?“ fragte die Alte.

„Noch nicht Mitternacht," antwortete das Mädchen, „aber ſchon elf Uhr vorbei?"/„Denkſt du nicht daran," fuhr die Alte fort, „daß du heute vor drei Jahren zu mir gekommen biſt? Deine Zeit iſt aus, wir können nicht länger beiſammen bleiben." Das Mädchen erſchrak und ſagte „ach, liebe Mutter, wollt Ihr mich verſtoßen? wo ſoll ich hin? ich habe keine Freunde und keine Heimat, wohin ich mich wenden kann. Ich habe alles getan was Ihr verlangt habt, und Ihr ſeid immer zufrieden mit mir geweſen: ſchickt mich nicht fort." Die Alte wollte dem Mädchen nicht ſagen, was ihm bevorſtand. „Meines Bleibens iſt nicht länger hier," ſprach ſie zu ihm, „wenn ich aber ausziehe, muß Haus und Stube ſauber ſein: darum halt mich nicht auf in meiner Arbeit. Deinetwegen ſei ohne Sorgen, du ſollſt ein Dach finden, unter dem du wohnen kannſt, und mit dem Lohn, den ich dir geben will, wirſt du auch zufrieden ſein."/„Aber ſagt mir nur, was iſt vor?" fragte das Mädchen weiter. „Ich ſage dir nochmals, ſtöre mich nicht in meiner Arbeit. Rede kein Wort weiter, geh in deine Kammer, nimm die Haut vom Geſicht und zieh das ſeidene Kleid an, das du trugſt als du zu mir kamſt, und dann harre in deiner Kammer, bis ich dich rufe."

Aber ich muß wieder von dem König und der Königin erzählen, die mit dem Grafen ausgezogen waren und die Alte in der Einöde aufſuchen wollten. Der Graf war nachts in dem Walde von ihnen abgekommen und mußte allein weitergehen. Am andern Tag kam es ihm vor, als befände er ſich auf dem rechten Weg. Er ging immerfort, bis die Dunkelheit einbrach, da ſtieg er auf einen Baum und wollte da übernachten, denn er war beſorgt, er möchte ſich verirren. Als der Mond die Gegend erhellte, ſo erblickte er eine Geſtalt, die den Berg herabwandelte. Sie hatte keine Rute in der Hand, aber er konnte doch ſehen, daß es die Gänſehirtin war, die er früher bei dem Haus der Alten geſehen hatte. „Oho!" rief er, „da kommt ſie, und habe ich erſt die eine Hexe, ſo ſoll mir die andere auch nicht entgehen." Wie erſtaunte er aber, als ſie zu dem Brunnen trat, die Haut ablegte und ſich wuſch, als die goldenen Haare über ſie herabfielen und ſie ſo ſchön war, wie er noch niemand auf der Welt geſehen

hatte. Kaum daß er zu atmen wagte, aber er ſtreckte den Hals zwiſchen dem Laub ſo weit vor, als er nur konnte, und ſchaute ſie mit unverwandten Blicken an. Ob er ſich zu weit überbog, oder was ſonſt ſchuld war, plötzlich krachte der Aſt, und in demſelben Augenblick ſchlüpfte das Mädchen in die Haut, ſprang wie ein Reh davon, und da der Mond ſich zugleich bedeckte, ſo war ſie ſeinen Blicken entzogen.

Kaum war ſie verſchwunden, ſo ſtieg der Graf von dem Baum herab und eilte ihr mit behenden Schritten nach. Er war noch nicht lange gegangen, ſo ſah er in der Dämmerung zwei Geſtalten über die Wieſe wandeln. Es war der König und die Königin, die hatten aus der Ferne das Licht in dem Häuschen der Alten erblickt und waren draufzugegangen. Der Graf erzählte ihnen, was er für Wunderdinge bei dem Brunnen geſehen hätte, und die zweifelten nicht, daß das ihre verlorene Tochter geweſen wäre. Voll Freude gingen ſie weiter und kamen bald bei dem Häuschen an: die Gänſe ſaßen ringsherum, hatten den Kopf in die Flügel geſteckt und ſchliefen, und keine regte ſich. Sie ſchauten zum Fenſter hinein, da ſaß die Alte ganz ſtill und ſpann, nickte mit dem Kopf und ſah ſich nicht um. Es war ganz ſauber in der Stube, als wenn da die kleinen Nebelmännlein wohnten, die keinen Staub auf den Füßen tragen. Ihre Tochter aber ſahen ſie nicht. Sie ſchauten das alles eine Zeitlang an, endlich faßten ſie ein Herz und klopften leiſe ans Fenſter. Die Alte ſchien ſie erwartet zu haben, ſie ſtand auf und rief ganz freundlich „nur herein, ich kenne euch ſchon.“ Als ſie in die Stube eingetreten waren, ſprach die Alte „den weiten Weg hättet ihr euch ſparen können, wenn ihr euer Kind, das ſo gut und liebreich iſt, nicht vor drei Jahren ungerechterweiſe verſtoßen hättet. Ihr hat's nichts geſchadet, ſie hat drei Jahre lang die Gänſe hüten müſſen: ſie hat nichts Böſes dabei gelernt, ſondern ihr reines Herz behalten. Ihr aber ſeid durch die Angſt, in der ihr gelebt habt, hinlänglich geſtraft.“ Dann ging ſie an die Kammer und rief „komm heraus, mein Töchterchen.“ Da ging die Türe auf, und die Königstochter trat heraus in ihrem ſeidenen Gewand mit ihren goldenen Haaren

und ihren leuchtenden Augen, und es war als ob ein Engel vom Himmel käme.

Sie ging auf ihren Vater und ihre Mutter zu, fiel ihnen um den Hals und küßte sie: es war nicht anders, sie mußten alle vor Freude weinen. Der junge Graf stand neben ihnen, und als sie ihn erblickte, ward sie rot im Gesicht wie eine Moosrose; sie wußte selbst nicht warum. Der König sprach „liebes Kind, mein Königreich habe ich verschenkt, was soll ich dir geben?"/„Sie braucht nichts," sagte die Alte, „ich schenke ihr die Tränen, die sie um euch geweint hat, das sind lauter Perlen, schöner als sie im Meer gefunden werden, und sind mehr wert als Euer ganzes Königreich. Und zum Lohn für ihre Dienste gebe ich ihr mein Häuschen. Als die Alte das gesagt hatte, verschwand sie vor ihren Augen. Es knatterte ein wenig in den Wänden, und als sie sich umsahen, war das Häuschen in einen prächtigen Palast verwandelt, und eine königliche Tafel war gedeckt, und die Bedienten liefen hin und her.

Die Geschichte geht noch weiter, aber meiner Großmutter, die sie mir erzählt hat, war das Gedächtnis schwach geworden: sie hatte das übrige vergessen. Ich glaube immer, die schöne Königstochter ist mit dem Grafen vermählt worden, und sie sind zusammen in dem Schloß geblieben und haben da in aller Glückseligkeit gelebt so lange Gott wollte. Ob die schneeweißen Gänse, die bei dem Häuschen gehütet wurden, lauter Mädchen waren (es braucht's niemand übelzunehmen), welche die Alte zu sich genommen hatte, und ob sie jetzt ihre menschliche Gestalt wieder erhielten und als Dienerinnen bei der jungen Königin blieben, das weiß ich nicht genau, aber ich vermute es doch. So viel ist gewiß, daß die Alte keine Hexe war, wie die Leute glaubten, sondern eine weise Frau, die es gut meinte. Wahrscheinlich ist sie es auch gewesen, die der Königstochter schon bei der Geburt die Gabe verliehen hat, Perlen zu weinen statt der Tränen. Heutzutage kommt das nicht mehr vor, sonst könnten die Armen bald reich werden.

# 176. Die Nixe im Teich

Es war einmal ein Müller, der führte mit seiner Frau ein vergnügtes Leben. Sie hatten Geld und Gut, und ihr Wohlstand nahm von Jahr zu Jahr noch zu. Aber Unglück kommt über Nacht: wie ihr Reichtum gewachsen war, so schwand er von Jahr zu Jahr wieder hin, und zuletzt konnte der Müller kaum noch die Mühle, in der er saß, sein Eigentum nennen. Er war voll Kummer, und wenn er sich nach der Arbeit des Tages niederlegte, so fand er keine Ruhe, sondern wälzte sich voll Sorgen in seinem Bett. Eines Morgens stand er schon vor Tagesanbruch auf, ging hinaus ins Freie und dachte es sollte ihm leichter ums Herz werden. Als er über dem Mühldamm dahinschritt, brach eben der erste Sonnenstrahl hervor, und er hörte in dem Weiher etwas rauschen. Er wendete sich um und erblickte ein schönes Weib, das sich langsam aus dem Wasser erhob. Ihre langen Haare, die sie über den Schultern mit ihren zarten Händen gefaßt hatte, flossen an beiden Seiten herab und bedeckten ihren weißen Leib. Er sah wohl, daß es die Nixe des Teiches war und wußte vor Furcht nicht, ob er davongehen oder stehenbleiben sollte. Aber die Nixe ließ ihre sanfte Stimme hören, nannte ihn bei Namen und fragte, warum er so traurig wäre. Der Müller war anfangs verstummt, als er sie aber freundlich sprechen hörte, faßte er sich ein Herz und erzählte ihr, daß er sonst in Glück und Reichtum gelebt hätte, aber jetzt so arm wäre, daß er sich nicht zu raten wüßte. „Sei ruhig," antwortete die Nixe, „ich will dich reicher und glücklicher machen als du je gewesen bist, nur mußt du mir versprechen, daß du mir geben willst, was eben in deinem Hause jung geworden ist."/„Was kann das anders sein," dachte der Müller, „als ein junger Hund oder ein junges Kätzchen?" und sagte ihr zu, was sie verlangte. Die Nixe stieg wieder in das Wasser hinab, und er eilte getröstet und gutes Mutes nach seiner Mühle. Noch hatte er sie nicht



Digitized by Google

erreicht, da trat die Magd aus der Haustüre und rief ihm zu, er ſollte ſich freuen, ſeine Frau hätte ihm einen kleinen Knaben geboren. Der Müller ſtand wie vom Blitz gerührt, er ſah wohl, daß die tückiſche Nixe das gewußt und ihn betrogen hatte. Mit geſenktem Haupt trat er zu dem Bett ſeiner Frau, und als ſie ihn fragte „warum freuſt du dich nicht über den ſchönen Knaben?“, ſo erzählte er ihr, was ihm begegnet war und was für ein Verſprechen er der Nixe gegeben hatte. „Was hilft mir Glück und Reichtum,“ fügte er hinzu, „wenn ich mein Kind verlieren ſoll? aber was kann ich tun?“ Auch die Verwandten, die herbeigekommen waren, Glück zu wünſchen, wußten keinen Rat.

Indeſſen kehrte das Glück in das Haus des Müllers wieder ein. Was er unternahm, gelang, es war als ob Kiſten und Kaſten von ſelbſt ſich füllten und das Geld im Schrank über Nacht ſich mehrte. Es dauerte nicht lange, ſo war ſein Reichtum größer als je zuvor. Aber er konnte ſich nicht ungeſtört darüber freuen: die Zuſage, die er der Nixe getan hatte, quälte ſein Herz. So oft er an dem Teich vorbeikam, fürchtete er, ſie möchte auftauchen und ihn an ſeine Schuld mahnen. Den Knaben ſelbſt ließ er nicht in die Nähe des Waſſers: „hüte dich,“ ſagte er zu ihm, „wenn du das Waſſer berührſt, ſo kommt eine Hand heraus, haſcht dich und zieht dich hinab.“ Doch als Jahr auf Jahr verging und die Nixe ſich nicht wieder zeigte, ſo fing der Müller an ſich zu beruhigen.

Der Knabe wuchs zum Jüngling heran und kam bei einem Jäger in die Lehre. Als er ausgelernt hatte und ein tüchtiger Jäger geworden war, nahm ihn der Herr des Dorfes in ſeine Dienſte. In dem Dorf war ein ſchönes und treues Mädchen, das gefiel dem Jäger, und als ſein Herr das bemerkte, ſchenkte er ihm ein kleines Haus; die beiden hielten Hochzeit, lebten ruhig und glücklich und liebten ſich von Herzen.

Einſtmals verfolgte der Jäger ein Reh. Als das Tier aus dem Wald in das freie Feld ausbog, ſetzte er ihm nach und ſtreckte es endlich mit einem Schuß nieder. Er bemerkte nicht, daß er ſich in der Nähe des gefährlichen Weihers befand und ging, nachdem er das Tier ausgeweidet hatte, zu dem Waſſer,

um ſeine mit Blut befleckten Hände zu waſchen. Kaum aber hatte er ſie hineingetaucht, als die Nixe emporſtieg, lachend mit ihren naſſen Armen ihn umſchlang und ſo ſchnell hinabzog, daß die Wellen über ihm zuſammenſchlugen.

Als es Abend war und der Jäger nicht nach Haus kam, ſo geriet ſeine Frau in Angſt. Sie ging aus, ihn zu ſuchen, und da er ihr oft erzählt hatte, daß er ſich vor den Nachſtellungen der Nixe in acht nehmen müßte und nicht in die Nähe des Weihers ſich wagen dürfte, ſo ahnte ſie ſchon was geſchehen war. Sie eilte zu dem Waſſer, und als ſie am Ufer ſeine Jägertaſche liegen fand, da konnte ſie nicht länger an dem Unglück zweifeln. Wehklagend und händeringend rief ſie ihren Liebſten mit Namen, aber vergeblich: ſie eilte hinüber auf die andere Seite des Weihers und rief ihn aufs neue: ſie ſchalt die Nixe mit harten Worten, aber keine Antwort erfolgte. Der Spiegel des Waſſers blieb ruhig, nur das halbe Geſicht des Mondes blickte unbeweglich zu ihr herauf.

Die arme Frau verließ den Teich nicht. Mit ſchnellen Schritten, ohne Raſt und Ruhe, umkreiſte ſie ihn immer von neuem, manchmal ſtill, manchmal einen heftigen Schrei ausſtoßend, manchmal in leiſem Wimmern. Endlich waren ihre Kräfte zu Ende: ſie ſank zur Erde nieder und verfiel in einen tiefen Schlaf. Bald überkam ſie ein Traum.

Sie ſtieg zwiſchen großen Felsblöcken angſtvoll aufwärts; Dornen und Ranken hakten ſich an ihre Füße, der Regen ſchlug ihr ins Geſicht und der Wind zauſte ihr langes Haar. Als ſie die Anhöhe erreicht hatte, bot ſich ein ganz anderer Anblick dar. Der Himmel war blau, die Luft mild, der Boden ſenkte ſich ſanft hinab und auf einer grünen, bunt beblümten Wieſe ſtand eine reinliche Hütte. Sie ging darauf zu und öffnete die Türe, da ſaß eine Alte mit weißen Haaren, die ihr freundlich winkte. In dem Augenblick erwachte die arme Frau. Der Tag war ſchon angebrochen, und ſie entſchloß ſich gleich dem Traume Folge zu leiſten. Sie ſtieg mühſam den Berg hinauf, und es war alles ſo, wie ſie es in der Nacht geſehen hatte. Die Alte empfing ſie freundlich und zeigte ihr einen Stuhl, auf den ſie ſich ſetzen ſollte.

„Du mußt ein Unglück erlebt haben," ſagte ſie, „weil du meine einſame Hütte aufſuchſt." Die Frau erzählte ihr unter Tränen was ihr begegnet war. „Tröſte dich," ſagte die Alte, „ich will dir helfen: da haſt du einen goldenen Kamm. Harre bis der Vollmond aufgeſtiegen iſt, dann geh zu dem Weiher, ſetze dich am Rand nieder und ſträhle dein langes ſchwarzes Haar mit dieſem Kamm. Wenn du aber fertig biſt, ſo lege ihn am Ufer nieder, und du wirſt ſehen was geſchieht."

Die Frau kehrte zurück, aber die Zeit bis zum Vollmond verſtrich ihr langſam. Endlich erſchien die leuchtende Scheibe am Himmel, da ging ſie hinaus an den Weiher, ſetzte ſich nieder und kämmte ihre langen ſchwarzen Haare mit dem goldenen Kamm, und als ſie fertig war, legte ſie ihn an den Rand des Waſſers nieder. Nicht lange, ſo brauſte es aus der Tiefe, eine Welle erhob ſich, rollte an das Ufer und führte den Kamm mit ſich fort. Es dauerte nicht länger als der Kamm nötig hatte auf den Grund zu ſinken, ſo teilte ſich der Waſſerſpiegel und der Kopf des Jägers ſtieg in die Höhe. Er ſprach nicht, ſchaute aber ſeine Frau mit traurigen Blicken an. In demſelben Augenblick kam eine zweite Welle herangerauſcht und bedeckte das Haupt des Mannes. Alles war verſchwunden, der Weiher lag ſo ruhig wie zuvor, und nur das Geſicht des Vollmondes glänzte darauf.

Troſtlos kehrte die Frau zurück, doch der Traum zeigte ihr die Hütte der Alten. Abermals machte ſie ſich am nächſten Morgen auf den Weg und klagte der weiſen Frau ihr Leid. Die Alte gab ihr eine goldene Flöte und ſprach „harre bis der Vollmond wieder kommt, dann nimm dieſe Flöte, ſetze dich an das Ufer, blas ein ſchönes Lied darauf, und wenn du damit fertig biſt, ſo lege ſie auf den Sand; du wirſt ſehen was geſchieht."

Die Frau tat wie die Alte geſagt hatte. Kaum lag die Flöte auf dem Sand, ſo brauſte es aus der Tiefe: eine Welle erhob ſich, zog heran und führte die Flöte mit ſich fort. Bald darauf teilte ſich das Waſſer und nicht bloß der Kopf, auch der Mann bis zur Hälfte des Leibes ſtieg hervor. Er breitete voll Verlangen ſeine Arme nach ihr aus, aber eine zweite Welle rauſchte heran, bedeckte ihn und zog ihn wieder hinab.

„Ach, was hilft es mir," ſagte die Unglückliche, „daß ich meinen Liebſten nur erblicke, um ihn wieder zu verlieren." Der Gram erfüllte aufs neue ihr Herz, aber der Traum führte ſie zum drittenmal in das Haus der Alten. Sie machte ſich auf den Weg, und die weiſe Frau gab ihr ein goldenes Spinnrad, tröſtete ſie und ſprach „es iſt noch nicht alles vollbracht, harre bis der Vollmond kommt, dann nimm das Spinnrad, ſetze dich an das Ufer und ſpinn die Spule voll, und wenn du fertig biſt, ſo ſtelle das Spinnrad nahe an das Waſſer und du wirſt ſehen was geſchieht."

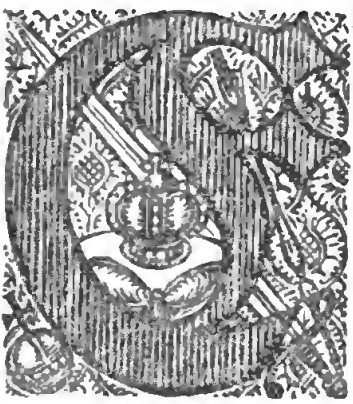
Die Frau befolgte alles genau. Sobald der Vollmond ſich zeigte, trug ſie das goldene Spinnrad an das Ufer und ſpann emſig, bis der Flachs zu Ende und die Spule mit dem Faden ganz angefüllt war. Kaum aber ſtand das Rad am Ufer, ſo brauſte es noch heftiger als ſonſt in der Tiefe des Waſſers, eine mächtige Welle eilte herbei und trug das Rad mit ſich fort. Alsbald ſtieg mit einem Waſſerſtrahl der Kopf und der ganze Leib des Mannes in die Höhe. Schnell ſprang er ans Ufer, faßte ſeine Frau an der Hand und entfloh. Aber kaum hatten ſie ſich eine kleine Strecke entfernt, ſo erhob ſich mit entſetzlichem Brauſen der ganze Weiher und ſtrömte mit reißender Gewalt in das weite Feld hinein. Schon ſahen die Fliehenden ihren Tod vor Augen, da rief die Frau in ihrer Angſt die Hilfe der Alten an, und in dem Augenblick waren ſie verwandelt, ſie in eine Kröte, er in einen Froſch. Die Flut, die ſie erreicht hatte, konnte ſie nicht töten, aber ſie riß ſie beide voneinander und führte ſie weit weg.

Als das Waſſer ſich verlaufen hatte und beide wieder den trockenen Boden berührten, ſo kam ihre menſchliche Geſtalt zurück. Aber keiner wußte, wo das andere geblieben war; ſie befanden ſich unter fremden Menſchen, die ihre Heimat nicht kannten. Hohe Berge und tiefe Täler lagen zwiſchen ihnen. Um ſich das Leben zu erhalten, mußten beide die Schafe hüten. Sie trieben lange Jahre ihre Herden durch Feld und Wald und waren voll Trauer und Sehnſucht.

Als wieder einmal der Frühling aus der Erde hervorgebrochen war, zogen beide an einem Tag mit ihren Herden aus, und der

Zufall wollte, daß ſie einander entgegen zogen. Er erblickte an einem fernen Bergesabhang eine Herde und trieb ſeine Schafe nach der Gegend hin. Sie kamen in einem Tal zuſammen, aber ſie erkannten ſich nicht, doch freuten ſie ſich, daß ſie nicht mehr ſo einſam waren. Von nun an trieben ſie jeden Tag ihre Herden nebeneinander: ſie ſprachen nicht viel, aber ſie fühlten ſich getröſtet. Eines Abends, als der Vollmond am Himmel erſchien und die Schafe ſchon ruhten, holte der Schäfer die Flöte aus ſeiner Taſche und blies ein ſchönes aber trauriges Lied. Als er fertig war, bemerkte er, daß die Schäferin bitterlich weinte. „Warum weinſt du?" fragte er. „Ach," antwortete ſie, „ſo ſchien auch der Vollmond als ich zum letztenmal dieſes Lied auf der Flöte blies und das Haupt meines Liebſten aus dem Waſſer hervorkam." Er ſah ſie an und es war ihm als fiele eine Decke von den Augen, er erkannte ſeine liebſte Frau: und als ſie ihn anſchaute und der Mond auf ſein Geſicht ſchien, erkannte ſie ihn auch. Sie umarmten und küßten ſich, und ob ſie glückſelig waren braucht keiner zu fragen.

## 177. Das Meerhäschen



Es war einmal eine Königstochter, die hatte in ihrem Schloß hoch unter der Zinne einen Saal mit zwölf Fenſtern, die gingen nach allen Himmelsgegenden, und wenn ſie hinaufſtieg und umherſchaute, ſo konnte ſie ihr ganzes Reich überſehen. Aus dem erſten ſah ſie ſchon ſchärfer als andere Menſchen, in dem zweiten noch beſſer, in dem dritten noch deutlicher und ſo immer weiter, bis in dem zwölften, wo ſie alles ſah, was über und unter der Erde war und ihr nichts verborgen bleiben konnte. Weil ſie aber ſtolz war, ſich niemand unterwerfen wollte und die Herrſchaft allein behalten, ſo ließ ſie bekanntmachen, es ſollte niemand ihr Gemahl werden, der ſich nicht ſo vor ihr verſtecken könnte, daß es ihr unmöglich wäre ihn zu finden. Wer es aber verſuche und ſie entdecke ihn, ſo werde ihm das

Haupt abgeſchlagen und auf einen Pfahl geſteckt. Es ſtanden ſchon ſiebenundneunzig Pfähle mit toten Häuptern vor dem Schloß, und in langer Zeit meldete ſich niemand. Die Königstochter war vergnügt und dachte „ich werde nun für mein Lebtag frei bleiben.“ Da erſchienen drei Brüder vor ihr und kündigten ihr an, daß ſie ihr Glück verſuchen wollten. Der älteſte glaubte ſicher zu ſein, wenn er in ein Kalkloch kriece, aber ſie erblickte ihn ſchon aus dem erſten Fenſter, ließ ihn herausziehen und ihm das Haupt abſchlagen. Der zweite kroch in den Keller des Schloſſes, aber auch dieſen erblickte ſie aus dem erſten Fenſter, und es war um ihn geſchehen: ſein Haupt kam auf den neunundneunzigſten Pfahl. Da trat der jüngſte vor ſie hin und bat, ſie möchte ihm einen Tag Bedenkzeit geben, auch ſo gnädig ſein, es ihm zweimal zu ſchenken, wenn ſie ihn entdecke: mißlinge es ihm zum drittenmal, ſo wollte er ſich nichts mehr aus ſeinem Leben machen. Weil er ſo ſchön war und ſo herzlich bat, ſo ſagte ſie „ja, ich will dir das bewilligen, aber es wird dir nicht glücken.“

Den folgenden Tag ſann er lange nach wie er ſich verſtecken wollte, aber es war vergeblich. Da ergriff er ſeine Büchſe und ging hinaus auf die Jagd. Er ſah einen Raben und nahm ihn anfs Korn; eben wollte er losdrücken, da rief der Rabe „ſchieß nicht, ich will dir's vergelten!“ Er ſetzte ab, ging weiter und kam an einen See, wo er einen großen Fiſch überraſchte, der aus der Tiefe herauf an die Oberfläche des Waſſers gekommen war. Als er angelegt hatte, rief der Fiſch „ſchieß nicht, ich will dir's vergelten!“ Er ließ ihn nntertauchen, ging weiter und begegnete einem Fuchs, der hinkte. Er ſchoß und verfehlte ihn, da rief der Fuchs „komm lieber her und zieh mir den Dorn aus dem Fuß.“ Er tat es zwar, wollte aber dann den Fuchs töten und ihm den Balg abziehen. Der Fuchs ſprach „laß ab, ich will dir's vergelten!“ Der Jüngling ließ ihn laufen, und da es Abend war, kehrte er heim.

Am andern Tag ſollte er ſich verkriechen, aber wie er ſich den Kopf darüber zerbrach, er wußte nicht wohin. Er ging in den Wald zu dem Raben nnd ſprach „ich habe dich leben laſſen, jetzt ſage mir wohin ich mich verkriechen ſoll, damit mich die Königs-

tochter nicht ſieht." Der Rabe ſenkte den Kopf und bedachte ſich lange. Endlich ſchnarrte er „ich hab's heraus!" Er holte ein Ei aus ſeinem Neſt, zerlegte es in zwei Teile und ſchloß den Jüngling hinein: dann machte er es wieder ganz und ſetzte ſich darauf. Als die Königstochter an das erſte Fenſter trat, konnte ſie ihn nicht entdecken, auch nicht in den folgenden, und es fing an ihr bange zu werden, doch im elften erblickte ſie ihn. Sie ließ den Raben ſchießen, das Ei holen und zerbrechen, und der Jüngling mußte herauskommen. Sie ſprach „einmal iſt es dir geſchenkt, wenn du es nicht beſſer machſt, ſo biſt du verloren."

Am folgenden Tag ging er an den See, rief den Fiſch herbei und ſprach „ich habe dich leben laſſen, nun ſage, wohin ſoll ich mich verbergen, damit mich die Königstochter nicht ſieht." Der Fiſch beſann ſich, endlich rief er „ich hab's heraus! ich will dich in meinen Bauch verſchließen." Er verſchluckte ihn und fuhr hinab auf den Grund des Sees. Die Königstochter blickte durch ihre Fenſter, auch im elften ſah ſie ihn nicht und war beſtürzt, doch endlich im zwölften entdeckte ſie ihn. Sie ließ den Fiſch fangen und töten, und der Jüngling kam zum Vorſchein. Es kann ſich jeder denken wie ihm zumut war. Sie ſprach „zweimal iſt dir's geſchenkt, aber dein Haupt wird wohl auf den hundertſten Pfahl kommen."

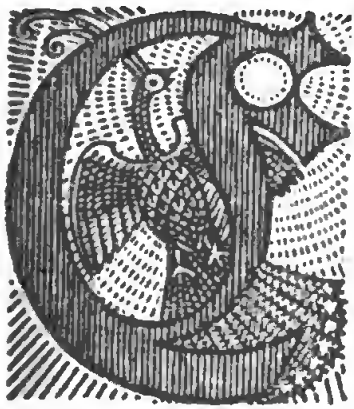
An dem letzten Tag ging er mit ſchwerem Herzen aufs Feld und begegnete dem Fuchs. „Du weißt alle Schlupfwinkel zu finden," ſprach er, „ich habe dich leben laſſen, jetzt rat mir, wohin ich mich verſtecken ſoll, damit mich die Königstochter nicht findet." / „Ein ſchweres Stück," antwortete der Fuchs und machte ein bedenkliches Geſicht. Endlich rief er „ich hab's heraus!" Er ging mit ihm zu einer Quelle, tauchte ſich hinein und kam als ein Marktkrämer und Tierhändler heraus. Der Jüngling mußte ſich auch ins Waſſer tauchen und ward in ein kleines Meerhäschen verwandelt. Der Kaufmann zog in die Stadt und zeigte das artige Tierchen. Es lief viel Volk zuſammen, um es anzuſehen. Zuletzt kam auch die Königstochter, und weil ſie großen Gefallen daran hatte, kaufte ſie es und gab dem Kaufmann viel Geld dafür. Bevor er es ihr hinreichte, ſagte er zu ihm „wenn

die Königstochter ans Fenſter geht, ſo krieche ſchnell unter ihren Zopf.“ Nun kam die Zeit, wo ſie ihn ſuchen ſollte. Sie trat nach der Reihe an die Fenſter vom erſten bis zum elften und ſah ihn nicht. Als ſie ihn auch bei dem zwölften nicht ſah, war ſie voll Angſt nnd Zorn nnd ſchlng es ſo gewaltig zn, daß das Glas in allen Fenſtern in tauſend Stücke zerſprang nnd das ganze Schloß erzitterte.

Sie ging zurück nnd fühlte das Meerhäschen unter ihrem Zopf, da packte ſie es, warf es zu Boden und rief „fort mir aus den Augen!“ Es lief zum Kaufmann nnd beide eilten zur Qnelle, wo ſie ſich untertauchten und ihre wahre Geſtalt zurückerhielten. Der Jüngling dankte dem Fuchs nnd ſprach „der Rabe und der Fiſch ſind blitzdumm gegen dich, du weißt die rechten Pfiffe, das muß wahr ſein!“

Der Jüngling ging geradezn in das Schloß. Die Königstochter wartete ſchon anf ihn nnd fügte ſich ihrem Schickſal. Die Hochzeit ward gefeiert, und er war jetzt der König und Herr des ganzen Reiches. Er erzählte ihr niemals, wohin er ſich zum drittenmal verſteckt und wer ihm geholfen hatte, und ſo glaubte ſie, er habe alles aus eigener Kunſt getan nnd hatte Achtung vor ihm, denn ſie dachte bei ſich „der kann doch mehr als du!“

## 178. Die Kriſtallkugel



Es war einmal eine Zauberin, die hatte drei Söhne, die ſich brüderlich liebten: aber die Alte traute ihnen nicht und dachte ſie wollten ihr die Macht rauben. Da verwandelte ſie den älteſten in einen Adler, der mußte auf einem Felſengebirge hauſen, und man ſah ihn manchmal am Himmel in großen Kreiſen auf und nieder ſchweben. Den zweiten verwandelte ſie in einen Walfiſch, der lebte im tiefen Meer, und man ſah nur, wie er zuweilen einen mächtigen Waſſerſtrahl in die Höhe warf. Beide hatten nur zwei Stunden jeden Tag ihre menſchliche Geſtalt. Der dritte Sohn, da er fürchtete, ſie möchte

ihn auch in ein reißendes Tier verwandeln, in einen Bären oder einen Wolf, so ging er heimlich fort. Er hatte aber gehört, daß auf dem Schloß der goldenen Sonne eine verwünschte Königstochter säße, die auf Erlösung harrte: es müßte aber jeder sein Leben daran wagen, schon dreiundzwanzig Jünglinge wären eines jämmerlichen Todes gestorben und nur noch einer übrig, dann dürfte keiner mehr kommen. Und da sein Herz ohne Furcht war, so faßte er den Entschluß, das Schloß von der goldenen Sonne aufzusuchen. Er war schon lange Zeit herumgezogen und hatte es nicht finden können, da geriet er in einen großen Wald und wußte nicht, wo der Ausgang war. Auf einmal erblickte er in der Ferne zwei Riesen, die winkten ihm mit der Hand, und als er zu ihnen kam, sprachen sie „wir streiten um einen Hut, wem er zugehören soll, und da wir beide gleich stark sind, so kann keiner den andern überwältigen: die kleinen Menschen sind klüger als wir, daher wollen wir dir die Entscheidung überlassen."/„Wie könnt ihr euch um einen alten Hut streiten?" sagte der Jüngling. „Du weißt nicht, was er für Eigenschaften hat, es ist ein Wünschhut, wer den aufsetzt, der kann sich hinwünschen wohin er will, und im Augenblick ist er dort."/„Gebt mir den Hut" sagte der Jüngling, „ich will ein Stück Wegs gehen und wenn ich euch dann rufe, so lauft um die Wette, und wer am ersten bei mir ist, dem soll er gehören." Er setzte den Hut auf und ging fort, dachte aber an die Königstochter, vergaß die Riesen und ging immer weiter. Einmal seufzte er aus Herzensgrund und rief „ach, wäre ich doch auf dem Schloß der goldenen Sonne!" Und kaum waren die Worte über seine Lippen, so stand er auf einem hohen Berg vor dem Tor des Schlosses.

Er trat hinein und ging durch alle Zimmer, bis er in dem letzten die Königstochter fand. Aber wie erschrak er, als er sie anblickte: sie hatte ein aschgraues Gesicht voll Runzeln, trübe Augen und rote Haare. „Seid Ihr die Königstochter, deren Schönheit alle Welt rühmt?" rief er aus. „Ach," erwiderte sie, „das ist meine Gestalt nicht, die Augen der Menschen können mich nur in dieser Häßlichkeit erblicken, aber damit du weißt wie ich aus-

ſehe, ſo ſchau in den Spiegel, der läßt ſich nicht irremachen, der zeigt dir mein Bild wie es in Wahrheit iſt.“ Sie gab ihm den Spiegel in die Hand, und er ſah darin das Abbild der ſchönſten Jungfrau, die auf der Welt war, und ſah, wie ihr vor Traurigkeit die Tränen über die Wangen rollten. Da ſprach er „wie kannſt du erlöſt werden? ich ſcheue keine Gefahr.“ Sie ſprach „wer die kriſtallne Kugel erlangt und hält ſie dem Zauberer vor, der bricht damit ſeine Macht, und ich kehre in meine wahre Geſtalt zurück. Ach,“ ſetzte ſie hinzu, „ſchon ſo mancher iſt darum in ſeinen Tod gegangen, und du junges Blut, du jammerſt mich, wenn du dich in die großen Gefährlichkeiten begibſt.“/„Mich kann nichts abhalten,“ ſprach er, „aber ſage mir, was ich tun muß.“/„Du ſollſt alles wiſſen,“ ſprach die Königstochter, „wenn du den Berg, auf dem das Schloß ſteht, hinabgehſt, ſo wird unten an einer Quelle ein wilder Auerochs ſtehen, mit dem mußt du kämpfen. Und wenn es dir glückt ihn zu töten, ſo wird ſich aus ihm ein feuriger Vogel erheben, der trägt in ſeinem Leib ein glühendes Ei, und in dem Ei ſteckt als Dotter die Kriſtallkugel. Er läßt aber das Ei nicht fallen bis er dazu gedrängt wird, fällt es aber auf die Erde, ſo zündet es und verbrennt alles in ſeiner Nähe, und das Ei ſelbſt zerſchmilzt und mit ihm die kriſtallne Kugel, und all deine Mühe iſt vergeblich geweſen.“

Der Jüngling ſtieg hinab zu der Quelle, wo der Auerochſe ſchnaubte und ihn anbrüllte. Nach langem Kampf ſtieß er ihm ſein Schwert in den Leib und er ſank nieder. Augenblicklich erhob ſich aus ihm der Feuervogel und wollte fortfliegen, aber der Adler, der Bruder des Jünglings, der zwiſchen den Wolken daherzog, ſtürzte auf ihn herab, jagte ihn nach dem Meer hin und ſtieß ihn mit ſeinem Schnabel an, ſo daß er in der Bedrängnis das Ei fallen lies. Es fiel aber nicht in das Meer, ſondern auf eine Fiſcherhütte, die am Ufer ſtand, und die fing gleich an zu rauchen und wollte in Flammen aufgehen. Da erhoben ſich im Meer haushohe Wellen, ſtrömten über die Hütte und bezwangen das Feuer. Der andere Bruder, der Walfiſch, war herangeſchwommen und hatte das Waſſer in die Höhe ge-

trieben. Als der Brand gelöscht war, suchte der Jüngling nach dem Ei und fand es glücklicherweise: es war noch nicht geschmolzen, aber die Schale war von der plötzlichen Abkühlung durch das kalte Wasser zerbröckelt und er konnte die Kristallkugel unversehrt herausnehmen.

Als der Jüngling zu dem Zauberer ging und sie ihm vorhielt, so sagte dieser „meine Macht ist zerstört und du bist von nun an der König vom Schloß der goldenen Sonne. Auch deinen Brüdern kannst du die menschliche Gestalt damit zurückgeben." Da eilte der Jüngling zu der Königstochter, und als er in ihr Zimmer trat, so stand sie da in vollem Glanz ihrer Schönheit, und beide wechselten voll Freude ihre Ringe miteinander.

## 179. Spindel, Weberschiffchen und Nadel

Es war einmal ein Mädchen, dem starb Vater und Mutter, als es noch ein kleines Kind war. Am Ende des Dorfes wohnte in einem Häuschen ganz allein seine Pate, die sich vom Spinnen, Weben und Nähen ernährte. Die Alte nahm das verlassene Kind zu sich, hielt es zur Arbeit an und erzog es in aller Frömmigkeit. Als das Mädchen fünfzehn Jahr alt war, erkrankte sie, rief das Kind an ihr Bett und sagte „liebe Tochter, ich fühle, daß mein Ende herannaht, ich hinterlasse dir das Häuschen, darin bist du vor Wind und Wetter geschützt, dazu Spindel, Weberschiffchen und Nadel, damit kannst du dir dein Brot verdienen." Sie legte noch die Hände auf seinen Kopf, segnete es und sprach „behalt nur Gott in dem Herzen, so wird dir's wohlgehen." Darauf schloß sie die Augen, und als sie zur Erde bestattet wurde, ging das Mädchen bitterlich weinend hinter dem Sarg und erwies ihr die letzte Ehre.

Das Mädchen lebte nun in dem kleinen Haus ganz allein, war fleißig, spann, webte und nähte, und auf allem, was es tat, ruhte der Segen der guten Alten. Es war als ob sich der Flachs in der Kammer von selbst mehrte, und wenn sie ein Stück

Tuch oder einen Teppich gewebt, oder ein Hemd genäht hatte, so fand sich gleich ein Käufer, der es reichlich bezahlte, so daß sie keine Not empfand und anderen noch etwas mitteilen konnte.

Um diese Zeit zog der Sohn des Königs im Land umher und wollte sich eine Braut suchen. Eine arme sollte er nicht wählen und eine reiche wollte er nicht. Da sprach er „die soll meine Frau werden, die zugleich die ärmste und die reichste ist." Als er in das Dorf kam, wo das Mädchen lebte, fragte er, wie er überall tat, wer in dem Ort die reichste und die ärmste wäre. Sie nannten ihm die reichste zuerst: die ärmste, sagten sie, wäre das Mädchen, das in dem kleinen Haus ganz am Ende wohnte. Die Reiche saß vor der Haustür in vollem Putz, und als der Königssohn sich näherte, stand sie auf, ging ihm entgegen und neigte sich vor ihm. Er sah sie an, sprach kein Wort und ritt weiter. Als er zu dem Haus der Armen kam, stand das Mädchen nicht an der Türe, sondern saß in seinem Stübchen. Er hielt das Pferd an und sah durch das Fenster, durch das die helle Sonne schien, das Mädchen an dem Spinnrad sitzen und emsig spinnen. Es blickte auf, und als es bemerkte, daß der Königssohn hereinschaute, ward es über und über rot, schlug die Augen nieder und spann weiter; ob der Faden diesmal ganz gleich ward, weiß ich nicht, aber es spann so lange, bis der Königssohn wieder weggeritten war. Dann trat es ans Fenster, öffnete es und sagte „es ist so heiß in der Stube," aber es blickte ihm nach solange es noch die weißen Federn an seinem Hut erkennen konnte.

Das Mädchen setzte sich wieder in seine Stube zur Arbeit und spann weiter. Da kam ihm ein Spruch in den Sinn, den die Alte manchmal gesagt hatte, wenn es bei der Arbeit saß, und es sang so vor sich hin

„Spindel, Spindel, geh du aus,
Bring den Freier in mein Haus."

Was geschah? Die Spindel sprang ihm augenblicklich aus der Hand und zur Tür hinaus; und als es vor Verwunderung aufstand und ihr nachblickte, so sah es, daß sie lustig in das Feld hinein tanzte und einen glänzenden goldenen Faden hinter sich

her zog. Nicht lange, so war sie ihm aus den Augen entschwunden. Das Mädchen, da es keine Spindel mehr hatte, nahm das Weberschiffchen in die Hand, setzte sich an den Webstuhl und fing an zu weben.

Die Spindel aber tanzte immer weiter, und eben als der Faden zu Ende war, hatte sie den Königssohn erreicht. „Was sehe ich?“ rief er, „die Spindel will mir wohl den Weg zeigen?“ drehte sein Pferd um und ritt an dem goldenen Faden zurück. Das Mädchen aber saß an seiner Arbeit und sang

„Schiffchen, Schiffchen, webe fein,
Führ den Freier mir herein.“

Alsbald sprang ihr das Schiffchen aus der Hand und sprang zur Türe hinaus. Vor der Türschwelle aber fing es an, einen Teppich zu weben, schöner als man je einen gesehen hat. Auf beiden Seiten blühten Rosen und Lilien und in der Mitte auf goldenem Grund stiegen grüne Ranken herauf, darin sprangen Hasen und Kaninchen: Hirsche und Rehe streckten ihre Köpfe dazwischen: oben in den Zweigen saßen bunte Vögel; es fehlte nichts, als daß sie gesungen hätten. Das Schiffchen sprang hin und her, und es war als wüchse alles von selber.

Weil das Schiffchen fortgelaufen war, hatte sich das Mädchen zum Nähen hingesetzt: es hielt die Nadel in der Hand und sang

„Nadel, Nadel, spitz und fein,
Mach das Haus dem Freier rein.“

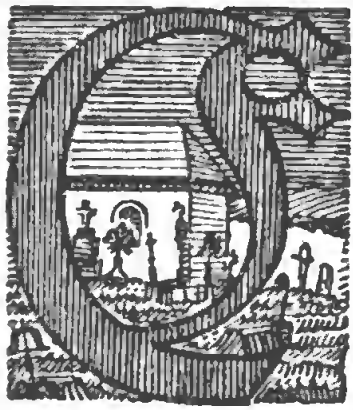
Da sprang ihr die Nadel aus den Fingern und flog in der Stube hin und her, so schnell wie der Blitz. Es war nicht anders als wenn unsichtbare Geister arbeiteten, alsbald überzogen sich Tisch und Bänke mit grünem Tuch, die Stühle mit Sammet, und an den Fenstern hingen seidene Vorhänge herab. Kaum hatte die Nadel den letzten Stich getan, so sah das Mädchen schon durch das Fenster die weißen Federn von dem Hut des Königssohns, den die Spindel an dem goldenen Faden herbeigeholt hatte. Er stieg ab, schritt über den Teppich in das Haus herein, und als er in die Stube trat, stand das Mädchen da in seinem ärmlichen Kleid, aber es glühte darin wie eine Rose im Busch. „Du bist die ärmste und auch die reichste,“ sprach er zu ihr, „komm

mit mir, du ſollſt meine Braut ſein.“ Sie ſchwieg, aber ſie reichte ihm die Hand. Da gab er ihr einen Kuß, führte ſie hinaus, hob ſie auf ſein Pferd und brachte ſie in das königliche Schloß, wo die Hochzeit mit großer Freude gefeiert ward. Spindel, Weberſchiffchen und Nadel wurden in der Schatzkammer verwahrt und in großen Ehren gehalten.

## 180. Der alte Großvater und der Enkel

s war einmal ein ſteinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub, und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tiſche ſaß und den Löffel kaum halten konnte, ſchüttete er Suppe auf das Tiſchtuch, und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Sein Sohn und deſſen Frau ekelten ſich davor, und deswegen mußte ſich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke ſetzen, und ſie gaben ihm ſein Eſſen in ein irdenes Schüſſelchen und noch dazu nicht einmal ſatt; da ſah er betrübt nach dem Tiſch und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten ſeine zitterigen Hände das Schüſſelchen nicht feſthalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau ſchalt, er ſagte aber nichts und ſeufzte nur. Da kaufte ſie ihm ein hölzernes Schüſſelchen für ein paar Heller, daraus mußte er nun eſſen. Wie ſie da ſo ſitzen, ſo trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zuſammen. „Was machſt du da?“ fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein,“ antwortete das Kind, „daraus ſollen Vater und Mutter eſſen, wenn ich groß bin.“ Da ſahen ſich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten alſofort den alten Großvater an den Tiſch und ließen ihn von nun an immer miteſſen, ſagten auch nichts, wenn er ein wenig verſchüttete.

## 181. Das eigenſinnige Kind



Es war einmal ein Kind eigenſinnig und tat nicht was ſeine Mutter haben wollte. Darum hatte der liebe Gott kein Wohlgefallen an ihm und ließ es krank werden, und kein Arzt konnte ihm helfen, und in kurzem lag es auf dem Totenbettchen. Als es nun ins Grab verſenkt und Erde über es hingedeckt war, ſo kam auf einmal ſein Ärmchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn ſie es hineinlegten und friſche Erde darüber taten, ſo half das nicht, und das Ärmchen kam immer wieder heraus. Da mußte die Mutter ſelbſt zum Grabe gehen und mit der Rute aufs Ärmchen ſchlagen, und wie ſie das getan hatte, zog es ſich hinein, und das Kind hatte nun erſt Ruhe unter der Erde.

## 182. Der undankbare Sohn

Es ſaß einmal ein Mann mit ſeiner Frau vor der Haustür, und ſie hatten ein gebraten Huhn vor ſich ſtehen und wollten das zuſammen verzehren. Da ſah der Mann wie ſein alter Vater daherkam, geſchwind nahm er das Huhn und verſteckte es, weil er ihm nichts davon gönnte. Der Alte kam, tat einen Trunk und ging fort. Nun wollte der Sohn das gebratene Huhn wieder auf den Tiſch tragen, aber als er danach griff, war es eine große Kröte geworden, die ſprang ihm ins Angeſicht und ſaß da und ging nicht wieder weg; und wenn ſie jemand wegtun wollte, ſah ſie ihn giftig an, als wollte ſie ihm ins Geſicht ſpringen, ſo daß keiner ſie anzurühren getraute. Und die Kröte mußte der undankbare Sohn alle Tage füttern, ſonſt fraß ſie ihm aus ſeinem Angeſicht; und alſo ging er ohne Ruhe in der Welt hin und her.

## 183. Die alte Bettelfrau

Es war einmal eine alte Frau, du haſt wohl ehe eine alte Frau ſehn betteln gehn? dieſe Frau bettelte auch, und wann ſie etwas bekam, dann ſagte ſie „Gott lohn Euch.“ Die Bettelfrau kam an die Tür, da ſtand ein freundlicher Schelm von Jungen am Feuer und wärmte ſich. Der Junge ſagte freundlich zu der armen alten Frau, wie ſie ſo an der Tür ſtand und zitterte „kommt, Altmutter, und erwärmt Euch.“ Sie kam herzu, ging aber zu nahe ans Feuer, daß ihre alten Lumpen anfingen zu brennen, und ſie ward's nicht gewahr. Der Junge ſtand und ſah das, er hätt's doch löſchen ſollen? Nicht wahr, er hätte löſchen ſollen? Und wenn er kein Waſſer gehabt hätte, dann hätte er alles Waſſer in ſeinem Leibe zu den Augen herausweinen ſollen, das hätte ſo zwei hübſche Bächlein gegeben zu löſchen.

## 184. Die Schlickerlinge

Es war einmal ein Mädchen, das war ſchön, aber faul und nachläſſig. Wenn es ſpinnen ſollte, ſo war es ſo verdrießlich, daß, wenn ein kleiner Knoten im Flachs war, es gleich einen ganzen Haufen herausriß und neben ſich zur Erde ſchlickerte. Nun hatte es ein Dienſtmädchen, das war arbeitſam, ſuchte den weggeworfenen Flachs zuſammen, reinigte ihn, ſpann ihn fein und ließ ſich ein hübſches Kleid daraus weben. Ein junger Mann hatte um das faule Mädchen geworben, und die Hochzeit ſollte gehalten werden. Auf dem Polterabend tanzte das fleißige in ſeinem ſchönen Kleide luſtig herum, da ſprach die Braut

„Ach, wat kann dat Mäken ſpringen
In minen Slickerlingen!“

Das hörte der Bräutigam und fragte die Braut was ſie damit ſagen wollte. Da erzählte ſie ihm, daß das Mädchen ein Kleid von dem Flachs trüge, den ſie weggeworfen hätte. Wie der Bräutigam das hörte und ihre Faulheit bemerkte und den Fleiß des armen Mädchens, ſo ließ er ſie ſtehen, ging zu jener und wählte ſie zu ſeiner Frau.

## 185. Die Brautſchau

Es war ein junger Hirt, der wollte gern heiraten und kannte drei Schweſtern, davon war eine ſo ſchön wie die andere, daß ihm die Wahl ſchwer wurde und er ſich nicht entſchließen konnte, einer davon den Vorzug zu geben. Da fragte er ſeine Mutter um Rat, die ſprach „lad alle drei ein und ſetz ihnen Käs vor, und hab acht wie ſie ihn anſchneiden.“ Das tat der Jüngling, die erſte aber verſchlang den Käs mit der Rinde, die zweite ſchnitt in der Haſt die Rinde vom Käs ab, weil ſie aber ſo haſtig war, ließ ſie noch viel Gutes daran und warf das mit weg: die dritte ſchälte ordentlich die Rinde ab, nicht zu viel und nicht zu wenig. Der Hirt erzählte das alles ſeiner Mutter, da ſprach ſie „nimm die dritte zu deiner Frau.“ Das tat er und lebte zufrieden und glücklich mit ihr.

## 186. Das Lämmchen und Fiſchchen

Es war einmal ein Brüderchen und ein Schweſterchen, die hatten ſich herzlich lieb. Ihre rechte Mutter war aber tot, und ſie hatten eine Stiefmutter, die war ihnen nicht gut und tat ihnen heimlich alles Leid an. Es trug ſich zu, daß die zwei mit andern Kindern auf einer Wieſe vor dem Haus ſpielten, und an der Wieſe war ein Teich, der ging bis

an die eine Seite vom Haus. Die Kinder liefen da herum, kriegten ſich und ſpielten Abzählens:

„Eneke, Beneke, lat mi liewen,
Will di ock min Vügelken giewen.
Vügelken ſall mi Strau ſöken,
Strau will ick den Köſeken giewen,
Köſeken ſall mie Melk giewen,
Melk will ick den Bäcker giewen,
Bäcker ſoll mi 'n Kocken backen,
Kocken will ick den Kätken giewen,
Kätken ſall mie Müſe fangen,
Müſe will ick in 'n Rauck hangen
Un will ſe anſchnien."

Dabei ſtanden ſie in einem Kreis, und auf welchen nun das Wort „anſchnien" fiel, der mußte fortlaufen und die anderen liefen ihm nach und fingen ihn. Wie ſie ſo fröhlich dahinſprangen, ſah's die Stiefmutter vom Fenſter mit an und ärgerte ſich. Weil ſie aber Hexenkünſte verſtand, ſo verwünſchte ſie beide, das Brüderchen in einen Fiſch und das Schweſterchen in ein Lamm. Da ſchwamm das Fiſchchen im Teich hin und her und war traurig, das Lämmchen ging auf der Wieſe hin und her und war traurig und fraß nicht und rührte kein Hälmchen an. So ging eine lange Zeit hin, da kamen fremde Gäſte auf das Schloß. Die falſche Stiefmutter dachte „jetzt iſt die Gelegenheit gut," rief den Koch und ſprach zu ihm „geh und hol das Lamm von der Wieſe und ſchlacht's, wir haben ſonſt nichts für die Gäſte." Da ging der Koch hin und holte das Lämmchen und führte es in die Küche und band ihm die Füßchen; das litt es alles geduldig. Wie er nun ſein Meſſer herausgezogen hatte und auf der Schwelle wetzte, um es abzuſtechen, ſah es, wie ein Fiſchlein in dem Waſſer vor dem Goſſenſtein hin und her ſchwamm und zu ihm hinaufblickte. Das war aber das Brüderchen, denn als das Fiſchchen geſehen hatte, wie der Koch das Lämmchen fortführte, war es im Teich mitgeſchwommen bis zum Haus. Da rief das Lämmchen hinab

„Ach Brüderchen im tiefen See,
Wie tut mir doch mein Herz ſo weh!

Der Koch der wetzt das Meſſer,
Will mir mein Herz durchſtechen."

Das Fiſchchen antwortete

„Ach Schweſterchen in der Höh,
Wie tut mir doch mein Herz ſo weh!
In dieſer tiefen See!"

Wie der Koch hörte, daß das Lämmchen ſprechen konnte und ſo traurige Worte zu dem Fiſchchen hinabrief, erſchrak er und dachte, es müßte kein natürliches Lämmchen ſein, ſondern wäre von der böſen Frau im Haus verwünſcht. Da ſprach er „ſei ruhig, ich will dich nicht ſchlachten", nahm ein anderes Tier und bereitete das für die Gäſte und brachte das Lämmchen zu einer guten Bäuerin, der erzählte er alles, was er geſehen und gehört hatte. Die Bäuerin war aber gerade die Amme von dem Schweſterchen geweſen, vermutete gleich, wer's ſein würde und ging mit ihm zu einer weiſen Frau. Da ſprach die weiſe Frau einen Segen über das Lämmchen und Fiſchchen, wovon ſie ihre menſchliche Geſtalt wieder bekamen, und danach führte ſie beide in einen großen Wald in ein kleines Häuschen, wo ſie einſam, aber zufrieden und glücklich lebten.

## 187. Läuschen und Flöhchen

Ein Läuschen und ein Flöhchen, die lebten zuſammen in einem Haushalte und brauten das Bier in einer Eierſchale. Da fiel das Läuschen hinein und verbrannte ſich. Darüber fing das Flöhchen an laut zu ſchreien. Da ſprach die kleine Stubentüre „was ſchreiſt du, Flöhchen?" / „Weil Läuschen ſich verbrannt hat."

Da fing das Türchen an entſetzlich zu knarren. Da ſprach ein Beſenchen in der Ecke „was knarrſt du, Türchen?" / „Soll ich nicht knarren?

Läuschen hat ſich verbrannt,
Flöhchen weint."

Da fing das Beſenchen an entſetzlich zu kehren. Da kam ein Wägelchen vorbei und ſprach „was kehrſt du, Beſenchen?“ / „Soll ich nicht kehren?

Läuschen hat ſich verbrannt,
Flöhchen weint,
Türchen knarrt.“

Da ſprach das Wägelchen „ſo will ich rennen,“ und fing an entſetzlich zu rennen. Da ſprach das Miſtchen, an dem es vorbeirannte „was rennſt du, Wägelchen?“ / „Soll ich nicht rennen?

Läuschen hat ſich verbrannt,
Flöhchen weint,
Türchen knarrt,
Beſenchen kehrt.“

Da ſprach das Miſtchen „ſo will ich entſetzlich brennen,“ und fing an in hellem Feuer zu brennen. Da ſtand ein Bäumchen neben dem Miſtchen, das ſprach „Miſtchen, warum brennſt du?“ / „Soll ich nicht brennen?

Läuschen hat ſich verbrannt,
Flöhchen weint,
Türchen knarrt,
Beſenchen kehrt,
Wägelchen rennt.“

Da ſprach das Bäumchen „ſo will ich mich ſchütteln,“ und fing an ſich zu ſchütteln, daß all ſeine Blätter abfielen. Das ſah ein Mädchen, das mit ſeinem Waſſerkrügelchen herankam und ſprach „Bäumchen, was ſchüttelſt du dich?“ / „Soll ich mich nicht ſchütteln?

Läuschen hat ſich verbrannt,
Flöhchen weint,
Türchen knarrt,
Beſenchen kehrt,
Wägelchen rennt,
Miſtchen brennt.“

Da ſprach das Mädchen „ſo will ich mein Waſſerkrügelchen zerbrechen,“ und zerbrach das Waſſerkrugelchen. Da ſprach das Brünnlein, aus dem das Waſſer quoll „Mädchen, was zer-

brichſt du dein Waſſerkrügelchen?" / „Soll ich mein Waſſerkrügelchen nicht zerbrechen?

Läuschen hat ſich verbrannt,
Flöhchen weint,
Türchen knarrt,
Beſenchen kehrt,
Wägelchen rennt,
Miſtchen brennt,
Bäumchen ſchüttelt ſich."

„Ei," ſagte das Brünnchen, „ſo will ich anfangen zu fließen," und fing an entſetzlich zu fließen. Und in dem Waſſer iſt alles ertrunken, das Mädchen, das Bäumchen, das Miſtchen, das Wägelchen, das Beſenchen, das Türchen, das Flöhchen, das Läuschen, alles miteinander.

## 188. Von dem Tode des Hühnchens

Auf eine Zeit ging das Hühnchen mit dem Hähnchen in den Nußberg, und ſie machten miteinander aus, wer einen Nußkern fände, ſollte ihn mit dem andern teilen. Nun fand das Hühnchen eine große große Nuß, ſagte aber nichts davon und wollte den Kern allein eſſen. Der Kern war aber ſo dick, daß es ihn nicht hinunterſchlucken konnte und er ihm im Hals ſtecken blieb, daß ihm angſt wurde, es müßte erſticken. Da ſchrie das Hühnchen „Hähnchen, ich bitte dich, lauf, was du kannſt, und hol mir Waſſer, ſonſt erſtick ich." Das Hähnchen lief, was es konnte, zum Brunnen und ſprach „Born, du ſollſt mir Waſſer geben; das Hühnchen liegt auf dem Nußberg, hat einen großen Nußkern geſchluckt und will erſticken." Der Brunnen antwortete „lauf erſt hin zur Braut, und laß dir rote Seide geben." Das Hähnchen lief zur Braut, „Braut, du ſollſt mir rote Seide geben: rote Seide will ich dem Brunnen geben, der Brunnen ſoll mir Waſſer geben, das Waſſer will ich dem Hühnchen bringen, das liegt auf dem Nußberg, hat einen großen Nußkern geſchluckt und will daran erſticken." Die Braut

antwortete „lauf erſt und hol mir mein Kränzlein, das blieb an einer Weide hängen.“ Da lief das Hähnchen zur Weide und zog das Kränzlein von dem Aſt und brachte es der Braut, und die Braut gab ihm die rote Seide dafür, die brachte es dem Brunnen, der gab ihm Waſſer dafür. Da brachte das Hähnchen das Waſſer zum Hühnchen, wie es aber hinkam, war derweil das Hühnchen erſtickt und lag da tot und regte ſich nicht. Da war das Hähnchen ſo traurig, daß es laut ſchrie, und kamen alle Tiere und beklagten das Hühnchen; und ſechs Mäuſe bauten einen kleinen Wagen, das Hühnchen darin zum Grabe zu fahren; und als der Wagen fertig war, ſpannten ſie ſich davor, und das Hähnchen fuhr. Auf dem Wege aber kam der Fuchs, „wo willſt du hin, Hähnchen?“ / „Ich will mein Hühnchen begraben.“/„Darf ich mitfahren?“/

„Ja, aber ſetz dich hinten auf den Wagen,
Vorn können's meine Pferdchen nicht vertragen.“

Da ſetzte ſich der Fuchs hinten auf, dann der Wolf, der Bär, der Hirſch, der Löwe und alle Tiere in dem Wald. So ging die Fahrt fort, da kamen ſie an einen Bach. „Wie ſollen wir nun hinüber?“ ſagte das Hähnchen. Da lag ein Strohhalm am Bach, der ſagte „ich will mich quer drüber legen, ſo könnt ihr über mich fahren.“ Wie aber die ſechs Mäuſe auf die Brücke kamen, rutſchte der Strohhalm und fiel ins Waſſer, und die ſechs Mäuſe fielen alle hinein und ertranken. Da ging die Not von neuem an, und kam eine Kohle und ſagte „ich bin groß genug, ich will mich darüber legen und ihr ſollt über mich fahren.“ Die Kohle legte ſich auch an das Waſſer, aber ſie berührte es unglücklicherweiſe ein wenig, da ziſchte ſie, verlöſchte und war tot. Wie das ein Stein ſah, erbarmte er ſich und wollte dem Hähnchen helfen, und legte ſich über das Waſſer. Da zog nun das Hähnchen den Wagen ſelber, wie es ihn aber bald drüben hatte, und war mit dem toten Hühnchen auf dem Land und wollte die andern, die hinten auf ſaßen, auch heranziehen, da waren ihrer zu viel geworden, und der Wagen fiel zurück, und alles fiel miteinander ins Waſſer und ertrank. Da war das Hähnchen noch allein mit dem toten Hühnchen, und grub ihm ein Grab und legte es hinein, und machte einen Hügel darüber, auf den

ſetzte es ſich und grämte ſich ſo lang bis es auch ſtarb; und da war alles tot.

## 189. Das Lumpengeſindel

Hähnchen ſprach zum Hühnchen „jetzt iſt die Zeit, wo die Nüſſe reif werden, da wollen wir zuſammen auf den Berg gehen und uns einmal recht ſatt eſſen, ehe ſie das Eichhorn alle wegholt.“ / „Ja,“ antwortete das Hühnchen, „komm, wir wollen uns eine Luſt miteinander machen.“ Da gingen ſie zuſammen fort auf den Berg, und weil es ein heller Tag war, blieben ſie bis zum Abend. Nun weiß ich nicht, ob ſie ſich ſo dick gegeſſen hatten, oder ob ſie übermütig geworden waren, kurz, ſie wollten nicht zu Fuß nach Hauſe gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußſchalen bauen. Als er fertig war, ſetzte ſich Hühnchen hinein und ſagte zum Hähnchen „du kannſt dich nur immer vorſpannen.“ / „Du kommſt mir recht,“ ſagte das Hähnchen, „lieber geh ich zu Fuß nach Hauſe, als daß ich mich vorſpannen laſſe: nein, ſo haben wir nicht gewettet. Kutſcher will ich wohl ſein und auf dem Bock ſitzen, aber ſelbſt ziehen, das tu ich nicht.“

Wie ſie ſo ſtritten, ſchnatterte eine Ente daher „ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen? wartet, das ſoll euch ſchlecht bekommen!“, ging alſo mit aufgeſperrtem Schnabel auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul und flieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit ſeinen Sporen ſo gewaltig auf ſie los, daß ſie um Gnade bat und ſich gern zur Strafe vor den Wagen ſpannen ließ. Hähnchen ſetzte ſich nun auf den Bock und war Kutſcher, und darauf ging es fort in einem Jagen, „Ente, lauf zu, was du kannſt!“ Als ſie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten ſie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Sie riefen „halt! halt!“ und ſagten, es würde gleich ſtichdunkel werden, da

könnten sie keinen Schritt weiter, auch wäre es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten: sie wären auf der Schneiderherberge vor dem Tor gewesen und hätten sich beim Bier verspätet. Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm und seinem Hühnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät abends kamen sie zu einem Wirtshaus, und weil sie die Nacht nicht weiterfahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, so kehrten sie ein. Der Wirt machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus wäre schon voll, gedachte auch wohl, es möchte keine vornehme Herrschaft sein, endlich aber, da sie süße Reden führten, er sollte das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins legte, so sagte er endlich, sie möchten die Nacht über bleiben. Nun ließen sie wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus. Frühmorgens, als es dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf, und sie verzehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Sesselkissen des Wirts, die Stecknadel aber in sein Handtuch, endlich flogen sie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die gern unter freiem Himmel schlief und im Hof geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinabschwamm; und das ging geschwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden später machte sich erst der Wirt aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da fuhr ihm die Stecknadel über das Gesicht und machte ihm einen roten Strich von einem Ohr zum andern: dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute morgen will mir alles an meinen Kopf," sagte er und ließ sich verdrießlich auf seinen Großvaterstuhl nieder; aber geschwind fuhr er wieder in die Höhe und schrie „auweh!" denn die Nähnadel hatte ihn noch

ſchlimmer und nicht in den Kopf geſtochen. Nun war er vollends böſe und hatte Verdacht auf die Gäſte, die ſo ſpät geſtern abend gekommen waren: und wie er ging und ſich nach ihnen umſah, waren ſie fort. Da tat er einen Schwur, kein Lumpengeſindel mehr in ſein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und zum Dank noch obendrein Schabernack treibt.

## 190. Herr Korbes

s war einmal ein Hühnchen und ein Hähnchen, die wollten zuſammen eine Reiſe machen. Da baute das Hähnchen einen ſchönen Wagen, der vier rote Räder hatte, und ſpannte vier Mäuschen davor. Das Hühnchen ſetzte ſich mit dem Hähnchen auf und ſie fuhren miteinander fort. Nicht lange, ſo begegnete ihnen eine Katze, die ſprach „wo wollt ihr hin?“ Hähnchen antwortete

„Als hinaus
Nach des Herrn Korbes ſeinem Haus.‘

„Nehmt mich mit,“ ſprach die Katze. Hähnchen antwortete „recht gerne, ſetz dich hinten auf, daß du vornen nicht herabfällſt.

Nehmt euch wohl in acht,
Daß ihr meine roten Räderchen nicht ſchmutzig macht.
Ihr Räderchen ſchweift,
Ihr Mäuschen pfeift,
Als hinaus
Nach des Herrn Korbes ſeinem Haus.“

Danach kam ein Mühlſtein, dann ein Ei, dann eine Ente, dann eine Stecknadel und zuletzt eine Nähnadel, die ſetzten ſich auch alle auf den Wagen und fuhren mit. Wie ſie aber zu des Herrn Korbes Haus kamen, ſo war der Herr Korbes nicht da. Die Mäuschen fuhren den Wagen in die Scheune, das Hühnchen flog mit dem Hähnchen auf eine Stange, die Katze ſetzte ſich ins Kamin, die Ente in die Bornſtange, das Ei wickelte ſich ins Handtuch, die Stecknadel ſteckte ſich ins Stuhlkiſſen, die

Nähnadel sprang aufs Bett mitten ins Kopfkissen, und der Mühlstein legte sich über die Türe. Da kam der Herr Korbes nach Haus, ging ans Kamin und wollte Feuer anmachen, da warf ihm die Katze das Gesicht voll Asche. Er lief geschwind in die Küche und wollte sich abwaschen, da spritzte ihm die Ente Wasser ins Gesicht. Er wollte sich an dem Handtuch abtrocknen, aber das Ei rollte ihm entgegen, zerbrach und klebte ihm die Augen zu. Er wollte sich ruhen und setzte sich auf den Stuhl, da stach ihn die Stecknadel. Er geriet in Zorn und warf sich aufs Bett, wie er aber den Kopf aufs Kissen niederlegte, stach ihn die Nähnadel, so daß er aufschrie und ganz wütend in die weite Welt laufen wollte. Wie er aber an die Haustür kam, sprang der Mühlstein herunter und schlug ihn tot. Der Herr Korbes muß ein recht böser Mann gewesen sein.

## 191. Die Hochzeit der Frau Füchsin

Es war einmal ein alter Fuchs mit neun Schwänzen, der glaubte, seine Frau wär ihm nicht treu und wollte er sie in Versuchung führen. Er streckte sich unter die Bank, regte kein Glied und stellte sich, als wenn er mausetot wäre. Die Frau Füchsin ging auf ihre Kammer, schloß sich ein, und ihre Magd, die Jungfer Katze, saß auf dem Herd und kochte. Als es nun bekannt ward, daß der alte Fuchs gestorben war, so meldeten sich die Freier. Da hörte die Magd, daß jemand vor der Haustüre stand und anklopfte; sie ging und machte auf, und da war's ein junger Fuchs, der sprach

Erstes Märchen

„Was macht sie, Jungfer Katze?
Schläft se oder wacht se?"

Sie antwortete

„Ich schlafe nicht, ich wache.
Will er wissen was ich mache?
Ich koche warm Bier, tue Butter hinein:
Will der Herr mein Gast sein?"

„Ich bedanke mich, Jungfer!“ ſagte der Fuchs, „was macht die Frau Füchſin?“ Die Magd antwortete

„Sie ſitzt auf ihrer Kammer,
Sie beklagt ihren Jammer,
Weint ihre Äuglein ſeidenrot.
Weil der alte Herr Fuchs iſt tot.“

„Sag ſie ihr doch, Jungfer, es wäre ein junger Fuchs da, der wollte ſie gerne freien.“ / „Schon gut, junger Herr.“

Da ging die Katz die Tripp die Trapp,
Da ſchlug die Tür die Klipp die Klapp.
„Frau Füchſin, ſind Sie da?“
„Ach ja, mein Kätzchen, ja.“
„Es iſt ein Freier draus.“
„Mein Kind, wie ſieht er aus?“

„Hat er denn auch neun ſo ſchöne Zeiſelſchwänze wie der ſelige Herr Fuchs?“ / „Ach nein,“ antwortete die Katze, „er hat nur einen.“ / „So will ich ihn nicht haben.“

Die Jungfer Katze ging hinab und ſchickte den Freier fort. Bald darauf klopfte es wieder an, und war ein anderer Fuchs vor der Türe, der wollte die Frau Füchſin freien; er hatte zwei Schwänze; aber es ging ihm nicht beſſer als dem erſten. Danach kamen noch andere, immer mit einem Schwanz mehr, die alle abgewieſen wurden, bis zuletzt einer kam, der neun Schwänze hatte wie der alte Herr Fuchs. Als die Witwe das hörte, ſprach ſie voll Freude zu der Katze

„Nun macht mir Tor und Türe auf
Und kehrt den alten Herrn Fuchs hinaus.“

Als aber eben die Hochzeit ſollte gefeiert werden, da regte ſich der alte Herr Fuchs unter der Bank, prügelte das ganze Geſindel durch und jagte es mit der Frau Füchſin zum Haus hinaus.

Zweites Märchen

Als der alte Herr Fuchs geſtorben war, kam der Wolf als Freier, klopfte an die Türe, und die Katze, die als Magd bei der Frau Füchſin diente, machte auf. Der Wolf grüßte ſie und ſprach

„Guten Tag, Frau Katz von Kehrewitz,
Wie kommt's, daß sie alleine sitzt?
Was macht sie gutes da?"

Die Katze antwortete

„Brock mir Wecke und Milch ein:
Will der Herr mein Gast sein?"

„Dank schön, Frau Katze," antwortete der Wolf, „die Frau Füchsin nicht zu Haus?"

Die Katze sprach

„Sie sitzt droben in der Kammer,
Beweint ihren Jammer,
Beweint ihre ganze Not,
Daß der alte Herr Fuchs ist tot."

Der Wolf antwortete

„Will sie haben einen andern Mann,
So soll sie nur herunter gan."
Die Katz, die lief die Trepp hinan,
Und ließ ihr Zeilchen rummer gan
Bis sie kam vor den langen Saal:
Klopft an mit ihren fünf goldenen Ringen.
„Frau Füchsin, ist sie drinnen?
Will sie haben einen andern Mann,
So soll sie nur herunter gan."

Die Frau Füchsin fragte „hat der Herr rote Höslein an, und hat er ein spitz Mäulchen?" / „Nein," antwortete die Katze. „So kann er mir nicht dienen."

Als der Wolf abgewiesen war, kam ein Hund, ein Hirsch, ein Hase, ein Bär, ein Löwe, und nacheinander alle Waldtiere. Aber es fehlte immer eine von den guten Eigenschaften, die der alte Herr Fuchs gehabt hatte, und die Katze mußte den Freier jedesmal wegschicken. Endlich kam ein junger Fuchs. Da sprach die Frau Füchsin „hat der Herr rote Höslein an, und hat er ein spitz Mäulchen?" / „Ja," sagte die Katze, „das hat er." / „So soll er heraufkommen," sprach die Frau Füchsin, und hieß die Magd das Hochzeitsfest bereiten.

„Katze, kehr die Stube aus,
Und schmeiß den alten Fuchs zum Fenster hinaus.

Bracht ſo manche dicke fette Maus,
Fraß ſie immer alleine,
Gab mir aber keine."

Da ward die Hochzeit gehalten mit dem jungen Herrn Fuchs, und ward gejubelt und getanzt, und wenn ſie nicht aufgehört haben, ſo tanzen ſie noch.

## 192. Häſichenbraut

Et was eue Frou mit ener Toachter in änen ſchöhnen Goarten mit Koal; dahin kam än Häſichen und froaß zo Wentersʒit allen Koal. Da ſeit de Frou zur Toachter „gäh in den Goarten, und jags Häſichen." Seit's Mäken zum Häſichen „ſchu! ſchu! du Häſichen, frißt noch allen Koal." Seit's Häſichen „kumm, Mäken, und ſett dich uf min Hoaſenſchwänzeken und kumm mit in min Hoaſenhüttchen." Mäken well nech. Am annern Tog kummts Häſichen weder und frißt den Koal, do ſeit de Frou zur Toachter „gäh in den Goarten und jags Häſichen." Seit's Mäken zum Häſichen „ſchu! ſchu! du Häſichen, frißt noch allen Koal." Seit's Häſichen „kumm, Mäken, ſett dich uf min Hoaſenſchwänzeken und kumm mit mer in min Hoaſenhüttchen." Mäken well nech. Am dretten Tag kummts Häſichen weder und frißt den Koal. Da ſeit de Frou zur Toachter „gäh in den Goarten und jags Häſichen." Seit's Mäken „ſchu! ſchu! du Häſichen, frißt noch allen Koal." Seit's Häſichen „kumm, Mäken, ſett dich uf min Hoaſenſchwänzeken und kumm mit mer in min Hoaſenhüttchen." Mäken ſätʒt ſich uf den Hoaſenſchwänzeken, do bracht's Häſichen weit raus in ſin Hüttchen und ſeit „nu koach Grinkoal und Herſche (Hirſe), ick well de Hochtidlüd beten." Do kamen alle Hochtidlüd zuſam'm. (Wer waren denn die Hochzeitsleute? das kann ich dir ſagen, wie mir's ein anderer erzählt hat: das waren alle Haſen, und die Krähe war als Pfarrer dabei, die Brautleute zu trauen, und der Fuchs als Küſter, und der Altar war unterm Regenbogen.)

Mäken aober was trurig, da se so alleene was. Kummts Häschen nnd seit „tu uf, tu uf, de Hochtidlüd senn fresch (frisch, lustig).“ De Braut seit nischt nnd wint. Häschen gäht fort, Häschen kummt weder und seit „tu uf, tu uf, de Hochtidlüd seen hongrig.“ De Braut seit weder nischt und wint. Häschen gäht fort, Häschen kummt und seit „tu uf, tu uf, die Hochtidlüd waorten.“ Do seit de Braut nischt und Häschen gäht fort, aober se macht ene Puppen von Stroah met eren Kleedern, und gibt er eenen Röhrleppel, und set se an den Kessel med Hersche, und gäht zor Motter. Häschen kummt noch ämahl und seit „tu uf, tu uf,“ und macht uf und smet de Puppe an Kopp, daß er de Hube abfällt.

Do set Häschen, daß sine Braut nech es und gäht fort und es trurig.

## 193. Das Hausgesinde

O wust du henne?“/„Nah Walpe.“/„Ick nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann.“

„Häst du auck 'n Mann? wie hedd din Mann?“/„Cham.“/„Min Mann Cham, din Mann Cham; ick nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann.“

„Häst du auck 'n Kind? wie hedd din Kind?“/„Grind.“/„Min Kind Grind, din Kind Grind: min Mann Cham, din Mann Cham: ick nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann.“

„Häst du auck 'ne Weige? wie hedd dine Weige?“/„Hippodeige.“/„Mine Weige Hippodeige, dine Weige Hippodeige: min Kind Grind, din Kind Grind: min Mann Cham, din Mann Cham: ick nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann.“

„Häst du auck 'n Knecht? wie hedd din Knecht?“/„Mach-

mirsrecht."/„Min Knecht Machmirsrecht, din Knecht Machmirsrecht: mine Weige Hippodeige, dine Weige Hippodeige: min Kind Grind, din Kind Grind: min Mann Cham, din Mann Cham: ick nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann."

## 194. Die schöne Katrinelje und Pif Paf Poltrie

uten Tag, Vater Hollenthe."/„Großen Dank, Pif Paf Poltrie."/„Könnt ich wohl Eure Tochter kriegen?"/„O ja, wenn's die Mutter Malcho (Melk-Kuh), der Bruder Hohenstolz, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinelje will, so kann's geschehen."

„Wo ist dann die Mutter Malcho?"
„Sie ist im Stall und melkt die Kuh."

„Guten Tag, Mutter Malcho."/„Großen Dank, Pif Paf Poltrie."/„Könnt ich wohl Eure Tochter kriegen?"/„O ja, wenn's der Vater Hollenthe, der Bruder Hohenstolz die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinelje will, so kann's geschehen."

„Wo ist dann der Bruder Hohenstolz?"
„Er ist in der Kammer und hackt das Holz."

„Guten Tag, Bruder Hohenstolz."/„Großen Dank, Pif Paf Poltrie."/„Könnt ich wohl Eure Schwester kriegen?"/„O ja, wenn's der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinelje will, so kann's geschehen."

„Wo ist dann die Schwester Käsetraut?"
„Sie ist im Garten und schneidet das Kraut."

„Guten Tag, Schwester Käsetraut."/„Großen Dank, Pif Paf Poltrie."/„Könnt ich wohl Eure Schwester kriegen?"/„O ja, wenn's der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho, der Bruder Hohenstolz und die schöne Katrinelje will, so kann's geschehen."

„Wo ist dann die schöne Katrinelje?"
„Sie ist in der Kammer und zählt ihre Pfennige."

„Guten Tag, ſchöne Katrinelje.“/„Großen Dank, Pif Paf Poltrie.“/„Willſt du wohl mein Schatz ſein?“/„O ja, wenn's der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho, der Bruder Hohenſtolz, die Schweſter Käſetraut will, ſo kann's geſchehen.“

„Schön Katrinelje, wie viel haſt du an Brautſchatz?“/„Vierzehn Pfennige bares Geld, drittehalb Groſchen Schuld, ein halb Pfund Hutzeln, eine Handvoll Prutzeln, eine Handvoll Wurzelen,

Un ſo der watt:
Is dat nig en guden Brutſchatt?“

„Pif Paf Poltrie, was kannſt du für ein Handwerk? biſt du ein Schneider?“/„Noch viel beſſer.“/„Ein Schuſter?“/„Noch viel beſſer.“/„Ein Ackersmann?“/„Noch viel beſſer.“/„Ein Schreiner?“/„Noch viel beſſer.“/„Ein Schmied?“/„Noch viel beſſer.“/„Ein Müller?“/„Noch viel beſſer.“/„Vielleicht ein Beſenbinder?“/„Ja, das bin ich: iſt das nicht ein ſchönes Handwerk?“

## 195. Oll Rinkrank

a war mal 'n König wân, un de har 'n Dochter hat: un de har 'n glaſen Barg maken laten, un har ſegt, de da över lupen kun, an to vallen, de ſchull ſin Dochter to 'n Fro hebben. Do is dar ok en, de mag de Königsdochter ſo gärn liden, de vragt den König of he ſin Dochter nich hebben ſchal? „Ja,“ ſegt de König, „wenn he dar över den Barg lopen kan, an dat he valt, den ſchal he år hebben.“ Do ſegt de Königsdochter, den wil ſe dar mit hüm över lopen un wil hüm hollen, wen he war vallen ſchul. Do lopt dar mit 'nanner över, un as ſe dar miden up ſünt, do glit de Königsdochter ut un valt, un de Glasbarg de deit ſick apen, un ſe ſchütt darin hendal: un de Brögam de kan nich ſen war ſe herdör kamen is, den de Barg het ſick glick wär to dan. Do jammert un went he ſo väl, un de König is ok ſo trorig un let den Barg dar wedder weg bräken un ment, he wil år wedder ut

krigen, man ſe könt de Stä ni finnen, wär ſe hendal vallen is. Uennertüſken is de Königsdochter ganz dep in de Grunt in 'n grote Höl kamen. Do kumt är dar 'n ollen Kärl mit 'n ganzen langen grauen Bart to möt, un de ſegt, wen ſe ſin Magd wäſen wil un all don wat he bevelt, den ſchal ſe läven bliven, anners will he är ümbringen. Do deit ſe all wat he är ſegt. 's Morgens den kricht he ſin Ledder ut de Taſk un legt de an den Barg un ſticht darmit to 'n Barg henut: un den lukt he de Ledder na ſick ümhoch mit ſick henup. Un den mut ſe ſin Aeten kaken un ſin Bedd maken un all ſin Arbeit don, un den, wen he wedder in Hus kumt, den bringt he alltit 'n Hüpen Golt un Sülver mit. As ſe al väl Jaren bi em wäſen is un al ganz olt wurden is, do het he är Fro Mansrot, un ſe möt hüm oll Rinkrank heten. Do is he ok ins enmal ut, do makt ſe hüm ſin Bedd un waſkt ſin Schöttels, un do makt ſe de Dören un Venſters all dicht to, un do is dar ſo 'n Schuf wäſen, war 't Lecht herin ſchint het, dat let ſe apen. As d' oll Rinkrank do wedder kumt, do klopt he an ſin Dör un röpt „Fro Mansrot, do mi d' Dör apen.“/ „Na,“ ſegt ſe, „'ik do di, oll Rinkrank, d' Dör nich apen.“ Do ſegt he

„Hir ſta ik arme Rinkrank
Up min ſöventein Benen lank,
Up min en vergüllen Vot,
Fro Mansrot, waſk mi d' Schöttels.“

„'k heb din Schöttels al waſken“ ſegt ſe. Do ſegt he wedder

„Hir ſta ik arme Rinkrank
Up min ſöventein Benen lank,
Up min en vergüllen Vot,
Fro Mansrot, mak mi 't Bedd.“

„'ik heb din Bedd al makt“ ſegt ſe. Do ſegt he wedder

„Hir ſta ik arme Rinkrank
Up min ſöventein Benen lank,
Up min en vergüllen Vot,
Fro Mansrot, do mi d' Dör apen.“

Do löpt he all runt üm ſin Hus to un ſüt dat de lütke Luk dar apen is, do denkt he „du ſchaſt doch ins toſen wat ſe dar wel

makt, warüm dat ſe mi d' Dör wol nich apen don will." Do wil he dar dör kiken un kan den Kop dar ni dör krigen van ſin langen Bart. Do ſtekt he ſin Bart dar erſt dör de Luk, un as he de dar hendör het, do geit Fro Mansrot bi un ſchuft de Luk grad to mit 'n Bant, de ſe dar an bunnen het, un de Bart blift darin vaſt ſitten. Do fangt he ſo jammerlik an to kriten, dat deit üm ſo ſär: un do bidd't he är ſe mag üm wedder los laten. Do ſegt ſe er nich as bet he är de Ledder deit, war he mit to'n Barg herut ſticht. Do mag he willen oder nich, he mot är ſeggen war de Ledder is. Do bint ſe 'n ganzen langen Bant dar an de Schuf, un do legt ſe de Ledder an un ſticht to 'n Barg herut: un as ſe baven is, do lukt ſe de Schuf apen. Do geit ſe na är Vader hen un vertelt wo dat är all gan is. Do freut de König ſick ſo un är Brögam is dar ok noch, un do gat ſe hen un gravt den Barg up un finnt den ollen Rinkrank mit all ſin Golt un Sülver darin. Do let de König den ollen Rinkrank dot maken, und all ſin Sülver un Golt nimt he mit. Do kricht de Königsdochter den ollen Brögam noch ton Mann, un ſe lävt recht vergnögt un herrlich un in Freuden.

## 196. Die Unke

Unke ruft „huhu, huhu," Kind ſpricht „komm herut." Die Unke kommt hervor, da fragt das Kind nach ſeinem Schweſterchen „haſt du Rotſtrümpfchen nicht geſehen?" Unke ſagt „ne, ik og nit: wie du denn? huhu, huhu, huhu."

## 197. Der Fuchs und die Gänſe

Der Fuchs kam einmal auf eine Wieſe, wo eine Herde ſchöner fetter Gänſe ſaß, da lachte er und ſprach „ich komme ja wie gerufen, ihr ſitzt hübſch beiſammen, ſo kann ich eine nach der andern auffreſſen." Die Gänſe gackerten vor Schrecken, ſprangen auf, fingen an zu jammern und kläglich um ihr Leben zu bitten. Der

Fuchs aber wollte auf nichts hören und ſprach „da iſt keine Gnade, ihr müßt ſterben.“ Endlich nahm ſich eine das Herz und ſagte „ſollen wir armen Gänſe doch einmal unſer jung friſch Leben laſſen, ſo erzeige uns die einzige Gnade und erlaub uns noch ein Gebet, damit wir nicht in unſern Sünden ſterben: hernach wollen wir uns auch in eine Reihe ſtellen, damit du dir immer die fetteſte ausſuchen kannſt.“ / „Ja,“ ſagte der Fuchs, „das iſt billig und iſt eine fromme Bitte: betet, ich will ſolange warten.“ Alſo fing die erſte ein recht langes Gebet an, immer „ga! ga!“ und weil ſie gar nicht aufhören wollte, wartete die zweite nicht, bis die Reihe an ſie kam, ſondern fing auch an „ga! ga!“ Die dritte und vierte folgte ihr, und bald gackerten ſie alle zuſammen. (Und wenn ſie ausgebetet haben, ſoll das Märchen weiter erzählt werden, ſie beten aber alleweile noch immer fort.)

## 198. Die Broſamen auf dem Tiſch

Der Güggel het einiſch zue ſine Hüendler gſeit „chömmet weidli i d'Stuben uſe goh Brotbröſmele zämmebicke uſem Tiſch: euſe Frau iſch ußgange goh ne Viſite mache.“ Do ſäge do d'Hüendli „nei nei, mer chömme nit: weiſt d'Frau balget amme mit is.“ Do ſeit der Güggel „ſe weiß jo nüt dervo, chömmet er numme: ſe git is doch au nie nit guets.“ Do ſäge d'Hüendli wider „nei nei, 'ſiſch uß un verby, mer gönd nit uſe.“ Aber der Güggel het ene kei ruei glo, bis ſe endlig gange ſind und uſe Tiſch, und do Brotbröſmeli zämme gläſe hend in aller Strenge. Do chunt juſtement d'Frou derzue und nimmt gſchwind e Stäcke und ſteubt ſe abe und regiert gar grüſeli mit ene. Und wo ſe do vor em hus unde gſi ſind, ſo ſäge do d'Hüendli zum Güggel „gſe gſe gſe gſe gſe gſehſt aber?“ Do het der Güggel glachet un numme gſeit „ha ha han is nit gwüßt?“ do händ ſe chönne goh.

## 199. Dat Mäken von Brakel

t gien mal 'n Mäken von Brakel na de ſünt Annen Kapellen uner de Hinnenborg, un weil et gierne 'n Mann heven wulle un ock meinde et wäre ſüs neimes in de Kapellen, ſau ſank et

„O hilge ſünte Anne,
Help mie doch bald tom Manne.
Du kennſt 'n ja wull:
He wuhnt var'm Suttmerdore,
Hed gele Hore:
Du kennſt 'n ja wull."

De Köſter ſtand awerſt hünner de Altare un hörte dat, da rep he mit 'ner gans ſchrögerigen Stimme „du kriggſt 'n nig, du kriggſt 'n nig." Dat Mäken awerſt meinde dat Marienkinneken, dat bie de Mudder Anne ſteiht, hedde üm dat to ropen, da wor et beuſe un reip „pepperlepep, dumme Blae, halt de Schnuten un lat de Möhme kühren (die Mutter reden)."

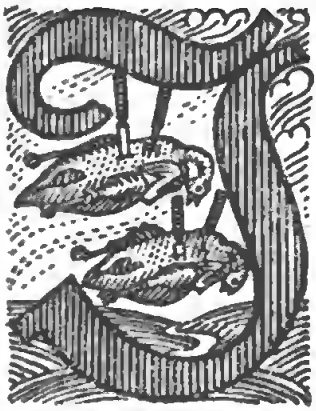
## 200. Knoiſt un ſine dre Sühne

wiſken Werrel un Soiſt, do wuhnde 'n Mann, un de hede Knoiſt, de hadde dre Sühne, de eene was blind, de annere was lahm un de dridde was ſplenternaket. Do giengen ſe mol öwer Feld, do ſehen ſe eenen Haſen. De blinne de ſchöt en, de lahme de fienk en, de nackede de ſtack een in de Taſken. Do käimen ſe für en groot allmächtig Waater, do wuren dre Schippe uppe, dat eene dat rann, dat annre dat ſank, dat dridde,do was keen Buoden inne. Wo keen Buoden inne was, do gingen ſe olle dre inne. Do käimen ſe an eenen allmächtig grooten Walle (Wald), do was en groot allmächtig Boom inne, in den Boom was eene allmächtig groote Kapelle, in de Kapelle was een hageböcken Köſter

un en bußboomen Paſtor, de deelden dat Wiggewaater mit Knuppeln nit.

Sielig is de Mann,
De den Wiggewaater entlaupen kann.

## 201. Das Dietmarſiſche Lügenmärchen



Ich will euch etwas erzählen. Ich ſah zwei gebratene Hühner fliegen, flogen ſchnell und hatten die Bäuche gen Himmel gekehrt, die Rücken nach der Hölle, und ein Amboß und ein Mühlſtein ſchwammen über den Rhein, fein langſam und leiſe, und ein Froſch ſaß und fraß eine Pflugſchar zu Pfingſten auf dem Eis. Da waren drei Kerle, wollten einen Haſen fangen, gingen auf Krücken und Stelzen, der eine war taub, der zweite blind, der dritte ſtumm und der vierte konnte keinen Fuß rühren. Wollt ihr wiſſen, wie das geſchah? Der Blinde, der ſah zuerſt den Haſen über Feld traben, der Stumme rief dem Lahmen zu, und der Lahme faßte ihn beim Kragen. Etliche, die wollten zu Land ſegeln und ſpannten die Segel im Wind und ſchifften über große Äcker hin: da ſegelten ſie über einen hohen Berg, da mußten ſie elendig erſaufen. Ein Krebs jagte einen Haſen in die Flucht, und hoch auf dem Dach lag eine Kuh, die war hinauf geſtiegen. In dem Lande ſind die Fliegen ſo groß als hier die Ziegen. Mache das Fenſter auf, damit die Lügen hinausfliegen.

# 202. Das Märchen vom Schlauraffenland

n der Schlauraffenzeit da ging ich, und ſah an einem kleinen Seidenfaden hing Rom und der Lateran, und ein fußloſer Mann der überlief ein ſchnelles Pferd, und ein bitterſcharfes Schwert das durchhieb eine Brücke. Da ſah ich einen jungen Eſel mit einer ſilbernen Naſe, der jagte hinter zwei ſchnellen Haſen her, und eine Linde, die war breit, auf der wuchſen heiße Fladen. Da ſah ich eine alte dürre Geiß, trug wohl hundert Fuder Schmalzes an ihrem Leibe und ſechzig Fuder Salzes. Iſt das nicht gelogen genug? Da ſah ich ackern einen Pflug ohne Roß und Rinder, und ein jähriges Kind warf vier Mühlenſteine von Regensburg bis nach Trier und von Trier hinein in Straßburg, und ein Habicht ſchwamm über den Rhein: das tat er mit vollem Recht. Da hört ich Fiſche miteinander Lärm anfangen, daß es in den Himmel hinaufſcholl, und ein ſüßer Honig floß wie Waſſer von einem tiefen Tal auf einen hohen Berg; das waren ſeltſame Geſchichten. Da waren zwei Krähen, mähten eine Wieſe, und ich ſah zwei Mücken an einer Brücke bauen, und zwei Tauben zerrupften einen Wolf, zwei Kinder die wurfen zwei Zicklein, aber zwei Frösche droſchen miteinander Getreid aus. Da ſah ich zwei Mäuſe einen Biſchof weihen, zwei Katzen, die einem Bären die Zunge auskratzten. Da kam eine Schnecke gerannt und erſchlug zwei wilde Löwen. Da ſtand ein Bartſcherer, ſchor einer Frauen ihren Bart ab, und zwei ſäugende Kinder hießen ihre Mutter ſtillſchweigen. Da ſah ich zwei Windhunde, brachten eine Mühle aus dem Waſſer getragen, und eine alte Schindmähre ſtand dabei, die ſprach, es wäre recht. Und im Hof ſtanden vier Roſſe, die droſchen Korn aus allen Kräften, und zwei Ziegen, die den Ofen heizten und eine rote Kuh ſchoß das Brot in den Ofen. Da krähte ein Huhn „kikeriki, das Märchen iſt auserzählt, kikeriki."

# 203. Der goldene Schlüſſel

Zur Winterszeit, als einmal ein tiefer Schnee lag, mußte ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Wie er es nun zuſammengeſucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er ſo erfroren war, noch nicht nach Haus gehen, ſondern erſt Feuer anmachen und ſich ein bißchen wärmen. Da ſcharrte er den Schnee weg, und wie er ſo den Erdboden aufräumte, fand er einen kleinen goldenen Schlüſſel. Nun glaubte er, wo der Schlüſſel wäre, müßte auch das Schloß dazu ſein, grub in die Erde und fand ein eiſernes Käſtchen. „Wenn der Schlüſſel nur paßt!“ dachte er, „es ſind gewiß koſtbare Sachen in dem Käſtchen.“ Er ſuchte, aber es war kein Schlüſſelloch da, endlich entdeckte er eins, aber ſo klein, daß man es kaum ſehen konnte. Er probierte und der Schlüſſel paßte glücklich. Da drehte er einmal herum, und nun müſſen wir warten, bis er vollends aufgeſchloſſen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Käſtchen lagen.

# Inhalt


| | | Seite |
|---|---|---|
| 75. | De Gaudeif un ſien Meeſter | 1 |
| 76. | Die kluge Bauerntochter | 3 |
| 77. | Das Hirtenbüblein | 6 |
| 78. | Doktor Allwiſſend | 7 |
| 79. | Up Reiſen gohn | 9 |
| 80. | Die vier kunſtreichen Brüder | 10 |
| 81. | Sechſe kommen durch die ganze Welt | 14 |
| 82. | Die ſechs Diener | 19 |
| 83. | Der Teufel mit den drei goldenen Haaren | 26 |
| 84. | Der Vogel Greif | 32 |
| 85. | Die drei Schlangenblätter | 39 |
| 86. | Der König vom goldenen Berg | 42 |
| 87. | Die Rabe | 48 |
| 88. | Der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein | 54 |
| 89. | Tiſchchen deck dich, Goldeſel, und Knüppel aus dem Sack | 60 |
| 90. | Der Krauteſel | 70 |
| 91. | Der treue Johannes | 76 |
| 92. | Die beiden Wanderer | 84 |
| 93. | Die Geſchenke des kleinen Volkes | 95 |
| 94. | Die Waſſernixe | 97 |
| 95. | Fundevogel | 98 |
| 96. | Der liebſte Roland | 101 |
| 97. | Die weiße Schlange | 104 |
| 98. | Die Scholle | 109 |
| 99. | Rohrdommel und Wiedehopf | 110 |
| 100. | Des Herrn und des Teufels Getier | 111 |
| 101. | Der Zaunkönig | 112 |
| 102. | Der Zaunkönig und der Bär | 115 |
| 103. | Der Hund und der Sperling | 117 |
| 104. | Der Sperling und ſeine vier Kinder | 120 |
| 105. | Der Fuchs und das Pferd | 123 |
| 106. | Der alte Sultan | 124 |
| 107. | Die Bremer Stadtmuſikanten | 126 |
| 108. | Der Wolf und der Fuchs | 130 |
| 109. | Der Wolf und der Menſch | 132 |
| 110. | Der Fuchs und die Frau Gevatterin | 133 |
| 111. | Der Fuchs und die Katze | 134 |
| 112. | Der Haſe und der Igel | 135 |
| 113. | Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurſt | 138 |
| 114. | Katze und Maus in Geſellſchaft | 140 |
| 115. | Das junggeglühte Männlein | 143 |
| 116. | Bruder Luſtig | 144 |

Seite

117. De Spielhansl . . . . . 154
118. Das blaue Licht . . . . . 157
119. Des Teufels rußiger Bruder . . . . . 162
120. Der Bärenhäuter . . . . . 165
121. Die drei Handwerksburschen . . . . . 170
122. Der Teufel und seine Großmutter . . . . . 173
123. Der Bauer und der Teufel . . . . . 176
124. Der Grabhügel . . . . . 177
125. Der Stiefel von Büffelleder . . . . . 181
126. Der Schneider im Himmel . . . . . 184
127. Das Bürle im Himmel . . . . . 186
128. Lieb und Leid teilen . . . . . 187
129. Meister Pfriem . . . . . 188
130. Der Gevatter Tod . . . . . 192
131. Die Boten des Todes . . . . . 195
132. Die Lebenszeit . . . . . 197
133. Die Kornähre . . . . . 198
134. Die ungleichen Kinder Evas . . . . . 199
135. Der Arme und der Reiche . . . . . 201
136. Die klare Sonne bringt's an den Tag . . . . . 205
137. Die Sterntaler . . . . . 207
138. Der arme Junge im Grab . . . . . 208
139. Der Nagel . . . . . 211
140. Der Jude im Dorn . . . . . 212
141. Der gute Handel . . . . . 216
142. Die klugen Leute . . . . . 220
143. Der Frieder und das Catherlieschen . . . . . 224
144. Hans heiratet . . . . . 231
145. Hans im Glück . . . . . 232
146. Der gescheite Hans . . . . . 237
147. Die kluge Else . . . . . 240
148. Das kluge Gretel . . . . . 243
149. Der kluge Knecht . . . . . 246
150. Der faule Heinz . . . . . 247
151. Die hagere Liese . . . . . 249
152. Der alte Hildebrand . . . . . 251
153. Die drei Spinnerinnen . . . . . 254
154. Die faule Spinnerin . . . . . 257
155. Die drei Feldscherer . . . . . 259
156. Die drei Brüder . . . . . 261
157. Der Hahnenbalken . . . . . 263
158. Die drei Glückskinder . . . . . 264
159. Die sieben Schwaben . . . . . 267
160. Die Eule . . . . . 270

Seite

161. Der Mond . . . . . 272
162. Der Wolf und die sieben jungen Geißlein . . . . . 274
163. Rotkäppchen . . . . . 277
164. Dornröschen . . . . . 281
165. De drei Vügelkens . . . . . 284
166. Die zertanzten Schuhe . . . . . 288
167. Der Geist im Glas . . . . . 292
168. Simeliberg . . . . . 296
169. Das Rätsel . . . . . 298
170. Rätselmärchen . . . . . 301
171. Der gläserne Sarg . . . . . 302
172. Der Räuberbräutigam . . . . . 308
173. Jorinde und Joringel . . . . . 312
174. Schneeweißchen und Rosenrot . . . . . 314
175. Die Gänsehirtin am Brunnen . . . . . 321
176. Die Nixe im Teich . . . . . 331
177. Das Meerhäschen . . . . . 336
178. Die Kristallkugel . . . . . 339
179. Spindel, Weberschiffchen und Nadel . . . . . 342
180. Der alte Großvater und der Enkel . . . . . 345
181. Das eigensinnige Kind . . . . . 346
182. Der undankbare Sohn . . . . . 346
183. Die alte Bettelfrau . . . . . 347
184. Die Schlickerlinge . . . . . 347
185. Die Brautschau . . . . . 348
186. Das Lämmchen und Fischchen . . . . . 348
187. Läuschen und Flöhchen . . . . . 350
188. Von dem Tode des Hühnchens . . . . . 352
189. Das Lumpengesindel . . . . . 354
190. Herr Korbes . . . . . 356
191. Die Hochzeit der Frau Füchsin . . . . . 357
192. Häschenbraut . . . . . 360
193. Das Hausgesinde . . . . . 361
194. Die schöne Katrinelje und Pif Paf Poltrie . . . . . 362
195. Oll Rinkrank . . . . . 363
196. Die Unke . . . . . 365
197. Der Fuchs und die Gänse . . . . . 365
198. Die Brosamen auf dem Tisch . . . . . 366
199. Dat Mäken von Brakel . . . . . 367
200. Knoist un sine dre Sühne . . . . . 367
201. Das Dietmarsische Lügenmärchen . . . . . 368
202. Das Märchen vom Schlauraffenland . . . . . 369
203. Der goldene Schlüssel . . . . . 370

# Vergleich der Zählung der Brüder Grimm mit der unseren

| Grimm Nr. | | Unsere Ausgabe Nr. |
|---|---|---|
| 1 | — | 66 |
| 2 | — | 114 |
| 3 | — | 55 |
| 4 | — | 40 |
| 5 | — | 162 |
| 6 | — | 91 |
| 7 | — | 141 |
| 8 | — | 30 |
| 9 | — | 43 |
| 10 | — | 189 |
| 11 | — | 47 |
| 12 | — | 32 |
| 13 | — | 49 |
| 14 | — | 153 |
| 15 | — | 51 |
| 16 | — | 85 |
| 17 | — | 97 |
| 18 | — | 29 |
| 19 | — | 59 |
| 20 | — | 26 |
| 21 | — | 34 |
| 22 | — | 169 |
| 23 | — | 113 |
| 24 | — | 54 |
| 25 | — | 44 |
| 26 | — | 163 |
| 27 | — | 107 |
| 28 | — | 6 |
| 29 | — | 83 |
| 30 | — | 187 |
| 31 | — | 56 |
| 32 | — | 146 |
| 33 | — | 31 |
| 34 | — | 147 |
| 35 | — | 126 |
| 36 | — | 89 |
| 37 | — | 24 |
| 38 | — | 191 |
| 39 | — | 3 |
| 40 | — | 172 |
| 41 | — | 190 |
| 42 | — | 52 |
| 43 | — | 53 |
| 44 | — | 130 |
| 45 | — | 25 |
| 46 | — | 42 |
| 47 | — | 9 |
| 48 | — | 106 |
| 49 | — | 45 |
| 50 | — | 164 |
| 51 | — | 95 |
| 52 | — | 12 |
| 53 | — | 37 |
| 54 | — | 88 |
| 55 | — | 2 |
| 56 | — | 96 |
| 57 | — | 38 |
| 58 | — | 103 |
| 59 | — | 143 |
| 60 | — | 7 |
| 61 | — | 15 |
| 62 | — | 73 |
| 63 | — | 62 |
| 64 | — | 14 |
| 65 | — | 35 |
| 66 | — | 192 |
| 67 | — | 72 |
| 68 | — | 75 |
| 69 | — | 173 |
| 70 | — | 158 |
| 71 | — | 81 |
| 72 | — | 109 |
| 73 | — | 108 |
| 74 | — | 110 |
| 75 | — | 111 |
| 76 | — | 57 |
| 77 | — | 148 |
| 78 | — | 180 |
| 79 | — | 94 |
| 80 | — | 188 |
| 81 | — | 116 |
| 82 | — | 117 |
| 83 | — | 145 |
| 84 | — | 144 |
| 85 | — | 8 |
| 86 | — | 197 |
| 87 | — | 135 |
| 88 | — | 68 |
| 89 | — | 10 |
| 90 | — | 16 |
| 91 | — | 17 |
| 92 | — | 86 |
| 93 | — | 87 |
| 94 | — | 76 |
| 95 | — | 152 |
| 96 | — | 165 |
| 97 | — | 39 |
| 98 | — | 78 |
| 99 | — | 167 |
| 100 | — | 119 |
| 101 | — | 120 |
| 102 | — | 102 |
| 103 | — | 23 |
| 104 | — | 142 |
| 105 (I, II) | — | 1 |
| 105 (III) | — | 196 |
| 106 | — | 61 |
| 107 | — | 92 |
| 108 | — | 63 |
| 109 | — | 4 |
| 110 | — | 140 |
| 111 | — | 13 |
| 112 | — | 19 |
| 113 | — | 69 |

| Grimm Nr. | | Unsere Ausgabe Nr. |
|---|---|---|
| 114 | — | 27 |
| 115 | — | 136 |
| 116 | — | 118 |
| 117 | — | 181 |
| 118 | — | 155 |
| 119 | — | 159 |
| 120 | — | 121 |
| 121 | — | 41 |
| 122 | — | 90 |
| 123 | — | 65 |
| 124 | — | 156 |
| 125 | — | 122 |
| 126 | — | 46 |
| 127 | — | 67 |
| 128 | — | 154 |
| 129 | — | 80 |
| 130 | — | 33 |
| 131 | — | 194 |
| 132 | — | 105 |
| 133 | — | 166 |
| 134 | — | 82 |
| 135 | — | 48 |
| 136 | — | 36 |
| 137 | — | 60 |
| 138 | — | 200 |
| 139 | — | 199 |
| 140 | — | 193 |
| 141 | — | 186 |
| 142 | — | 168 |
| 143 | — | 79 |
| 144 | — | 64 |
| 145 | — | 182 |
| 146 | — | 20 |
| 147 | — | 115 |
| 148 | — | 100 |
| 149 | — | 157 |
| 150 | — | 183 |
| 151 | — | 21 |
| 151* | — | 22 |
| 152 | — | 77 |
| 153 | — | 137 |
| 154 | — | 5 |
| 155 | — | 185 |
| 156 | — | 184 |
| 157 | — | 104 |
| 158 | — | 202 |
| 159 | — | 201 |
| 160 | — | 170 |
| 161 | — | 174 |
| 162 | — | 149 |
| 163 | — | 171 |
| 164 | — | 150 |
| 165 | — | 84 |
| 166 | — | 18 |
| 167 | — | 127 |
| 168 | — | 151 |
| 169 | — | 50 |
| 170 | — | 128 |
| 171 | — | 101 |
| 172 | — | 98 |
| 173 | — | 99 |
| 174 | — | 160 |
| 175 | — | 161 |
| 176 | — | 132 |
| 177 | — | 131 |
| 178 | — | 129 |
| 179 | — | 175 |
| 180 | — | 134 |
| 181 | — | 176 |
| 182 | — | 93 |
| 183 | — | 28 |
| 184 | — | 139 |
| 185 | — | 138 |
| 186 | — | 70 |
| 187 | — | 112 |
| 188 | — | 179 |
| 189 | — | 123 |
| 190 | — | 198 |
| 191 | — | 177 |
| 192 | — | 74 |
| 193 | — | 71 |
| 194 | — | 133 |
| 195 | — | 124 |
| 196 | — | 195 |
| 197 | — | 178 |
| 198 | — | 11 |
| 199 | — | 125 |
| 200 | — | 203 |
| Kinder-legenden | — | 58 |

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

# FOLKLORE

MANCHESTER, INDIANA

3 9000 005 840 009

# FOLKLORE

Digitized by Google

# FOLKLORE

IN MANCHESTER, INDIANA

3 9000 005 840 009

# FOLKLORE